

DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



**Im Brennpunkt: Denkmalpflege
in München**

**Abschluss eines Erfolgsprojektes:
Frühbronzezeitliche Spangenbarren
aus Oberding**

**Das Epitaph in der Coburger
Morizkirche**



TAG DES OFFENEN DENKMALS 2017 MÜNCHEN, ALTE MÜNZE



Impressum

Herausgeber: Bayerisches Landesamt für
Denkmalpflege

Redaktion: Dr. Astrid Hansen (verantwortl.
Redakteurin), Dr. Doris Ebner
Tel. 089 2114-261/-358
Fax 089 2114-401
Astrid.Hansen@blfd.bayern.de
Doris.Ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit:
Dr. Friederike Dhein, Renate Schiwall M.A.,
Sabine Tönnies M.A.

Satz, Layout, Bildbearbeitung: Susanne Scherff
Bildbearbeitung: David Winckelmann

Titelbild: Coburg, Morizkirche, Epitaph für
Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)
S. 2: Tag des offenen Denkmals in der Alten
Münze (Fotos: BLfD, Marc Jumpers)

Herstellung: Kastner & Callwey

Auflage: 8000 Stück

Denkmalpflege Informationen im Internet:
www.blfd.bayern.de/denkmalfassung/
publikationswesen

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

**Dienststellen der Denkmalpflege
in Bayern**

Dienststelle München (Zentrale)
Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. 089 2114-0
poststelle@blfd.bayern.de

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen
in Bayern
Alter Hof 2, 80331 München
Tel. 089 210140-0

Dienststelle Bamberg
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. 0951 4095-0

Dienststelle Nürnberg
Burg 4, 90403 Nürnberg
Tel. 0911 23585-0

Dienststelle Regensburg
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. 0941 595748-0

Dienststelle Thierhaupten
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. 08271 8157-0

Dienststelle Weißenburg
Obere Stadtmühlgasse 1, 91781 Weißenburg
Tel. 089 210140-72

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter:
vorname.name@blfd.bayern.de

www.blfd.bayern.de

EDITORIAL

*Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der Denkmalpflege,*

Der Abbruch eines Denkmals im Münchner Stadtteil Giesing hat Anfang September für großen Unmut in der Stadtgesellschaft gesorgt. Innerhalb weniger Minuten wurde ein altes Handwerkerhaus abgerissen, das der Eigentümer eigentlich instand setzen sollte. Dafür zumindest lag eine Genehmigung vor – für den Abriss selbstverständlich nicht. Die entsetzten und verärgerten Nachbarn wurden tätig: sie informierten die Behörden und die Medien, organisierten Informationsveranstaltungen und Mahnwachen, brachten das Thema in die Öffentlichkeit. Natürlich ist dieser Aufruhr im Kontext zu sehen: Die Mieten und Preise für Wohneigentum steigen in München in ungeahnte Höhen, die Menschen sehen ihre angestammten Wohnviertel in einem Strudel von Veränderung verschwinden. In diesem Klima ist die Wut über ein mutwillig zerstörtes Denkmal besonders groß. Zugleich aber ist die gesellschaftliche Diskussion über das in Giesing abgebrochene Baudenkmal nur die Spitze des Eisbergs. In ganz Bayern mehren sich empörte Stimmen, die Denkmalverluste beklagen. Fast hat es den Anschein, dass der Stellenwert der Denkmalpflege steigt, dass das Bewusstsein für das erhaltenswerte bau- und bodendenkmalpflegerische Erbe wächst. Es wäre schön, wenn sich tatsächlich längerfristig eine positive Tendenz abzeichnen würde.

Wie vielseitig die Denkmalpflege ist, was sie alles zu bieten hat, zeigt Ihnen der Blick ins Inhaltsverzeichnis der aktuellen Denkmalpflege Informationen. Diese Ausgabe bietet Einblicke in alle Arbeitsbereiche des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege: in die Bau- und Kunstdenkmalpflege ebenso wie die Bodendenkmalpflege, in die Denkmalerfassung und Denkmalforschung sowie die Museumsbetreuung. Berichte über abgeschlossene Instandsetzungen zeigen, wie Baudenkmäler moderne, zeitgemäße Nutzungen aufnehmen können – wie sie barrierefrei nutzbar und energetisch optimiert werden können. Wir zeigen Ihnen, welche neuen Baudenkmäler es gibt, etwa den Eiskanal in Augsburg als Beispiel für eine Sportstätte aus der Zeit der Olympischen Spiele 1972. Der mittlerweile schon fast berühmte Spangenbarrenhortfund von Oberding ist fertig restauriert – er ist jetzt im Museum Erding in einer neuen Dauerausstellung zu bestaunen. Sie sehen, der Fächer denkmalpflegerischer Themen ist breit, es gibt Vieles, das begeistern kann und meine These belegt, dass Denkmalpflege viel mehr Gewinn als Belastung ist. Natürlich berichten wir Ihnen in der vorliegenden Ausgabe der Denkmalpflege Informationen auch aus dem Amt – vom Tag des offenen Denkmals, vom Europäischen Kulturerbejahr 2018, das schon erste Schatten vorauswirft, oder vom Bayerischen Museumstag in Schwabach.

Ich hoffe, auch Sie finden das Stück Denkmalpflege, das Sie begeistert. Machen Sie Werbung für unser Thema – es ist ein gesellschaftlicher Belang, der breite Unterstützung gut gebrauchen kann.

Ihr

*Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator*



EDITORIAL

- 3 Mathias Pfeil

IM BRENNPUNKT

- 6 David gegen Goliath oder: Hat die Denkmalpflege in München noch eine Chance?
Mathias Pfeil

DENKMAL AKTUELL

- 8 Die Sicherung der historischen Fassungen an Weltgerichts- und Marienkrönungsportal der Sebalduskirche in Nürnberg. Ein wegweisendes Projekt
Alexandra Fritsch, Eberhard Holter und Kathrin Müller
- 12 Das Epitaph Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen in der Coburger Moritzkirche
Annette Faber, Jutta Minor und Cornelia Patterson
- 18 Bauunterhalt im 18. Jahrhundert. Historische Reparatur- und Sicherungsmaßnahmen an den Dachwerken des Hohen Domes zu Augsburg
Constanze Bayer und Christian Kayser

- 25 Die Instandsetzung der Stadthalle in Penzberg
Thomas Hermann

- 29 Spickel und Eiskanal – Vom Stadtwald des Biedermeier zur Weltklasse-Kanustrecke
Harald Gieß

- 33 Feierliche Übergabe des 1000. Denkmalpflegerischen Erhebungsbogens in Bayern
Gerhard Ongyerth

DENKMALFORSCHUNG

- 35 War was vor der Wallfahrt? Zur Archäologie in und an Wallfahrtskirchen anhand von Beispielen aus Nordbayern
Mathias Hensch

- 42 Die Christus-Thomas-Gruppe in St. Thomas in Landerzhofen bei Greding/Altmühltal
Elke Reese

- 45 Die neu aufgedeckten Wandmalereien des späten 14. Jahrhunderts in der Burgkapelle Dobl
Gerald Dobler

- 51 Die abgenommenen Wandmalereien aus dem Nürnberger Rathausaal
Nadia Thalguter



Instandsetzung der Stadthalle Penzberg (Foto: BLfD, Michael Forstner) – S. 25



Burgkapelle Dobl, Ostwand, Heilige (Foto: Claudia Salzberger) – S. 45

- 56 Das KZ-Außenlager Fischen im Allgäu.
Geschichte und Erfassung
Hermann Kerscher und Markus Naumann
- 60 Der frühbronzezeitliche Spangenbarrenhort von
Oberding – Abschluss eines Erfolgsprojektes
Stephanie Gasteiger
- 62 Methodenreihe des Zentrallabors im BLfD.
Teil 10: Mobile und stationäre Röntgen-
fluoreszenzanalyse
Björn Seewald

PASSION DENKMAL

- 66 Schicht für Schicht Archäologie entdecken.
Die Dauerausstellung „SchichtWerk – Zeitreisen
im Wersonhaus“ Gilching
Manfred Gehrke, Sabine Mayer und Annette Reindel
- 68 Der Sage auf der Spur. Entdeckung, Erforschung
und Erträge einer spätmittelalterlichen Wüstung bei
Schönderling, Markt Schondra
Franz Xaver Bechtold, Ralf Obst, Nils Ostermeier
und Philipp Schinkel

FEUILLETON

- 71 Leben am Limit.
UNESCO-Welterbe Eiszeithöhlen der Alb
Doris Ebner
- 75 Denkmalrätsel
Astrid Hansen und Marion-Isabell Hoffmann

AKTIVITÄTEN

- 77 Auftakt zum Europäischen Kulturerbejahr in der
Königlichen Villa in Regensburg
Silvia Codreanu-Windauer
- 78 Offenen Türen im Bayerischen Landesamt
für Denkmalpflege. Tag des offenen Denkmals 2017
Dorothee Ott
- 79 Käfer & Co. – Holzschutz in der Baudenkmalpflege.
Tagung im Bauarchiv Thierhaupten
Susanne Nitschel
- 80 In jedem Sinne: Museen gestalten. 19. Bayerischer
Museumstag in Schwabach, 28.–30. Juni 2017
Wolfgang Stäbler
- 82 UNESCO-Welterbe Prähistorische Pfahlbauten um die
Alpen. Welterbe-Informationstag am 1. Juli 2017 auf der
Roseninsel – 6000 Jahre Geschichte unter Wasser
Elisabeth Krieger und Markus Gschwind
- 83 Wissenschaftlicher Triathlon – Fachtagung, museale
Präsentation und Begleitpublikation zum Hortfund von
Oberding im Museum Erding
Christian Later
- 85 Bayerischer Denkmalpflegepreis 2018 ausgelobt
Laura Krauss

86 PERSONALIA

94 LITERATUR



Gilching: Stratigraphie eines Grabes in Schubladen (Foto: Andreas Wening) – S. 66



Replik des Pferdchens aus der Vogelherdhöhle (Foto: Doris Ebner) – S. 71

David gegen Goliath oder: Hat die Denkmalpflege in München noch eine Chance?

Fast erscheint es wie eine Posse, wäre es nicht so traurig. In der ensemblesgeschützten Feldmüllersiedlung in München-Giesing, einer frühen Stadterweiterung für Handwerker und Arbeiter aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde in einem noch nicht bis zur letzten Ecke durchgentrifizierte Stadtquartier Münchens ein kleines denkmalgeschütztes Handwerkerhaus von 1840 „versehentlich“ abgerissen – auf besonders verachtenswerte Weise. Für das kleine Häuschen, von dessen Art es in ganz München nur noch 48 Stück gibt, lag eine aktuelle Genehmigung zur Instandsetzung vor, Fördermittel waren in Aussicht gestellt.

Der Unteren Denkmalschutzbehörde (UDB) der Stadt München wurde von der ausführenden Firma am 10. Juli 2017 ein Antrag auf Erlaubnis nach dem BayDSchG vorgelegt, der die zum Gebäudeerhalt geplanten Instandsetzungsmaßnahmen beschreibt. Auf die Absicht, das Gebäude abzureißen, deutete nichts hin. Die UDB hat die Erlaubnis am 28. Juli 2017 erteilt, vorgesehen waren eine neue Dacheindeckung, die Behebung von Feuchteschäden und die Instandsetzung von Böden und Decken. Was dann aber geschah, bewegt München seit mehreren Wochen.

Ensemble und Baudenkmal in der Denkmalliste

Feldmüllersiedlung, E-1-62-000-12:

„Die Feldmüllersiedlung in Giesing, eine in den Jahren zwischen 1840 und 1845 planmäßig begonnene Kleinhausiedlung, ist ein Ensemble von städtebaulicher und sozialgeschichtlicher Bedeutung. Hier hat sich im Umfang eines Kleinstquartiers als siedlungsgeschichtliche Besonderheit [...] erhalten, was nicht nur Zeugnis ablegt über die bauliche Realität der Bevölkerungsschicht eines typischen Münchener Vororts, sondern auch städtebauliches Dokument

einer planerischen Fürsorge ist, die sich, noch zur Regierungszeit Ludwigs I., nicht mehr nur auf die spektakuläre Stadterweiterung ‚Maxvorstadt‘ und deren mittelständisch-bürgerlichen Wohnstandard beschränkte und [...] gleichzeitig den Gedanken einer frühen Sanierung in den charakteristischen Arme-Leute-Gebieten zum Ausdruck bringt und damit einen dokumentarischen Wert hat, der nicht nur für München selbst eine spezielle Besonderheit darstellt, sondern für ganz Bayern und vermutlich noch darüber hinaus. So handelt es sich bei der Feldmüllersiedlung um eine ungewöhnlich frühe Arbeitersiedlung im Vorstadtbereich, ehemals ‚modern‘ und ‚fortschrittlich‘ im Sinne eines sozialen Aufstiegs von Tagelöhnern zumeist, die sich aus der denkbar bescheidensten Vorort-Behausungsform – der Zimmerunterkunft in Herbergen – ins Kleineigentum heraufgearbeitet hatten, d. h. ins kleine eigene Reihenhaus mit [...] Gartenparzelle [...]“

Obere Grasstraße 1, D-1-62-000-4866: Das Gebäude wurde bereits 1979 erfasst und in die Denkmalliste eingetragen:

„Ehem. Handwerkerhaus, zusammengesetzte Baugruppe bestehend aus einem erdgeschossigen, verputzten Massivbau mit Satteldach im Norden und einem eingeschossigen, verputzten Massivbau mit Mansarddach und großer Schleppgaube, im Kern um 1840/45, nach Kriegszerstörung 1946 wiederaufgebaut.“

Chronologie einer Untat

Nachdem die Erlaubnis zur Instandsetzung vorlag, schreibt am 2. August der Anwalt des Eigentümers die Nachbarn an: „Das Gebäude Grasstr. 1 soll demnächst saniert werden. Das Gebäude bleibt dabei aus Gründen des Denkmalschutzes nach außen



München - Giesing, Baudenkmal Obere Grasstraße 1, vor der Zerstörung (Foto: BLfD, Burkhard Körner)



Einige Münchner brachten ihre Betroffenheit am Bauzaun zum Ausdruck (Foto: BLfD, Mathias Pfeil)

wie vorhanden erhalten.“ Es kam dann aber ganz anders:

Donnerstag, 31. August 2017: Bauarbeiter beschädigen mit einem Bagger das Dach und die Fassade des Gebäudes. Verstörte Anwohner verständigen die Polizei. UDB und Bauaufsichtsbehörde treffen mit der Polizei auf der Baustelle ein, die Bauarbeiten werden eingestellt. Der Baggerfahrer sagt, er habe das Gebäude abreißen sollen. Die Bauaufsichtsbehörde informiert daraufhin den Bauherrn – auch schriftlich – über die Einstellung; dieser gibt an, er habe die Arbeiten nicht beauftragt und distanzieren sich von dem Vorgang.

Freitag, 1. September 2017: Am späten Nachmittag werden die Abbrucharbeiten fortgesetzt, innerhalb weniger Minuten hat der Bagger das kleine Gebäude beseitigt – schneller, als die Behörden eingreifen konnten. Der Baggerfahrer flüchtet.

Montag, 4. September 2017: Das BLfD formuliert gegenüber der Stadt München und der Presse seine Forderung nach „Wiederaufbau“ gem. Art. 15 Abs. 5 BayDSchG, OB Reiter schließt sich dieser Forderung an.

Bedeutung und Folgen dieser Denkmalzerstörung

Dieser Abriss hat Symbolcharakter. In München steigen Immobilienpreise ins Unermessliche, auf dem nahegelegenen Gelände der ehemaligen Paulaner Brauerei z. B. entsteht gerade ein Wohngebiet mit Quadratmeterpreisen von ca. € 10 000 bis 20 000. Mieten für Wohnungen in München erreichen schwindelerregende, ja asoziale Höhen, die Stadt ist nachverdichtet und durchgentrifiziert.

Dagegen machen sich Strafen für nicht genehmigten Denkmalabriss fast schon lächerlich aus, was sie für Investoren kalkulierbar macht. Das nach BayDSchG Art. 23 Abs. 1 Nrn. 1 und 2 höchstmögliche Bußgeld liegt bei € 250 000, Gerichte finden zudem oft „billigere Kompromisse“. In Verbindung mit Art. 79 BayBO für die Ordnungswidrigkeit kann eine kombinierte Bußgeldforderung von maximal € 500 000 erreicht werden, die einem möglichen Gewinn durch höhere Grundausnutzung gegenübergestellt werden muss.

Das Handwerkerhäuschen Obere Grasstraße 1 war aber – rein städtebaulich gesehen – ein „Maßstabssprung nach unten“, der Heterogenität des Ensembles gemäß. Betrachtet man die Situation bauplanungsrechtlich, könnte nach § 34 BauGB ein Neubau vier- bis fünfgeschossig sein, das höchstmögliche Strafmaß nähme sich gegenüber dem erzielbaren Gewinn sehr bescheiden aus.

Für solche Fälle hat der Gesetzgeber bereits 1973 Sorge getragen. Der Denkmalabbruch Obere Grasstraße 1 stellt einen besonders krassen Fall der Herabwürdigung von Baudenkmalern dar. Art. 15 Abs. 5 BayDSchG sieht folgendes vor: *„Wer widerrechtlich Bau- oder Bodendenkmäler [...] vorsätzlich oder grob fahrlässig zerstört oder beschädigt, ist unabhängig von der Verhängung einer Geldbuße zur Wiedergutmachung des von ihm angerichteten Schadens bis zu dessen vollem Umfang verpflichtet.“*

Auf Basis einer Bestandsaufnahme ist zunächst eine Analyse des Schadens vorzunehmen, vorhandene Materialien und Strukturen müssen auf ihre Wiederverwertbarkeit untersucht, ein Forderungskatalog erarbeitet und auf dieser Grundlage ein Wiederaufbaukonzept entwickelt wer-

den. Nur so können von Investorensseite „kalkulierte“ Denkmalabbrüche präventiv verhindert werden, um vorsätzliche Denkmalzerstörungen in München nicht zum unrühmlichen Standard werden zu lassen.

Sehr schnell machte sich nach diesem frechen Handstreich größter Unmut breit. Die Chuzpe, mit der hier vorgegangen wurde, war ja auch ohne Vergleich. Innerhalb kürzester Zeit wurde das kleine Gebäude als „David“ gegenüber dem als „Goliath“ empfundenen Gentrifizierungsprozess wahrgenommen. Bei diesem eklatanten Fall von Denkmalfrevel schlugen die Emotionen höher als bei den landesweit fast schon normal gewordenen Zerstörungen wichtiger Zeugnisse der gebauten Geschichte; so erfolgten auf den Abbruch des 700 Jahre alten Wagenknechthaus in Donauwörth kaum Reaktionen. Der Fall in München steht allerdings für mehr, denn hier wird deutlich, mit welchen Mitteln Investoren mitunter arbeiten, wie stark sich die Stadt bereits verändert hat und wie die Menschen dabei oft nicht mehr mithalten können. Vom Oberbürgermeister bis zum Minister beschäftigten sich Bezirksausschüsse, Presse, Funk und Fernsehen mit diesem Fall. Mahnwachen und Protestkundgebungen finden statt, sogar ein Bürgercafé wird eingerichtet, um ein Forum für den Austausch mit Fachleuten zu bieten.

Fazit

Auch wenn der Denkmalbestand in Bayern nur etwa 1,5% der Gebäude und in München etwas über 4% ausmacht, ist diese Diskussion über das kleine Handwerkerhaus beispielgebend; sie statuiert ein Exempel gegen Veränderungsprozesse in unserer Heimat. Es geht darum, unser gebautes Erbe für künftige Generationen zu sichern, und dazu müssen wir die rechtlichen Möglichkeiten voll auszunutzen. „Wiedergutmachung vorsätzlich angerichteten Schadens“ ist eines der scharfen Schwerter, das anzuwenden ist, um deutlich zu machen, dass eine Gesellschaft es sich nicht gefallen lassen kann, vorrangige Gemeinwohlinteressen dem Wunsch Weniger nach höchstmöglicher Rendite hintanzustellen. Baudenkmalern dürfen nicht den gewissenlosen Verwertungsinteressen überlassen werden, ansonsten verkommt der Gesetzesauftrag zur Farce.

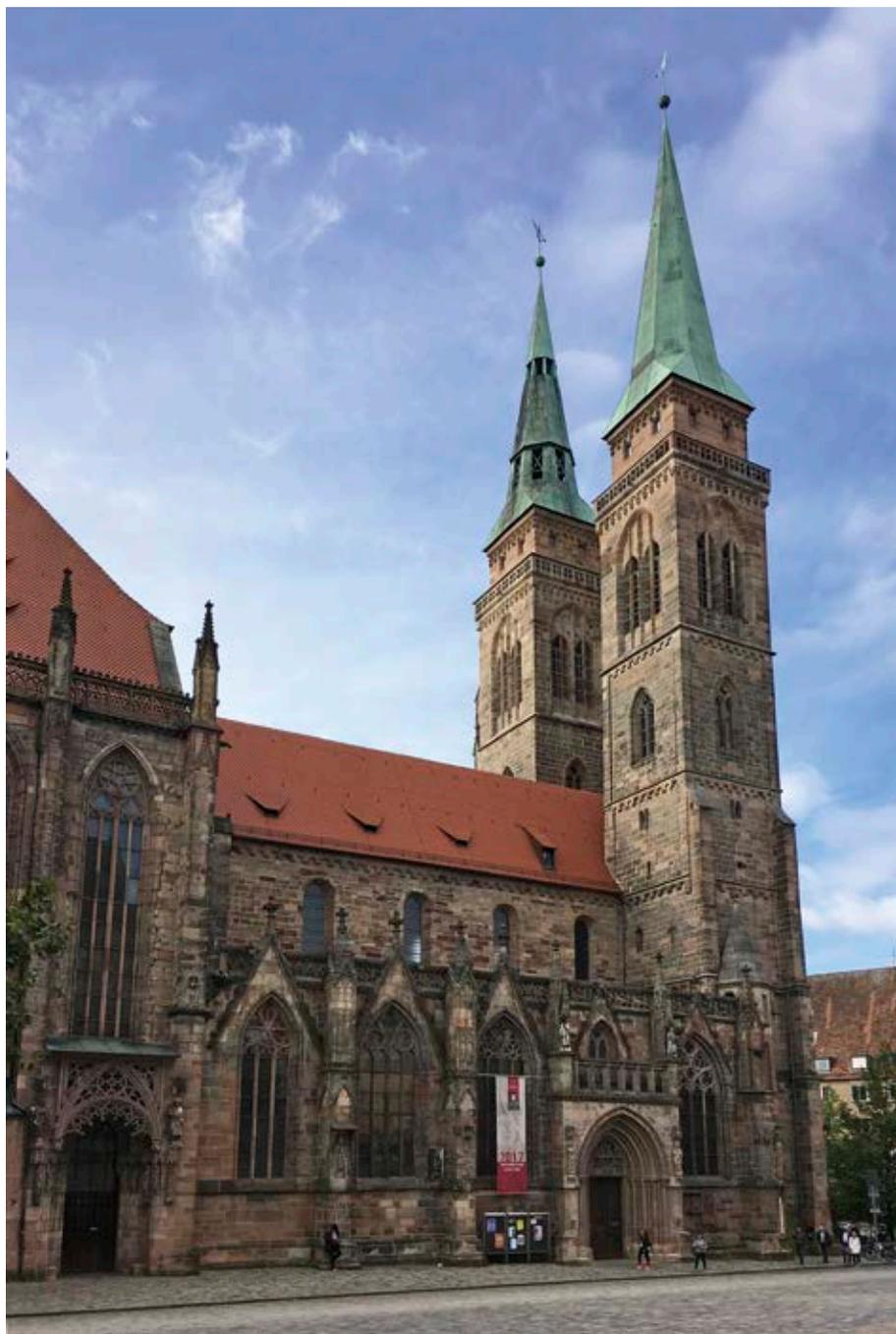
Mathias Pfeil

Die Sicherung der historischen Fassungen an Weltgerichts- und Marienkrönungsportal von St. Sebald in Nürnberg

Ein wegweisendes Projekt

Es ist bekannt, dass das heutige Erscheinungsbild gotischer Kathedralen was die Farbigkeit angeht in der Regel nicht mehr dem Bild der Bauzeit entspricht: Was heute nach steinsichtiger Schlichtheit aussieht, war in vielen Fällen einst farbenfroh gefasst. Dies gilt vor allem für die Innenräume, aber auch für bestimmte Partien am Außenbau, insbesondere die Portale. Aufgrund von Verschmutzung und Verwitterung ist davon heute zu meist kaum noch etwas erkennbar: Wo die Oberflächen nicht bereits komplett abgewittert sind (oder irgendwann einmal in restauratorischem Übermut „freigelegt“ wurden), bilden die übereinanderliegenden Farbschichten zusammen mit darauffliegenden Verschmutzungen unterschiedlicher Art häufig eine Verkrustungsschicht, die nicht mehr mechanisch zu trennen ist. Mit einer Abtragung der Schmutzschicht geht automatisch der Verlust wertvoller historischer Farbfassungen einher. Zum Umgang mit diesem Problem haben die Arbeiten, die in den letzten Jahrzehnten an der Nürnberger Sebalduskirche durchgeführt wurden, einen wichtigen Beitrag geleistet. Mit den im Juli 2017 abgeschlossenen restauratorischen Maßnahmen am Marienkrönungsportal schließt sich gewissermaßen der Kreis einer seit gut zwanzig Jahren laufenden Versuchsanordnung.

Der Bestand gefasster mittelalterlicher Bauplastik der Nürnberger Sebalduskirche ist kunsthistorisch von herausragender Bedeutung. Das Weltgerichts- und das Marienkrönungsportal der Süd- und Nordfassade des Langhauses (entstanden mit der ersten großen Kirchenerweiterung zwischen 1310 und 1320) waren ursprünglich polychrom gefasst. Architektur, Bauskulptur und Tympanonreliefs bilden in Gestaltung und ikonographi-



Nürnberg, St. Sebald, Nordansicht (Foto: BLfD, Bildarchiv)



Nürnberg, St. Sebald, Tympanon Weltgerichtsportal, Rekonstruktion der Erstfassung (Zeichnung: Alexandra van Aaken)

scher Aussage ein Gesamtkunstwerk. Im Tympanonrelief des südlichen Weltgerichtsportals ist das Jüngste Gericht mit Christus als Weltenrichter über den Seligen und Verdammten dargestellt. In den Gewänden stehen die Skulpturen von Abraham mit den Seligen im Schoß und zwei Engel mit den Leidenswerkzeugen Christi. An den Stirnseiten der Strebepfeiler flankieren die Kirchenpatrone das Portal, westlich die hl. Katharina und östlich der hl. Petrus.

Das Tympanon des nördlichen Marienkrönungsportals (wohl ca. 10 Jahre nach dem Weltgerichtsportal entstanden) ist zweizonig aufgebaut und zeigt oben die Marienkrönung umgeben von Engeln, unten Marientod und Grabtragung Mariens. An den Stirnseiten des Portals wurde nachträglich um 1370 die Verkündigungsgruppe aufgestellt.

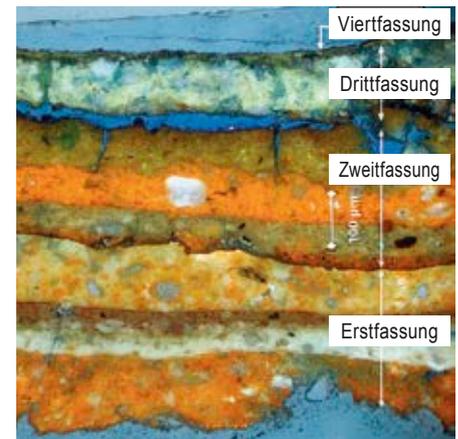
Erste Untersuchungen

Spektakuläre Hinweise zur Farbigkeit der Portale haben bereits im Vorfeld des hier beschriebenen Projektes wissenschaftliche Studien geliefert: Alexandra van Aaken legte im Rahmen ihrer Diplomarbeit am Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaften, Fachbereich Architektur

der Technischen Universität München, einen Rekonstruktionsvorschlag der Erstfassung des Weltgerichtstympanons vor. Die Untersuchung der Fassung fand vor Ort mit dem Stereomikroskop bei 40-facher Vergrößerung statt. Es wurden etwa 270 Stellen, davon 60 Proben untersucht, um eine Rekonstruktion in vielen Bereichen des Reliefs zu ermöglichen. Die erste, ursprüngliche Fassung war polychrom. Im Laufe der Jahrhunderte wurde diese Erstfassung von mehreren Neufassungen überdeckt, sodass letztlich ein „Paket“ aus bis zu 13 Farbschichten, die mindestens vier Fassungen zugeordnet werden können, entstanden war. Als letzte polychrome ist eine wahrscheinlich aus dem 19. Jahrhundert stammende Fassung nachweisbar. Über dieser liegt eine graue Schicht, bei der es sich um eine monochrome Fassung handeln könnte.

Von diesen farbigen Oberflächen war zum Zeitpunkt der Untersuchung allerdings mit bloßem Auge kaum noch etwas zu erkennen: Dicke Schmutzschichten und Witterungseinflüsse hatten ganze Arbeit geleistet. Deutlich erkennbare Schadensvorgänge aufgrund von Schadstoffbelastung in der Luft in vorindustrieller Zeit bis ins 20. Jahrhundert, klimatische Wechselbeanspruchung sowie wiederholte Restaurierungen mit nicht aufeinander abgestimmten oder

schädigenden Materialien zeigten akuten Handlungsbedarf und verdeutlichten zugleich die Probleme, die sich bei der Konservierung der geschädigten, verschwärzten Malschichten auf den Natursteinoberflächen ergeben. Aus steinrestauratorischer Sicht wäre die Abnahme der schwarzen gipshaltigen Umweltkrusten an der Portalarchitektur erforderlich gewesen. Da es sich aber, wie bereits eingangs erwähnt, teilweise um die verschmutzten Pakete historischer Farbfassungen handelt, konnte nicht einmal eine Dünnschliff dieser Schichten ins Auge gefasst werden. Denn hierbei wären große Teile der noch erhaltenen älteren Fassungsreste unwiederbringlich zerstört worden. Denkmalpflegerisches Ziel musste es stattdessen sein, den Bestand zu reinigen und in seiner historisch gewachsenen Gesamtheit zu sichern.



Nürnberg, St. Sebald, Tympanon Weltgerichtsportal, Dünnschliff der Fassungen am Posaunenengel (Foto: Rainer Drewello, Sybille Herkner)

Pilotprojekt Weltgerichtportal

Angesichts der Komplexität der Aufgabe, also der Sicherung sowohl des Steins als auch der Fassungen, wurde 2006–08 in Zusammenarbeit mit der Deutschen Bundesstiftung Umwelt ein interdisziplinäres Forschungsprojekt am Weltgerichtportal durchgeführt, gewissermaßen als „Pilot-“ oder „Modellprojekt“. Die zeichnerische Bestandsaufnahme mit Bauforschung,



Nürnberg, St. Sebald, Tympanon Weltgerichtsportal nach der Restaurierung (Foto: Eberhard Holter)

Dokumentation der Fassungsbstände und Schäden an Fassung und Stein hatte das Ziel, Konservierungsoptionen zu entwickeln und an Musterflächen zu testen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind im Jahr 2009 publiziert worden.

Der innere und äußere Bereich des Weltgerichtsportals bilden (ebenso wie beim Marienkrönungsportal) eine künstlerische Einheit, wobei die Tympana in Öltechnik und die architektonische Rahmung mit Kalkfarben bemalt sind. Das konservatorische Hauptproblem der ölgebundenen Malschichten am Tympanon ist die Ablösung eines Fassungspaketes, bestehend aus der Erstfassung des frühen 14. Jahrhunderts und drei weiteren historischen Überfassungen, von einer gipshaltigen Kreidegrundierung, welche die Anbindung an den Sandstein herstellt. Durch Wechselbeanspruchung von Wärme und Feuchte entstehen Spannungen, die zum Abscheren des gesamten Fassungspaketes von der Grundierung führen.

Im Rahmen des Forschungsprojektes sollte ein Konservierungsstoff entwickelt und erprobt werden, der in der Zusam-

menschau restauratorischer und naturwissenschaftlicher Fakten sowohl für die Behandlung von Schäden am Träger (Sandstein) als auch am Fassungsbestand wirkungsvoll ist. Durch entsprechende Laborversuche entstand ein Hybridstoff auf der Basis eines Kieselsäureesters, dem funktionelle Silane zugegeben wurden. Das Mittel kann über kleinste Haarrisse und von den Rändern her eingebracht werden. Über ein entsprechendes Fließverhalten sowie Klebekraft verbindet es die ölgebundenen Farbschichten mit dem Untergrund und behandelt zugleich die Steinschäden am Träger. Nach erfolgreichen Laborversuchen wurde das Material am Tympanon des Weltgerichtsportals an Musterflächen angewandt und der Sicherungserfolg über ein mehrjähriges Monitoring wissenschaftlich nachgewiesen.

Die angestrebte Gesamtrestaurierung am Weltgerichtsportal und dem vergleichbaren Marienkrönungsportal konnte aus Gründen fehlender Finanzierungsmöglichkeiten der Kirchengemeinde allerdings zunächst nicht in Angriff genommen werden.

Restaurierung, unterstützt durch Stiftungen

Erst im Mai 2014 konnte die entscheidende Unterstützung durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und einen privaten Stifter gefunden und die Sicherungsarbeiten an den Portalen in Angriff genommen werden. Positiver Nebeneffekt dieser Verzögerung war, dass die Beobachtung der Arbeitsmuster auf diese Weise über einen längeren Zeitraum erfolgen konnte. Der Bestand des Marienkrönungsportals wurde ergänzend zum Weltgerichtsportal aufgenommen und untersucht und für beide Portale konnten Maßnahmenpläne für die Konservierung von Stein und Fassung erarbeitet werden.

Zuerst brachte der Steinrestaurator zur Reduzierung der Schadsalze vorwiegend an den Sockelzonen der Portale in mehreren Zyklen Entsalzungskompressen auf, entfernte die defekten Fugen sowie schadensrelevanten Altergänzungen und festigte die Steine mit Kieselsäureester vor.



Nürnberg, St. Sebald, Tympanon Marienkrönungsportal nach der Restaurierung (Foto: Eberhard Holter)

Eine schonend mit Granatsand durchgeführte Partikelstrahlreinigung an der Portalarchitektur diente der Reduzierung der Schmutzaufgaben. Während die Schmutzkruste am Marienkrönungsportal bereits in den 1970er Jahren weitgehend abgenommen worden war, wurde dies aus konservatorischen Gründen jetzt auch für das Weltgerichtsportal beschlossen. Durch diese Maßnahme wurden die unter der Schmutzschicht erhaltenen Fassungsreste freigelegt.

Der Reinigung folgte an schadhafte Steinoberflächen eine partielle Konservierung mit Kieselsäureester. Abschließend wurden mittels Neuverfugungen, Anböschungen, Schlämmen und Neuantragungen die Oberflächen geschlossen, die Konturen der Bauzier wiederhergestellt und über Retuschen das Erscheinungsbild der Flächen zusammengeführt.

An den Tympana, besonders am Marienkrönungsportal, zeigte sich nach Abnahme der Oberflächenverschmutzung der umfangreich erhaltene Fassungsbestand. Über dem Spitzbogen des Portals kamen Fragmente zweier Inschriften

zum Vorschein, die allerdings bisher noch nicht entschlüsselt werden konnten.

Um zum einen dem Steinzerfall entgegenzuwirken und zum anderen die sich von der Grundierung lösenden Fassungsschichten wieder anzubinden, wurde die im Forschungsprojekt entwickelte, mit Silanen modifizierte Kieselsäureester-Festigung durchgeführt. Anschließend Retuschen und optische Teilaufhellungen (Weltgerichtstympanon) stellten die Einheitlichkeit der Flächen wieder her.

Als baugeschichtliche Erkenntnis konnte bei den Voruntersuchungen ein Unterschied bei der Erstfassung der Tympana festgestellt werden. Vermutlich aus der gleichen Bildhauerwerkstatt stammend wurde das Weltgerichtsrelief sehr wahrscheinlich in der Werkstatt gefasst. Dafür sprechen zwei nach der Erstfassung zugesetzte Vierungen an der Rücklage des Reliefs, die zum Versetzen des Steins dienten. Am Relief des Marienkrönungsportals sind solche Versatzhilfen für einen nachträglichen Einbau nicht vorhanden. Außerdem zeigte eine

Untersuchung von Querschliffen, dass der Stein bei der Erstfassung bereits leicht verschmutzt war, was als Hinweis für eine spätere Fassung in situ gedeutet werden kann. Rote Farbspritzer auf der Steinoberfläche von Fehlstellen, also unter der Erstfassung, könnten von der Fassung des Portaltrichters stammen. Dieser wäre demnach vor dem Relief gefasst worden.

Nach der Reinigung und Festigung wurden die Tympana beider Portale mit feinen Spanndrähten aus Edelstahl vor Verunreinigung durch Tauben geschützt. Das Weltgerichtsportal wird im Herbst wegen seiner exponierten Lage mit hoher klimatischer Wechselbeanspruchung zusätzlich durch eine temporäre Verkleidung geschützt werden.

Ergebnis ist ein stimmiges Erscheinungsbild, das die Spuren der historischen Farbigeit wieder deutlich zeigt. Durch Reinigung und Konsolidierung der mittelalterlichen Portale konnte unter den Schmutzschichten der letzten 150 Jahre ein angenehm gealtertes Bild von dezent differenzierter Farbigeit

hervorgeholt werden. Durch maßvolle Retuschen und Ergänzungen am Stein fügen sie sich harmonisch in das ebenfalls gealterte Erscheinungsbild des Gesamtbauwerks ein.

Diese verantwortungsvolle und nachhaltige Restaurierung konnte nur auf der Grundlage sorgfältig durchgeführter wissenschaftlicher Voruntersuchungen konzeptionell vorbereitet werden. Hier

hat sich wieder einmal gezeigt, wie fruchtbar die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Architekten, Restauratoren, Kunsthistorikern, Denkmalpflegern, Bauforschern und Naturwissenschaftlern zur Entwicklung eines qualifizierten Restaurierungskonzeptes sein kann.

Alexandra Fritsch, Eberhard Holter
und Kathrin Müller

Literatur

Aaken, Alexandra van: *Die ursprüngliche Polychromie des Tympanonreliefs des Weltgerichtsportals der evangelisch-lutherischen Pfarrkirche St. Sebald in Nürnberg*, Diplomarbeit TU München 2002

Exner, Matthias (Hrsg.): *Das Weltgerichtsportal der Sebalduskirche in Nürnberg. Konservierung kalk- und ölgebundener, umweltgeschädigter Malschichten auf frei bewitterten Natursteinoberflächen*, Fraunhofer IRB Verlag, 2009

Das Epitaph Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen in der Coburger Morizkirche

Den lichtdurchfluteten, 1380–1400 erbauten, 3-jochigen Chor der Stadtpfarrkirche St. Moriz in Coburg prägte gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch immer weitgehend seine spätmittelalterliche Ausstattung und dies, obwohl hier etwa ab 1518 bereits schrittweise die Reformation eingeführt worden war. Martin Luther hat an Ostern 1530 während seines Aufenthalts auf der Veste in Coburg gepredigt.

Die hohen, schmalen Fenster gliederte weiterhin das bauzeitliche Maßwerk mit wohl farbiger Verglasung, und an den Wänden stand das Gestühl der Benediktinermönche, die die Pfarrei bisher geprägt hatten. Darüber befanden sich auf Konsolen Skulpturen der Apostel, wie wir dies von zahlreichen anderen Kirchen kennen. Die Wände waren in halber Höhe mit Büsten von Propheten (?) freskiert. Auch waren noch nicht alle der vermutlich vierzehn spätmittelalterlichen Altäre und Bildwerke entfernt worden. Neu war der Taufstein mit einem fröhlichen Kinderreigen in Relief, 1539 von Jörg Diener geschaffen, der die Täuflinge zu herzoglichen Untertanen machte. Mit der Aufstellung eines steinernen Altartisches für den Gottesdienst zum Volk hin im Jahr 1555 war allerdings schon ein gewichtiges weiteres lutherisches Zeichen gesetzt worden. Ob noch der katholische Hochaltar im Chor stand, ist nicht überliefert.

Diesen feierlichen Raum widmete Herzog Johann Casimir (1564–1633) nach dem Tod seiner Eltern in eine fürstliche Grablege um, mit der er die Tradition ernestinischer Epitaphien in Weimar nach Coburg verlagerte. 1594 war die Mutter,



Coburg, St. Moriz, Epitaph für Johann Friedrich II., Nikolaus Bergner, 1596–98, Zustand nach der Restaurierung, 2016 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Coburg, St. Moriz (Foto: BLfD, Eberhard Lanz)

Elisabeth von der Pfalz, und 1595 sein Vater, Johann Friedrich der Mittlere, seit 1567 in Reichsacht und Gefangenschaft im österreichischen Steyr, verstorben. Sie wurden 1596 nach langen diplomatischen Verhandlungen in einem feierlichen Leichenzug nach Coburg überführt.

Ab 1594 stand Herzog Johann Casimir wegen eines angemessenen Epitaphs in Verhandlungen mit dem Bildhauer Nikolaus Bergner, der alsbald einen – leider nicht erhaltenen – Entwurf dazu ablieferte. Gesicherte Lebensdaten sind von ihm nicht bekannt. Er stammte aus Pösneck in Thüringen und hatte recht erfolgreich in Hessen gearbeitet, bevor er 1581 in Frankfurt am Main die Tochter des wohlhabenden Buchdruckers und Verlegers Georg Rab heiratete. Später kehrte er wieder nach Rudolstadt zurück, ließ sich aber vom Herzog für den gewichtigen Auftrag vorübergehend nach Coburg verpflichten, wo er von 1596 bis 1598 mit seinem Gesellen und der Familie nachgewiesen ist. Das von ihm visitierte Grabmal sollte die Stelle des ehemaligen Hochaltars im Chor einnehmen, mit einer Höhe von 13,66 m bis in das Gewölbe hineinreichen und sich mit einer Breite von 6,55 m in den Chorschluss einschmiegen: Es wurde schließlich, von

den Zeitgenossen vielfach bewundert, das größte fürstliche Wandepitaph seiner Zeit. Nach Beendigung seines wohl bedeutendsten Auftrags kehrte Bergner



Coburg, St. Moriz, Johann Friedrich II., Detail des Epitaphs, 2016 (Foto: BLfD, Eberhard Lanz)

nach Rudolstadt zurück, wo er zwischen 1609 und 1613 starb.

Zwei Kenotaphe mit bronzenen Grabplatten der Eltern, später auch das von Herzog Johann Casimir selbst, standen vor diesem Epitaph im Chor, das wiederum von einer vergoldeten schmiedeeisernen Kette geschützt war. 1601 ließ der Herzog von seinem Hofarchitekten und Maler Peter Sengelaub (um 1558–1622) zwischen den Pfeilern des Chorbogens eine Fürstenloge einbauen, die den Chor gegen das Langhaus abgrenzte und zu einem eigenen Raum machte. Erst mit der Anlage einer fürstlichen Gruft unter dem Chor durch Herzog Albrecht von Sachsen-Coburg (1648–99) verschwanden die raumgreifenden Thurnen wieder. Der den gesamten Kirchenraum verdunkelnde Herrenstand wurde erst 1739 im Rahmen der Barockisierung abgebrochen.

Das Grabmal und sein Bildprogramm

Das Grabmal ist als monumentale, architektonisch mit Doppelsäulen gegliederte Bilderwand in acht Ebenen konzipiert und kostete pauschal nach dem erhaltenen Gedingzettel mit allen Nebenkosten 1600 Gulden. An dessen ausgefeilter lutherischer Ikonographie war wohl der damalige Hofprediger und Generalsuperintendent Melchior Bischoff (1547–1614) beteiligt, der ebenfalls aus Pösneck stammte und die sehr persönliche Leichenpredigt für die herzoglichen Eltern hielt. Joachim Kruse, der langjährige Direktor der Kunstsammlungen der Veste Coburg, hat dem Epitaph einen ausführlichen wissenschaftlichen Aufsatz gewidmet, sodass in diesem Beitrag nicht weiter auf die Details des Epitaphs und ihre nun nachvollziehbar geklärte kunsthistorische Herleitung eingegangen werden muss.

Bergner verwendete verschiedene Alabastervarietäten vom Kreitzberg im nahen Heldburg (Thüringen), das damals zum Herrschaftsgebiet der Coburger Herzöge gehörte. Er setzte die Äderungen und Farbigkeiten malerisch ein und unterstrich so die plastische Wirkung seiner Figuren. Aus einem 1621 verfassten Brief Herzog Johann Casimirs an Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel wissen wir, dass der mit Bergner befreundete Maler Sengelaub das Epitaph für 180 Gul-

den „zu illuminieren, mit Gold zu zieren und zu bolieren“ hatte.

Nicht vergessen werden darf, dass die zwölf Apostelskulpturen des späten 14. Jahrhunderts das Epitaph und die Grablege im Chor als immerwährende Zeitzeugen ikonographisch umrahmten. Auch das spätgotische benediktinische Gestühl wurde durch eine Fassung und das Hinzufügen von Bildern durch den Hofmaler Wolfgang Birckner (1582–1651) in das gelehrte Bildprogramm mit einbezogen.

Auf dem über 2 m hohen Sockel des Grabmals kniet betend und in Überlebensgröße mittig Johann Friedrich der Mittlere, umgeben von seiner Familie – rechts seine beiden Ehefrauen Elisabeth von der Pfalz (1540–94) sowie die früh und kinderlos verstorbene Agnes von Hessen (1527–55), links vier Söhne Elisabeths, darunter der herrschende Coburger Herzog Johann Casimir und sein Bruder Johann Ernst (1566–1638) neben ihren Brüdern, die das Kindesalter nicht überlebt hatten. Vater und Söhne sind in portraithafter Ähnlichkeit, alle Personen in zeitgenössischer Tracht dargestellt. Diese lässt sich bis in kleinste technische Details der Harnische bei den Männern und der herrschenden weiblichen Mode nachvollziehen.

Das zentrale Motiv des Epitaphs bilden das quadratische Relief mit der selten dargestellten Szene aus dem Alten Testament: „die Heimführung der Gebeine Jakobs“ und dessen Bestattung (nach 1. Mose, 47–50). Sie ist quasi als „gleichnishafte biblische Überhöhung“ der realen Geschichte und ein Hinweis auf den Leichenzug zu interpretieren, mit dem die Söhne den Vater und seine Ehefrau aus der Verbannung zurück nach Coburg geholt hatten. Darüber sind die Kreuzigung, die Grablege und im Auszug schließlich vollplastisch die Auferstehung Christi figurenreich dargestellt. Die mit reicher, zeittypischer Beschlagwerk-Ornamentik versehene Architektur ergänzen Skulpturen und kleine Reliefmedaillons, außerdem Wappentafeln des Herzogshauses sowie Inschriftentafeln rund um den zentralen Sinnspruch des verstorbenen Herzogs Johann Friedrich: „Allein Evangelium Ist one Verlust (AEIOU)“.

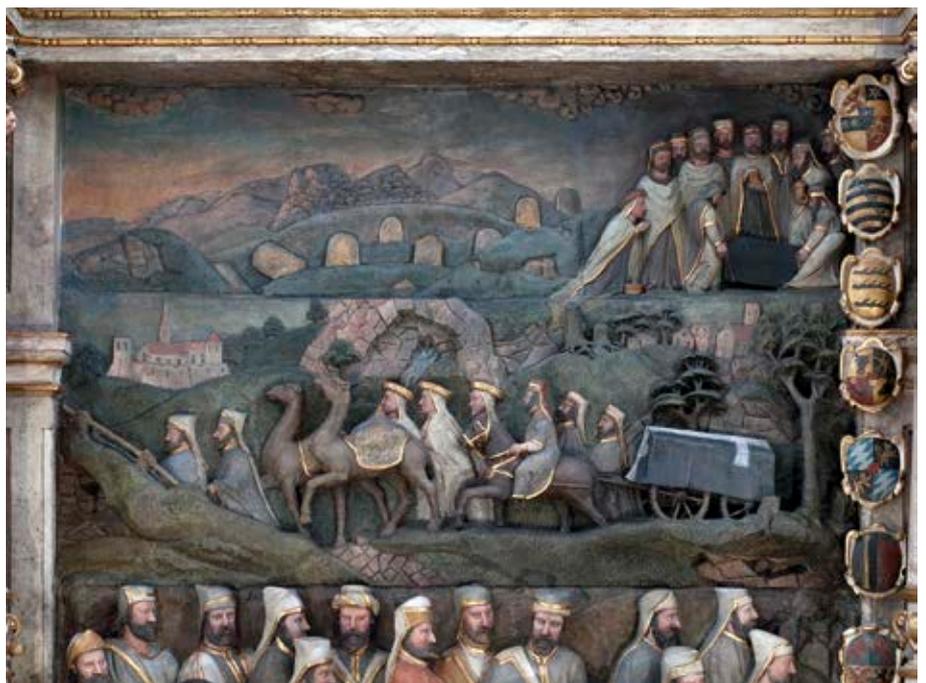
Die vollplastischen Figuren von Moses und dem Auferstandenen symbolisieren Gesetz und Gnade, also die Grundfesten einer guten Regierung. Der Prophet



Coburg, St. Moriz, Johann Friedrich II. und seine Familie, Ausschnitt, 2016
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Jesaia, eine bildhauerisch hervorragende Skulptur, begleitet mit König David die nächste Bildebene. Jeremias und Daniel rahmen die Szene der Grablegung. Nicht ohne politischen Zusammenhang sind am Grabmal des in Gefangenschaft verstor-

benen Ernestiners schließlich „Simson im Kampf mit dem Löwen“ und „David mit dem Kopf des Goliath“ im Auszug zu erklären. Medaillons mit Reliefszenen des Alten und Neuen Testaments schmücken die breiten Gesimse. Hierzu gelang



Coburg, St. Moriz, Heimführung des Jakob, zentrales Relief des Epitaphs, 2016
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Kruse der Nachweis, dass Bergner sich zahlreicher Grafiken unter anderem des Virgil Solis (1514–62) oder des Jost Ammann (1539–91) bedient hatte. Grafiken übrigens, die sein Schwiegervater Rab in Publikationen einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht hatte und die sich in den Händen des Künstlers, möglicherweise auch in der Bibliothek des gebildeten Auftraggebers Herzog Johann Casimir, befunden haben dürften.

Am Sockel des Epitaphs finden sich auch seitlich interessante Darstellungen: nach Süden das Relief eines Putto, selig auf einem Totenkopf schlummernd; davor kniet vollplastisch ein alter Mann mit Sanduhr (Chronos?), beides als *memento mori* und Verweis auf die Flüchtigkeit des Lebens zu deuten. Gegenüber hat sich Bergner in alter Bildhauer-Tradition kniend, aber im Sonntagsstaat selbst dargestellt; wiederum als vollplastische



Coburg, St. Moriz, spätgotische Malerei eines Propheten (?) im Chor, Freilegung 1924 (Foto: BLfD, Bildarchiv, Carl Barfuß)

durch den ansbachischen Architekten Johann David Steingruber (1702–87) anstand und das Langhaus eine zeitgemäße Stuckdecke erhielt, sorgte der Coburger Hofmaler Johann Heinrich Müller 1740 zusammen mit einem Vergolder für eine neue Fassung in „bunden Öhl Farben“; für das Ausbessern der Inschriften zog man sogar einen Kanzlisten hinzu. Nach gut vierzig Jahren drohte dennoch ein „gefährlicher Einsturz“ des Epitaphs, den Bildhauer Johann Eusebius Kauffmann 1783 abwenden konnte. Im Jahr 1877 fand offenbar „nur“ eine Reinigung statt. Das Epitaph stand seither mit seiner letzten, schwarzen (?) Überfassung düster im hellen Chorraum.

In diesem Zustand beschrieb der Kunsthistoriker Paul Lehfeldt im Rahmen des Inventarwerks Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Herzogthum Sachsen-Coburg und Gotha, das Epitaph 1907 ausführlich. Es ist auch mit zwei Lichtdrucken illustriert, einmal im Ganzen und mit einem Detail der Sockelzone inklusive der betenden Herzogsfamilie. Trotz intensiver Beschäftigung samt Auswertung der Quellen und sorgfältiger Wiedergabe der Inschriften bleibt die Kritik nicht verborgen, die er dem Grabmal entgegenbringt. Vor allem „die schon ganz barocke und somit aus dem Uebrigen herausfallende geschweifte Bekrönung [...] eine Übertreibung der Effekte, die abschwächt“, verrät den Wissenschaftler seiner Zeit, der sich mit der Kunst des Barock und der Gegenreformation offenbar noch schwer tut. Von „überwuchernden Details“, „verschnörkelten Einfassungen“ und „störender Gleichförmigkeit“ der Portraitierten ist die Rede. Das ganze Werk, fasst er zusammen, sei „nicht frei von Schwächen und unkünstlerischen Einzelheiten“, insgesamt eine „Meisterleistung, wenn auch einer im Niedergang befindlichen Kunstrichtung“. Seiner wertenden Betrachtung fügt er eine Beschreibung der Oberflächen an, die er damals als „mehrfach auch (1742) ohne Feinheit restauriert“ beschreibt. Dies gilt besonders für die Schwarzfassung, aber auch für die verbräunten Ornamente und den insgesamt gelblich gewordenen Alabaster.

1924/25 stand wieder eine große Maßnahme an. Diesmal befreite Barfuß das Epitaph gemeinsam mit Karl Voraus, dem Restaurator des Landesamtes für Denkmalpflege, mit „modernen chemischen



Coburg, St. Moriz, Epitaph Johann Friedrich II., Ornament, 2016 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

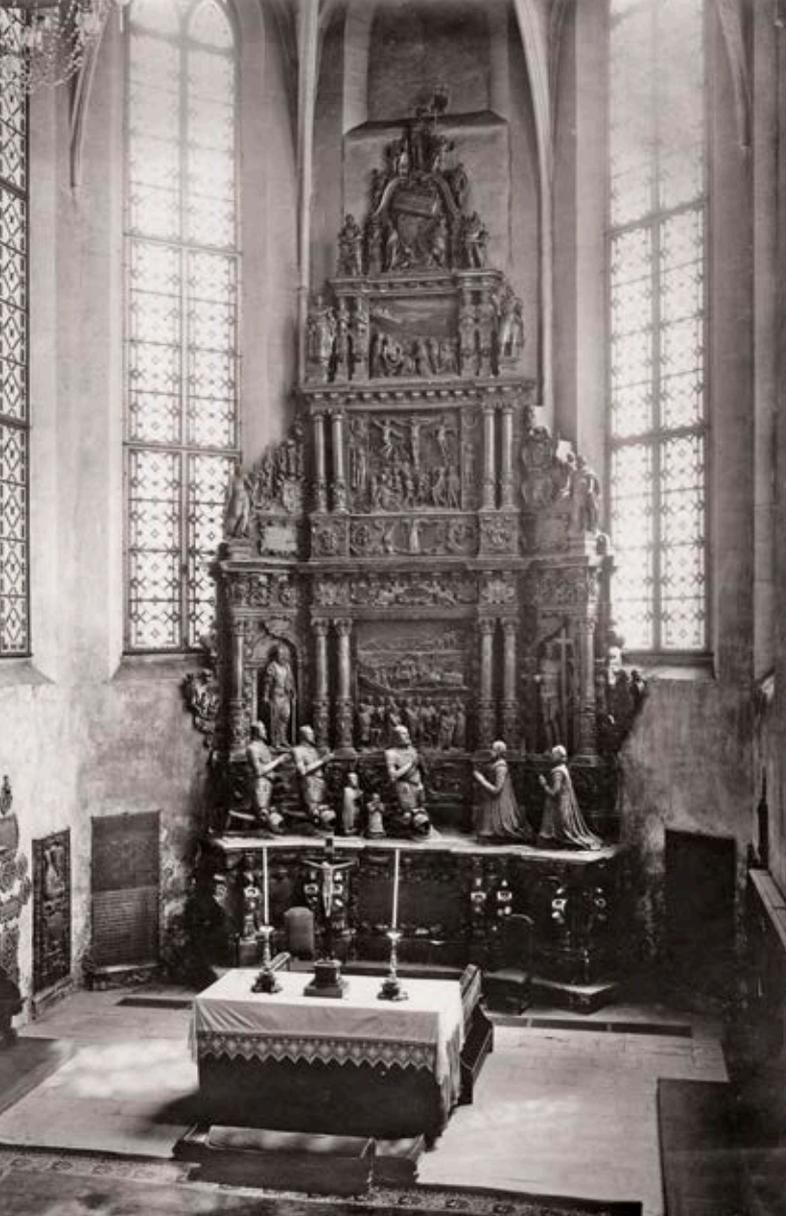
Gestalt scheint er dem Betrachter beinahe lebensgroß hinter dem Epitaph hervorzukommen. Auf der Schmalseite des Sockels ist neben ihm sein leider noch immer namenloser, einfach gekleideter Geselle verewigt.

Der Chor von St. Moriz war für die Aufnahme dieses gewaltigen Epitaphs eigens präpariert worden: Das mittlere Maßwerkfenster wurde vermauert und

die Wände neu getüncht. Dabei hat man sicher auch die freskierten spätmittelalterlichen Büsten von Propheten (?) überdeckt, die der Nürnberger Maler und Restaurator Carl Barfuß (1875–nach 1955) erst 1924 wieder freilegte. Sie verschwanden spätestens 1971 erneut unter einer Tünchsicht. Bei dieser Gelegenheit ebenfalls entdeckte schwarze Umrandungen des Epitaphs auf den umgebenden Chorwänden interpretierte Barfuß und das beteiligte Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) hingegen als gemalte Schatten. Sie dienten nicht nur der Verschmelzung des Kunstwerks mit dem umgebenden Raum, sondern erhöhten dieses auch plastisch. Wir kennen dieses Motiv heute von anderen Epitaphien der sächsischen Kunstlandschaft um 1600: beispielhaft im Freiburger Dom, wo sich ab 1590 die albertinische Linie des Hauses Sachsen ihre Grablege geschaffen hatte.

Restaurierungen des Epitaphs

Coburg hat das Epitaph für Johann Friedrich den Mittleren seit 1598 stets gepflegt und in gutem Zustand gehalten. Mehrere Restaurierungen sind meist im Rahmen von Neutünchungen des Chores und der damit verbundenen aufwendigen Einrüstung belegt. Als 1739 die große Überformung der spätmittelalterlichen Kirche



Coburg, St. Moriz, Epitaph Johann Friedrich II. links: Zustand vor der Restaurierung, um 1900 (Foto: Staatsarchiv Coburg, Bildsammlung 5-C, 1-245); rechts: Zustand während der Restaurierung 1924, partiell gereinigt (Foto: Staatsarchiv Coburg, NL Brückner, Rudolf, Glasplatten 430)

Hilfsmitteln“ von stark nachgedunkelten Lacküberzügen, die den einst sehr hellen Alabaster dunkel, fast metallisch schwarz, hatten wirken lassen. Damals fanden sich auch erste Hinweise auf ältere Gold- und Farbfassungen.

Die Restaurierung im Zusammenhang einer liturgischen Neuordnung von St. Moriz erlaubte ab 1970 einmal mehr die Beschäftigung mit dem Epitaph. Die Nürnberger Firma Wiedl entfernte Ölfarben und Anstriche auf Figuren, Ornamenten und der Architektur von einer rekonstruierenden Fassung im Sinne des vermeintlichen Originals.

Ab dem Jahr 2014 ermöglichten schließlich die umfangreichen Instandsetzungsarbeiten im Inneren der Kirche erneut eine Gerüststellung und damit eine restauratorische Beschäftigung mit dem Kunstwerk, diesmal auch unter na-

turwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Zunächst erwies sich der Zustand des aus vielen Alabasterblöcken über einem Sandsteinkern zusammengesetzten

Epitaphs unter den dicken Staub- und Schmutzablagerungen sowie den Überfassungen als stabil. Nur die Skulptur des Daniel wies einen Riss über der Fuß-

Coburg, St. Moriz, Epitaph Johann Friedrich II., Ornamentdetail mit Resten der originalen Lüstrierung, Dokumentation während der Restaurierung (Foto: Jutta Minor, Forchheim)



platte auf, was zu ihrem Absturz hätte führen können. Großen Schaden hatten die Eisenklammern angerichtet, mit denen das Kunstwerk zusammengefügt worden war. Dennoch machte die Voruntersuchung der Firma ProDenkmal, Bamberg, im Sommer 2014 rasch deutlich, dass das Hauptaugenmerk auf die Fassung des Epitaphs und weniger auf steinrestauratorische Fragestellungen zu legen sein würde. Das gemeinsam mit den Amtswerkstätten des BLfD erarbeitete und mehrfach neuen Erkenntnissen angepasste Konzept setzte die Arbeitsgemeinschaft Minor-Patterson-Schramm-Zimmermann, Forchheim, um.

lassen. Eine Reduzierung dieses Effekts wäre nicht ohne Verluste an originalen Oberflächen möglich. Schließlich wurde er belassen, da sich die Verbräunungen insgesamt in die dunkleren Äderungen des Steinmaterials einfügten.

Die genauere Betrachtung ergab einige Hinweise auf die möglicherweise originale Fassung von Sengelaub. Er hatte mit der Unterlegung transparenter farbiger Lacke durch Silber und Gold eine Lüstrierung, also eine besonders schillernde Wirkung erzielt, wie sie um 1600 häufig anzutreffen ist.

Gut zu erkennen und nun auch fotografisch in zahlreichen Detailfotos doku-

wieder ablesbar zu machen. Während der Arbeit erwies es sich als sinnvoll, nach Reinigung und plastischer Ergänzung fehlender Ornamente mit Alabastergips, die durch ältere Freilegung zerstörte und zerhackte Fassung gerade der szenischen Darstellungen retuschierend zu beruhigen, was diese plastischer und lesbarer machte.

Allerdings machten erst die Begeisterung und Entschlossenheit der Coburger Bürgermeisterin Brigitte Weber, das Verständnis einiger Sponsoren, allen voran der einheimischen Firma Otto Waldrich, die Mithilfe der Bayerischen Landesstiftung, der Oberfrankenstiftung und des BLfD, nicht zuletzt aber die großzügige Förderung durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz die sensible und nachhaltige Restaurierung dieses Epitaphs finanzierbar.

Ein kleiner Restbetrag konnte am Schluss der Maßnahme auch noch für den Taufstein von 1539 ausgegeben werden, sodass die putzigen Coburger Kindlein jetzt wieder gut gelaunt und bestens konserviert den Reigen der Täuflinge tanzen können.

Zur großen bayerischen Landessaustellung „Ritter, Bauern, Lutheraner“ vom 9. Mai bis zum 5. November 2017 präsentierte sich das Epitaph Johann Friedrich des Mittleren dank der jüngsten Konservierung in einem sehenswerten Zustand.

Mittelfristig kann nur die vom BLfD eingeforderte kontinuierliche Wartung das bedeutende Kunstwerk, in dem sich ein Stück deutsche Geschichte der Reformationszeit ablesen und erklären lässt, für die nächsten Generationen bewahren.

Annette Faber, Jutta Minor
und Cornelia Patterson



Coburg, St. Moriz,
Epitaph Johann Friedrich II.,
Nikolaus Bergner und sein
Geselle, Selbstportrait,
2016 (Foto: Jutta Minor,
Forchheim)

Die sichtbare Fassung zeigte bei der Betrachtung unter Fluoreszenz ein Schichten-Konglomerat aus vier Jahrhunderten, wobei die öl- oder harzhaltigen Farbmaterialien tief in den feinen Alabaster eingedrungen sind und, wie auch die Eisenklammern der Reparatur 1783, zu zahlreichen Verfärbungen des weichen Steins geführt haben. Auch mehrfache Anstriche direkt auf dem natürlich geäderten Stein, mit dem eine Vereinheitlichung der Oberflächen versucht worden war, haben das kostbare Epitaph auf Dauer stumpf statt glänzend wirken

mentiert, ist die bildhauerische Qualität des Epitaphs, das die Zuschreibung an mindestens zwei Hände, nämlich Bergner und einen Gesellen, ermöglicht. Eingritzte Linien erleichterten Künstlern und Kalligraphen die Arbeit.

Das bis 2016 umgesetzte Restaurierungskonzept legte anfangs einen Schwerpunkt auf die untere Etage des Epitaphs, um die Lesbarkeit und die ursprüngliche Qualität durch Retuschen und bildhauerische Ergänzungen mit Alabastergips an zahlreichen Details, wie den Widderköpfen und Masken,

Literatur

Kruse, Joachim: *Herzog Johann Friedrich II. der Mittlere von Sachsen (1529–1595) und das ernestische Familienepitaph in St. Moriz, Coburg, vollendet 1598. Eine kultur- und kunstgeschichtliche Studie*, Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 52 (2007) und 53 (2008)

Lehfeldt, Paul/Voss, Georg: *Bau- und Kunst-Denk-mäler Thüringens, Herzogthum Sachsen-Coburg und Gotha*, Band IV, Jena 1907

Baunterhalt im 18. Jahrhundert

Historische Reparatur- und Sicherungsmaßnahmen an den Dachwerken des Hohen Domes zu Augsburg

Auf der Bischofskirche von Augsburg blieb bis heute ein bemerkenswerter Komplex historischer Dachwerke erhalten: Von der mächtigen, hochmittelalterlichen Zerrbalkenlage auf Lang- und Querhaus

über die weitläufigen Dachkonstruktionen des Spätmittelalters bis hin zum barocken Kuppeldach befindet sich mehr als ein halbes Jahrtausend Bau- und Konstruktionsgeschichte auf engstem Raum.

Der Fortbestand der Dachwerke über die Jahrhunderte hinweg ist dabei keineswegs selbstverständlich: Er war schließlich nicht nur den bekannten Gefahren wie Brand, Krieg oder überambitionierten Bauherren ausgesetzt, sondern auch dem alltäglichen Verschleiß. Mag es Zeugnis andauernder Wertschätzung des historischen Bestands oder einfach schwäbischer Sparsamkeit sein – die Dachwerke wurden über Jahrhunderte sorgfältig gepflegt, und, wo erforderlich, gesichert und verstärkt. Die zum Einsatz gebrachten Sicherungs- und Reparaturmaßnahmen zeigen dabei im Detail teils bemerkenswerte Analogien zu aktuellen Konzepten bei Tragwerksinstandsetzungen im Denkmalbereich!

Im Zuge der aktuellen Instandsetzung der Dachwerke unter Federführung des Staatlichen Bauamtes Augsburg (Tragwerksplanung Barthel & Maus, Beratende Ingenieure GmbH, Projektleiter Dipl.-Ing. Michael Löffler) konnten die historischen Reparaturlösungen aufgenommen, planerisch in heutige Reparaturkonzepte integriert und schließlich als Zeugnisse historischer Baupflege erhalten werden. Ergänzend wurde am Lehrstuhl für Tragwerksplanung der Technischen Universität München (Prof. Dr.-Ing. Rainer Barthel) 2011/12 eine Diplomarbeit zu den historischen Instandsetzungsmaßnahmen an den Dachwerken auf Lang- und Querhaus angefertigt.

Die Fußpunktrepaturen im Langhaus

Die Dachfußpunkte – also die Holzverbindungen im Traufbereich – sind der kritische Punkt jedes Sparrendaches. Hier müssen die Sparrenfüße rückverankert werden und zugleich sind die Fußpunkte konstruktionsbedingt am stärksten eindringender Feuchte ausgesetzt. Bis heute sind dies ein leidiges Thema der praktischen Denkmalpflege und eine zentrale Aufgabe bei den meisten Dachwerksinstandsetzungen!

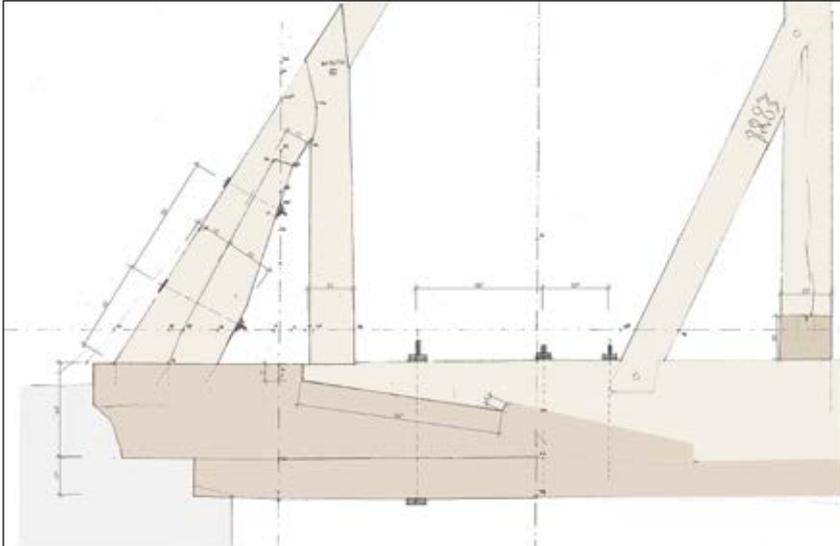
Auch das Dachwerk auf dem Langhaus des Augsburger Domes blieb von



Augsburg, Blick von Süden auf den Hohen Dom Mariä Heimsuchung mit seiner eindrucksvollen Dachlandschaft (alle Fotos, Modelle und Zeichnungen: Constanze Bayer und Christian Kayser)

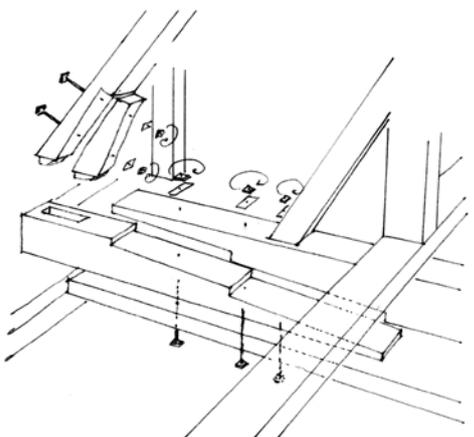
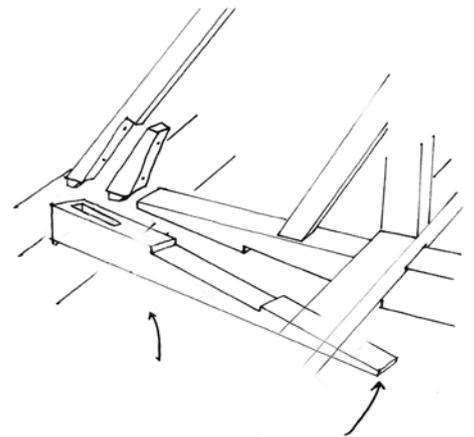


Blick von Osten in das Dachwerk über dem Langhaus (aufgehendes Dach inschriftlich 1483, Zerrbalkenlage dendrochronologisch 1178 datiert)

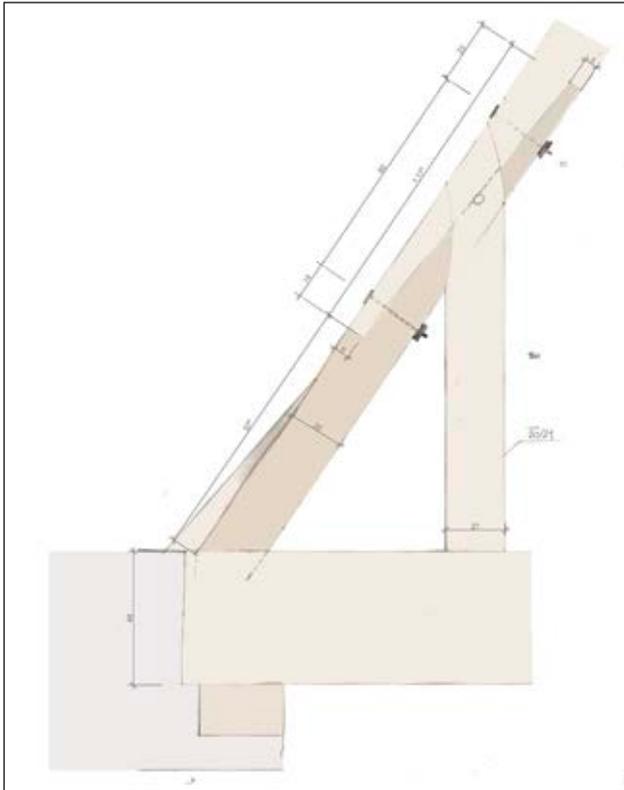


Schäden an den Dachfußpunkten nicht verschont. Bei diesem handelt es sich um eine historisch bedeutende Kombination aus der hochmittelalterlichen Zerrbalkenlage von 1178, und einem aufgehenden Kehlbalckendach der Spätgotik (1483 i). Offensichtlich traten im 18. Jahrhundert so deutliche Schäden an den Dachfußpunkten auf, dass 1772 (d) eine umfassende Reparatur erforderlich wurde. Betroffen waren sowohl die Kopfpartien der Zerrbalken als auch einige der darin mit einem Zapfen eingesetzten Sparrenfüße.

Für die Reparatur der Zerrbalkenköpfe mussten zunächst die schadhaften Partien entfernt werden. Dies konnte erst geschehen, nachdem der aufsitzende Sparren sowie das zu erhaltende Stück des Zerrbalkens gesichert waren. Druckspuren an der Unterseite der Zerrbalken indizieren, dass man dabei einfach auf die Stabilität der mächtigen Gewölbe des 14. Jahrhunderts vertraute und die Balken auf die Gewölbeoberseite abstützte. In den Fuß des Sparrens wurde dann eine Ausnehmung geschnitten, möglicherweise, um den Sparren besser entfernen zu können oder um ihn interimistisch mit einem



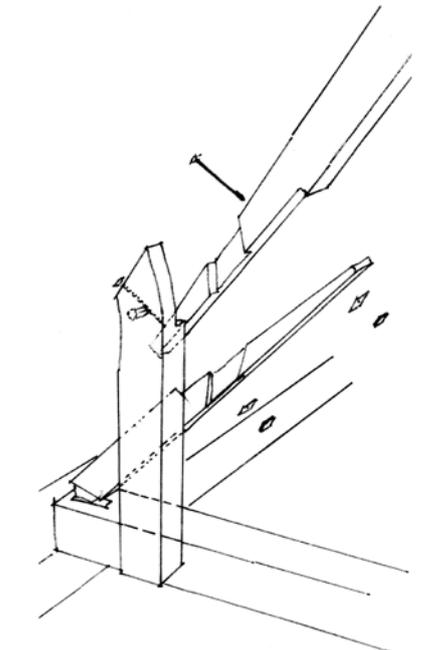
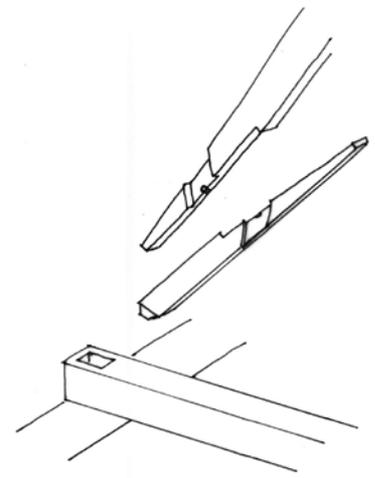
Zerrbalkenkopfreparatur an der Traufe des Langhausdachwerks, oben: Bestandsaufmaß, Mitte: Darstellung als Modell, unten: Bestand im Dachraum (Gespärre 6 Süd), rechts: Schemadarstellung der Zerrbalkenreparatur



Sparrenfußreparatur im Dachwerk des Langhauses, links: Bestandsaufmaß, unten: Bestand im Dachraum (Gespärre 2/3 Süd), rechts: Schemadarstellung der Sparrenfußreparatur

wurde mit drei durch alle drei Hölzer gesteckten und oberseits mit Muttern versehenen schmiedeeisernen Schraubbolzen gesichert, der Sparrenfuß oberseitig wieder eingesetzt und zusätzlich in die vorbereitete innenseitige Ausnehmung ein keilartiges Passstück eingefügt. Mit diesem konnte der Sparrenfuß sicher in dem Zapfenloch verankert werden. Auch das neue Passstück wurde mit schmiedeeisernen Schraubbolzen am Sparrenfuß befestigt.

Vereinzelnd finden sich auch Reparaturen der Sparrenfüße. Um sie ausführen zu können, wurde zunächst der Sparrenknecht zwischen Zerrbalken und Sparren ausgebaut, und der Sparren abgestützt. Dann konnte das Sparrenendstück abgesägt werden. Aus dem „gesunden“



Versatz abzustützen. Im nächsten Schritt konnte man den schadhaften Balkenkopf abtrennen; das Holz wurde zusammen mit der darunter verlaufenden, vermutlich gleichfalls morschen Mauerschwelle entfernt. Anschließend wurde das neu gefertigte Reparaturstück eingesetzt. Die Verbindung zwischen Altbestand und neuem Balkenkopf erfolgt mit einem langen, liegenden Hakenblatt, wobei der Altbestand üblicherweise die obere Hälfte

te der Blattverbindung bildet. Hierdurch konnten sowohl die Anschlussdetails der Sparrenknechte wie auch der Fußbänder erhalten bleiben. Das neue Bauteil wurde einfach von unten her eingeklappt, und die Verbindung zusätzlich unterseits mit einem längs über den Stoß laufenden Balken gesichert. Der zusätzliche Balken läuft über die halbe Länge des Gespärres und ist am Altbestand des Zerrbalkens angeschraubt. Die liegende Blattverbindung



Sparren arbeitete man die liegende Blattung heraus. Im nächsten Schritt fertigten die Zimmerer ein passendes Bauteil mit Zapfen für den Zerrbalken und mit einer Blattsasse für den Sparrenknecht. Dieses Stück wurde unten mit dem Zapfen in das Zapfenloch des ebenfalls erneuerten Zerrbalkens eingestellt und dann nach oben an den bestehenden Sparren geklappt. Erst dann wurden die Löcher für die Bolzen mittig durch beide Blätter gebohrt und die Verbindung mit zwei Schraubbolzen gesichert. Im letzten Schritt wurde der Sparrenknecht wieder unter den Sparren platziert und mit einem Holznagel befestigt. Zwischen Sparrenknecht und Zerrbalken gab es ursprünglich eine Zapfenverbindung, die aber nicht wieder hergestellt wurde. Der Sparrenknecht steht stumpf auf dem Zerrbalken auf. Sowohl die Reparaturen der Zerrbalkenköpfe wie auch der Sparrenfüße sind handwerklich aufwendig ausgeführt.

Die Reparaturlösung des 18. Jahrhunderts unterscheidet sich nur wenig von einer aktuellen Zerrbalkenreparatur mit Blattstoß. Der wesentliche und augenfällige Unterschied liegt in der Ausrichtung der Blattverbindung: Heute würden die neuen Reparaturstücke mit stehenden Blattverbindungen eingebaut werden, während die historischen Reparaturen am Langhausdach des Augsburger Domes mit liegenden Blattverbindungen eingebaut wurden. Der Nachteil der liegenden Blattverbindungen liegt auf der Hand: Das Blatt droht bei starker vertikaler Belastung aufzuklappen. Dieses Problem war dem Augsburger Meister wohl bewusst: Die Verbindungen sind mit damals teuren schmiedeeisernen Bolzen und Schrauben gesichert, zudem wurde der Stoß der Zerrbalken mit dem zusätzlichen, unterhalb angesetzten Balken gesichert.

Die Wahl des liegenden Blattstoßes mag damit zusammenhängen, dass man bemüht war, möglichst viele der historischen Holzverbindungen am Zerrbalken, etwa zu den Sparrenknechten, zu erhalten. Wesentlich war aber vor allem, dass man im 18. Jahrhundert mit den durchgesteckten Schraubbolzen zwar eine Verbindung kraftschlüssig zusammenhalten, jedoch keine Verschiebung der Balken parallel zur Verbindungsfläche verhindern konnte. Bei der Ausführung eines stehenden Blattes werden jedoch die Verbindung und die Verbindungsmittel quer zur Längsachse durch Schubkräfte bean-

sprucht, während die Verbindungsmittel bei dem ausgeführten liegenden Blattstoß im Wesentlichen durch Zug und Druckkräfte in Richtung der eisernen Schrauben belastet werden – dies war mit den damaligen Mitteln beherrschbar.

Der Austausch der Zerrbalken im Querhaus

Auch am Dachwerk des Querhauses bestanden, wie die historischen Reparaturen bezeugen, im 18. Jahrhundert

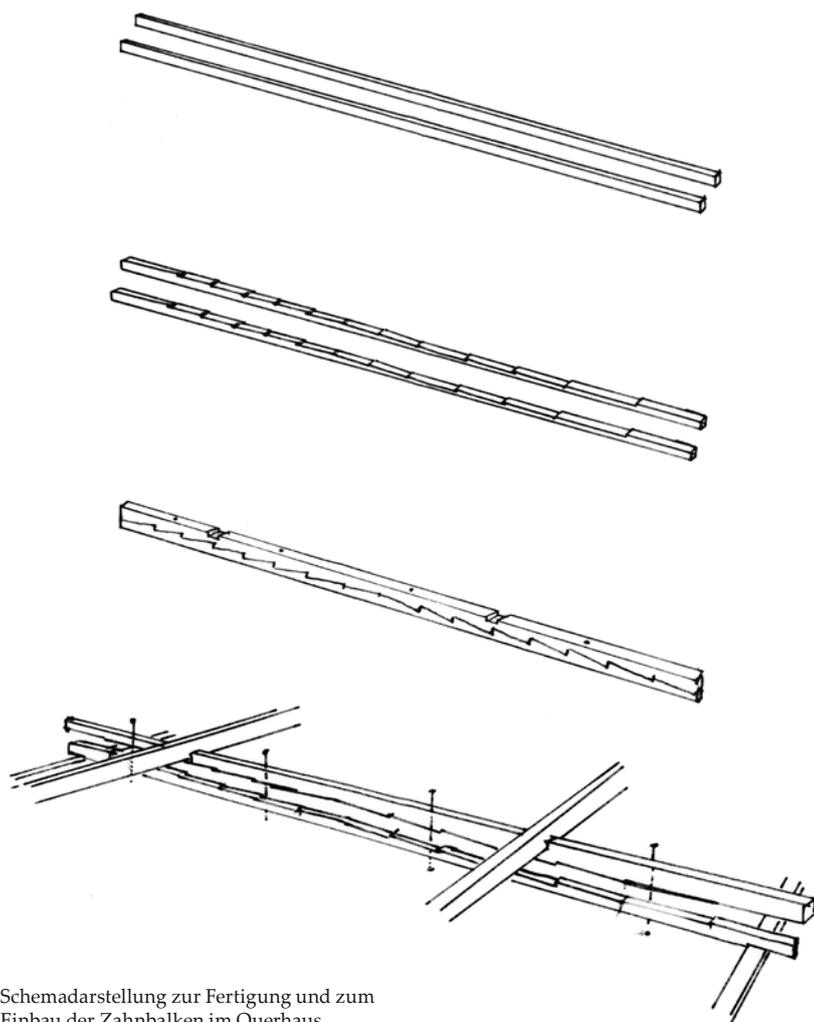
erhebliche Schäden an der Zerrbalkenlage. Zunächst versuchte man, die an den Köpfen schadhaften Balken mit einer weiteren Abstützung zu sichern: 1725 baute man innen vor den Sargmauern im Nordquerhaus kräftige Längsbünde ein, mit denen man die Balken unterstützen konnte. Bei näherer Betrachtung erscheint die Maßnahme allerdings etwas fragwürdig: Die Ständer der Abstützung stehen in den Zwickeln der nachträglich eingezogenen hochgotischen Gewölbe und finden im darunterliegenden Innenraum keine Fortsetzung.



Nordwestecke des Querhauses, mit Abstützung der Zerrbalken vor der westlichen Außenmauer sowie den später eingezogenen Sicherungsbalken und schmiedeeisernen Ankern



Erneuerter, verzahnter Zerrbalken im Nordquerhaus



Schemadarstellung zur Fertigung und zum Einbau der Zahnbalcken im Querhaus

Die Abstützung erwies sich im Angesicht des Schadensfortschritts wohl als unzureichend, und so entschloss man sich zum Ende des 18. Jahrhunderts zu einer so spektakulären wie bautechnisch-geschichtlich bemerkenswerten Umbaumaßnahme: Das Gros der hochmittelalterlichen Zerrbalcken wurde einfach ausgetauscht. Anders als im Hochmittelalter standen im Barock nicht mehr ohne weiteres die gewaltigen Holzquerschnitte der primären Urwälder zur Verfügung. Die ursprünglichen Zerrbalcken mit einer Höhe von 48 cm ließen sich damit nicht ohne weiteres ersetzen. Die „Ersatzbalcken“ wurden also aus zwei miteinander verzahnten und verbolzten Teilstücken gefertigt. Statisch lässt sich ein homogener Balkenquerschnitt jedoch gut durch zwei miteinander schubfest verzahnte Teilbalcken ersetzen – eine Technik, die damals in verschiedenen technischen Zimmermannstraktaten vorgestellt wurde, so etwa bereits von Leupold in seinem

Theatrum Pontificiale (1726, Tab. VIII, S. 70). Christian Gottlob Reuß schrieb ebenso in seinen „Anweisungen zur Zimmermannskunst“ von 1764 (S. 26, 5. Abschnitt, Tableau Nr. 13, Abb. 106): „Ein verzahnter Balken hat nicht nur seine eigene Last, und in nämlich des Holzes, sondern auch

die darauf kommenden Lasten zu tragen [...] Ein solcher Balken besteht aus zwey übereinander gelegten einfachen Balkenstücken, die in einander verzahnt [...]“. In Augsburg war man also technisch ganz auf der Höhe der Zeit!

Der Komplettaustausch der Zerrbalcken ist dabei nicht nur konzeptionell faszinierend, er ist auch eine handwerkliche Meisterleistung: Vor dem Ausbau der alten Balken musste die aufsitzende Dachpartie mit Abstützungen gesichert werden. Auf dem Abbundplatz wurden die beiden Hälften des Ersatzbalckens nach Aufmaß vorbereitet und die Verzahnung passgenau zugearbeitet. An den oberen Balkenhälften mussten Sassen für die bestehenden Überzüge eingemessen und vorbereitet werden. Der Einbau der neuen Balken erfolgte dann wohl in zwei Schritten. Zunächst wurde die obere Hälfte eingesetzt und in die Sassen eingepasst, dann die untere Hälfte seitlich eingeschoben. Dies wurde dadurch etwas erleichtert, dass der neue Doppelbalken mit einer Gesamthöhe von 40 cm etwas niedriger war als der hochmittelalterliche Altbestand. Abschließend wurden die beiden Balkenhälften mit durchgesteckten schmiedeeisernen Schraubbolzen gesichert.

Die Verankerung der Querhausmauern

Das ottonische Querhaus war eine der ersten Partien, die bei der schrittweisen Gotisierung des Domes ab 1330 eingewölbt wurden. Da die verhältnismäßig dünnen Außenmauern des Baukörpers nicht dazu angelegt waren, den Schub der weit gespannten Gewölbe aufzunehmen,

Aufgeschmiedeter Keil auf den Zugankern im Querhaus, vermutlich als „Greifhilfe“



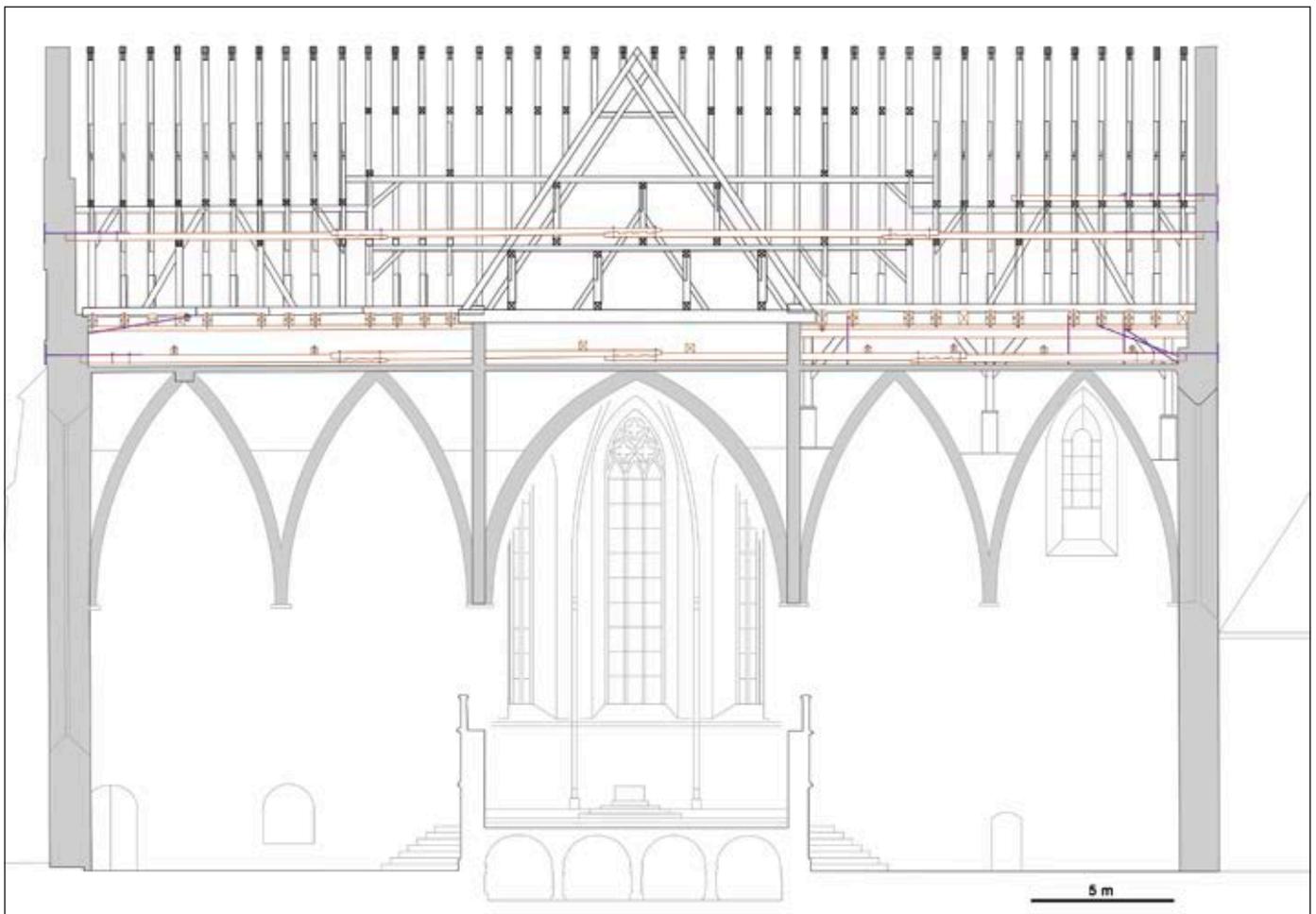


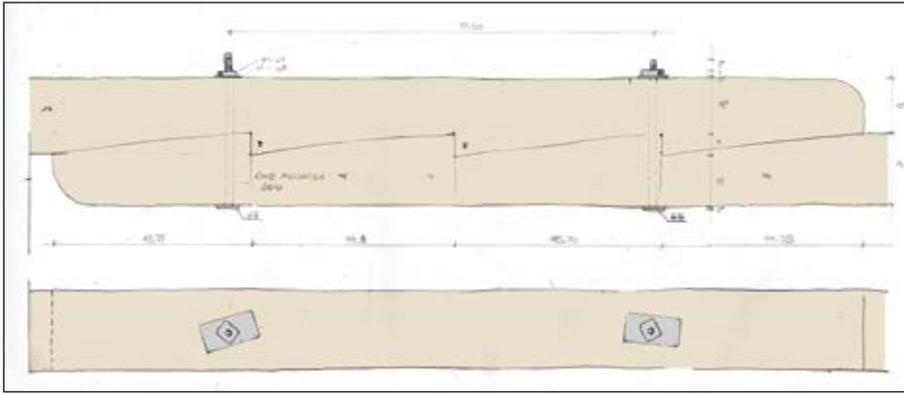
Ankersystem im Querhaus; oben links: Modell des Nordquerhauses mit den neuen Ankerbalken unter der Zerrbalkenlage; rechts: schmiedeeiserner Ankerkopf an der Außenmauer; unten: Schemaquerschnitt durch das Querhaus, Blick nach Westen, mit eingetragenen Sicherungen (farbig markiert)

wurden beim Bau einzelne Strebepfeiler angefügt, die heute im Inneren der Seitenschiffe teils noch erhalten sind. Diese Maßnahme erwies sich auf lange Sicht wohl als unzureichend, denn es wurden schließlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1790 d) umfangreiche zusätzliche

Verankerungssysteme im Dachraum konzipiert und umgesetzt. Sie sind bis heute vollständig erhalten: Zunächst einmal wurden die östlichen und westlichen Außenmauern des Nordquerhauses sowie die beiden Stirnmauern mit einer Serie von Schlaudern, das heißt Zugankern,

an der gerade erneuerten Zerrbalkenlage angehängt. Die neuen Anker wurden als kräftige schmiedeeiserne Stangen gefertigt, und am unteren Ende durch Bohrung und Ausbrüche durch die Außenmauern oberhalb der Gewölbe geführt. Außenseitig wurden an den Ankerköpfen Quer-





Stoß der Balkenabschnitte der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Anker, oben: Aufmaß, unten: Bestand

schieben, sogenannten Splinte, als Arretierungen eingesetzt und dann mit Putz überdeckt. Das obere Ende im Dachraum wurde zu einem Dorn umgeschlagen und in die wuchtigen Zerrbalken getrieben. Zusätzlich erfolgten Sicherungen mit Eisennägeln. Ein aufschlussreiches Detail sind die auf die Anker aufgeschmiedeten Keile, die wohl dazu dienten, das Eisen beim Einbau packen und anspannen zu können.

Aus heutiger Sicht erscheint die Rückhängung auseinanderstrebender Mauern am Dachwerk als wenig sinnvoll, da die Holzkonstruktion sehr weich ist und sich bei auftretenden Lasten durchbiegt. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden ähnliche Lösungen jedoch häufig umgesetzt, etwa bei der Wallfahrtskirche Maria Birnbaum, die etwa zeitgleich von einem Augsburger Zimmerermeister gesichert und instand gesetzt wurde. Ein grundsätzliches Problem bei historischen Zugankern stellte

stets die erforderliche Anspannung dar – schließlich sollte der Anker ja nicht „schlaff“ eingebaut werden und erst nach weiteren, großen Verformungen wirksam werden! Das Anspannen der Anker konnte entweder mit aufwendigen, geschmiedeten Schraubschlüsseln erfolgen oder mit Keilen, die man in die Verbindungen trieb.

Die schmiedeeisernen Zuganker waren nicht die einzige Maßnahme, mit der die auseinanderstrebenden Mauern gesichert wurden: Die gesamte Querhausanlage wurde geradezu mit einem „Netz“ an hölzernen, horizontalen Ankern versehen. Die untere Ankerebene verläuft zwischen Gewölbescheitel und Zerrbalkenebene, die obere Ebene auf Höhe der Kehlbalke. In der unteren Ebene befinden sich im Nordquerhaus vier und im Südquerhaus zwei Anker quer zwischen den Traufen, zudem laufen zwei Anker über die ganze Querhauslänge zwischen

den Stirnseiten. In der oberen Ebene, etwa auf Höhe des Kehlgebälks, verlaufen zwei weitere Längsanker zwischen den beiden Querhausgiebeln.

Die quer durch den Baukörper verlaufenden Anker sind jeweils als einfache Holzbalken ausgebildet, an deren Enden schmiedeeiserner Schlauderköpfe angesetzt sind. Die vier über die gesamte Länge der Querhausanlage laufenden Anker mussten dagegen aus jeweils vier einzelnen, miteinander verbundenen Abschnitten zusammengefügt werden. Die Verbindung zwischen diesen Abschnitten erfolgte abermals mit als Sägezahnverbindung ausgebildeten Blattstößen und ist jeweils mit zwei schmiedeeisernen Schraubbolzen gesichert. Auf diese Weise war es möglich, Ankerbalken von etwa 30 m Länge zu erzeugen!

Resümee

Die historischen Instandsetzungsmaßnahmen in den Dachräumen des Lang- und Querhauses bilden einen faszinierenden und bautechnikgeschichtlichen bemerkenswerten Komplex. Sie legen Zeugnis vom Bemühen früherer Generationen um Bauunterhalt und Bewahrung des Bestands ab. Vor allem aber bieten sie eine Möglichkeit, den alten Meistern quasi bei der Konzeption von Sicherungsmaßnahmen über die Schulter zu schauen: Wie ließen sich mit den im 18. Jahrhundert zur Verfügung stehenden technischen Mitteln bestimmte Problemstellungen lösen.

Sowohl der souveräne Umgang mit den hier unbedingt erforderlichen Bauzustandssicherungen als auch die präzise handwerkliche Ausführung sowie der gekonnte Umgang mit schmiedeeisernen Elementen wie Schrauben oder Ankerstangen legen ein beredtes Zeugnis von der hohen Handwerkskultur im Augsburg des „silbernen Zeitalters“ ab.

Die Sicherungs- und Instandsetzungsmaßnahmen des 18. Jahrhunderts sind heute selbst ein wesentlicher Bestandteil des Baudenkmals geworden. Sie bilden eine eigene Zeitschicht in der so reichen Dachlandschaft der Bischofskirche. Ihr Erhalt ist eine Verpflichtung für kommende Generationen.

Constanze Bayer und
Christian Kayser

Die Instandsetzung der Stadthalle in Penzberg

Die Penzberger Stadthalle wurde 1927/28 nach Plänen des Münchner Architekten Josef Linder (geb. 1887), der auch den Generallinienbauplan für die aufstrebende Bergbaustadt entwarf, erbaut. Ein wesentliches Element des Konzeptes ist eine 700 m lange Straßenachse, an deren nordwestlichem Ende das große Bergarbeiteraltenheim (1925/26, ebenfalls Linder) und gegenüber die Stadthalle stehen. Sie setzen für Penzberg die repräsentativen und programmatischen architektonischen Akzente.

Ein kurz nach der Vollendung der Stadthalle erschienener Zeitungsartikel beschreibt deren Situierung: „Das Gesamtstädtbild von Penzberg ist wohl durch den Bau der Stadthalle [...] am Eingange eines wunderbar gelegenen Baugeländes günstig gehoben worden. Gerade von der Hauptstraße des Ortes, von der Sindelsdorferstraße [heute im betreffenden Bereich Bahnhofstraße] aus mit dem Blick gegen die Berge, gestattet die verlängerte Robertstraße [heute Friedrich-Ebert-Straße] das neue Stadthaus in seiner ganzen harmonischen frontalen Architektur zu übersehen.“

Die Schaufassade der Stadthalle stellt eine Kombination aus antiker Tempelfront und der frühneuzeitlichen Schlossarchitektur entlehnten Mansarddachpavillons dar. Der Außenbau wirkt barockisierend und antikisierend zugleich, was für die städtischen Gebäude Penzbergs der 1920er Jahre kennzeichnend ist: Mit der Verwendung dieser aus dem aristokratischen und bürgerlichen Bauwesen des 18. und 19. Jahrhunderts übernommenen Formen wird der Anspruch der Arbeiterstadt deutlich. Gestalterisch und funktional (s. u.) steht die Stadthalle in der Tradition der 1910–12 von Heinrich Tessenow (1876–1950) errichteten „Bildungsanstalt Jaques Dalcroze“ in Dresden-Hellerau.

Stadthalle und Volkshaus

Die Stadthalle entspricht weitgehend dem Prinzip sogenannter Volkshäuser, die als politische und kulturelle Treffpunkte der Arbeiterbewegung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Sie umfassten in aller Regel das Verkaufslokal einer Konsumgenossenschaft, Büros der Ge-

werkschaft und einer Arbeiterpartei, einen oder mehrere Festsäle, Räumlichkeiten, die Zwecken der Volksbildung dienten, sowie eine Gaststube. In Penzberg gab es ein Waschhaus, Duschbäder, Fremdenzimmer, eine Metzgerei, eine Kegelbahn sowie Vereins- und Gasträume samt südseitigem Biergarten mit Bergblick.

Ihre Errichtung ist der Versuch der Stadtverwaltung, die Vorherrschaft der Bergwerksunternehmen zu unterminieren, die sich in den 1920er Jahren anschickten, auch das städtische Vereinsleben zu vereinnahmen. Vorbild war, wie gesagt, zweifellos das Modell „Volkshaus“, das der breiten Schicht der Arbeiterschaft den Zugang zu Bildung und Unterhaltung öffnen sollte. Die Stadthalle wurde von der Arbeiterschaft gebaut – die Mitglieder der Arbeitervereine leisteten unentgeltlichen Arbeitseinsatz – und später hauptsächlich von ihr genutzt; sie ist als Zeugnis des Selbstverständnisses der Arbeiter und deren Willen zu Gemeinschaftlichkeit und kulturellem Ausdruck zu verstehen. Dementsprechend lautet der erste Satz auf der Einladungskarte zur Einweihung der Stadthalle: „Ein Werk, das vom Willen und



Penzberg, Lkr. Weilheim-Schongau. Die auf die Stadthalle zulaufende Straßenachse (Foto: Stadtarchiv Penzberg)



Penzberg, Lkr. Weilheim-Schongau. Die Stadthalle kurz nach der Fertigstellung 1928 (Foto: Stadtarchiv Penzberg)

vom Zukunftsglauben der Industriestadt Penzberg nachfolgenden Generationen erzählen soll, ist erstanden.“

Mittelpunkt der Stadthalle ist der große, über ein geräumiges Foyer zu betretende, mit dreiseitig umlaufenden Emporen ausgestattete Bühnensaal, in welchem Versammlungen, Vorträge, Konzerte, Theater- und Filmvorführungen, Sportveranstaltungen etc. stattfanden. Er bildete das Zentrum des kulturellen Lebens Penzbergs, wie es auch der Prolog des Stadtrates Winkler zu den Eröffnungsfeierlich-

keiten zum Ausdruck brachte: „Es soll in diesen Mauern / Herangebildet werden ein neu Geschlecht von Menschen, / Das sich freuen soll am reinen Quell der Kunst, / Das nach des Tages lautem Schaffen Erholung sucht, / Den Körper stählet und den Geist, / Auf daß mit neuer Kraft es trage neue Last. / Mög Eintracht, Friede, Freude stets walten in dem neuen Haus, / Mög Segen strömen hundertfältig von diesen Hallen aus. / Du Penzberg / Stadt der Kohle / blühe und gedeihe / Glück auf! Das wünschen wir zur Weihe!“

Farbe, Kunst und Kohle

Das Äußere der Stadthalle wirkt mäßig modern, von einigen Details wie dem liegenden Sprossenformat oder der Portallaubung aus Beton einmal abgesehen. Die Architektur des Festsaaes hingegen ist progressiver: Raumbestimmend sind die Rauten des großen Deckenspiegels und die kolossalen Stützpfeiler mit ihren gezackten Kapitellen; beide Formen sind mit ihrer kristallinen Struktur kennzeichnend für die Architektur des Expressionismus, einer maßgeblichen Strömung der Baukunst der 1920er Jahre. Die hohen und schlanken Pfeiler und die gekreuzten Rippenstrukturen der Decke kann man zudem – was ebenfalls charakteristisch für den Expressionismus ist – als Reminiszenzen an die gotische Baukunst verstehen.

Ein Saal mit Emporen und einer großen Bühne ist ein wesentliches Merkmal der Bauaufgabe, wie ein Vergleich z. B. mit dem Volkshaus Leipzig (1906), dem Volkshaus Chemnitz (1910), dem Arbeiterheim in Wien-Favoriten (1912), dem Haus des Volkes in Probstzella (1925–27) oder dem Volkshaus Zürich (1928) zeigt. Stilistisch könnte der Festsaal der Penzberger Stadthalle von der Pfeilerhalle des etwa zeitgleich entstandenen Grassi-Museums in Leipzig beeinflusst sein, was die große Rautendecke vermuten lässt.

Ein besonderes gestalterisches Element der expressionistischen Architektur ist die Farbe. Der Penzberger Festsaal war vor Beginn der jüngsten Maßnahme jedoch



Penzberg, Lkr. Weilheim-Schongau, Stadthalle, Saal mit den Eingangstüren und der Bühne (rechte Seite), 2017 (Fotos: BLfD, Michael Forstner)

nicht farbig, sondern bunt, signalrot, hellblau und leuchtend weiß. Im eingangs erwähnten Zeitungsartikel hingegen ist von einem „Farbendreiklang“ und „Hauptakkord“ aus Grau, Gelb und Rot die Rede. Mittels Befunduntersuchungen konnten diese Farbtöne als helles Grauviolett, Ockergelb und ins Rosé tendierendes Rot genauer definiert werden. Diese Farbigkeit wurde aufgegriffen, sodass sich der Saal nun wieder seinem bauzeitlichen Erscheinungsbild annähert. Gleiches gilt für das Foyer und die Decken der Gasträume, die ebenfalls nach Befund im Sinne der Erstfassung gestrichen wurden. So vermittelt das gesamte Gebäude einen hellen, freundlichen und heiteren Raumeindruck. Dieser war nicht nur ganz zeittypisch, sondern wohl auch ein bewusster Kontrast zum Schwarz der Pechkohle, das den Alltag vieler Penzberger Arbeiter in den 1920er Jahren bestimmte.



Penzberg, Lkr. Weilheim-Schongau, Foyer der Stadthalle, 2017 (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Veränderungen und Vorzustand

Obwohl die NSDAP bei den Reichstagswahlen 1933 in Penzberg nur 16,4 % der Stimmen erhielt (das schlechteste Ergeb-

nis in einem bayerischen Verwaltungsbezirk), wurde die Stadt 1933 von den Nationalsozialisten übernommen. Die Stadthalle wurde 1934 verkauft. Danach

fanden erste Umbauten statt, z. B. die Verkleidung der leichten Emporenbalustrade des Festsaals mit dunklem Holz; auch ein Neuanstrich ist zu vermuten. Ab 1943 diente die Stadthalle als Heim für ausgebombte Kinder aus München und Umgebung.

Die Maßnahmen der 1950er, 60er und 70er Jahre sind nicht vollständig nachvollziehbar; vor allem wurden Neuanstriche (in hochfrequentierten Bereichen wie dem Foyer sind bis zu sieben Farbschichten nachweisbar) und Modernisierungen der Haustechnik vorgenommen. Besser belegt und auch durch Farbfotos dokumentiert ist eine 1983 abgeschlossene Gesamtinstandsetzung, bei der der oben bereits beschriebene Anstrich des Festsaals erfolgte und die Gasträume ausgesprochen rustikal interpretiert wurden.

Die Instandsetzung von 2014 bis 2017

Die grundsätzlichen denkmalpflegerischen Zielsetzungen der jüngsten Maßnahme waren der Erhalt der historischen Bausubstanz in ihrem Grundrissgefüge



mitsamt der überlieferten bauzeitlichen Ausstattungsstücke, der unveränderte Erhalt der Hauptfassade mit Ausnahme der Rückführung des Hauptportals in den Zustand von 1928, der Erhalt der historischen Bühnentechnik und die Wiederherstellung der inneren Struktur und Organisation in den Zustand von 1928.

Mit diesem Konzept gelang es, den bauzeitlichen Bestand und dessen Erscheinungsbild aus den teilweise recht unsensiblen – bierhallenmäßigen – Überformungen und Übertünchungen herauszupräparieren und wieder angemessen zu präsentieren. Zudem wurden die verlorenen Ausstattungsstücke wie Tische, Stühle, Lampen, Bodenbeläge, Vorhänge etc. durch hochwertige neue, dem Bestand adäquate ersetzt. Überzeugend wirkt auch die unaufdringliche Integrierung der Saaltechnik (Belüftung, Beleuchtung, Beschallung).

Für eine zeitgemäße Nutzung wurden die Bühnentechnik erweitert, ein behindertengerechter Zugang geschaffen, ein Parallelbetrieb des Festsaals und der Gaststätte mit dem Nebensaal ermöglicht, eine Verbesserung des Wärmeschutzes und eine Senkung des Energieverbrauchs erreicht. Die später angebaute Bühnenerweiterung sowie der ebenfalls nicht bauzeitliche Nebensaal wurden mit Neubauten ersetzt.

In besonderer Weise funktioniert der neue Nebensaal: Über eine Fensterfront nach Nordwesten, gibt er den Blick in



Penzberg, Lkr. Weilheim-Schongau, Stadthalle, Empore im Saal (Foto: BLfD, Michael Forstner)

ein Viertel, in dem sich noch zahlreiche und äußerlich weitgehend unveränderte Wohnhäuser vom Beginn des 20. Jahrhunderts erhalten haben, frei; er umfasst auch den südlichen Flügel der Stadthalle und etwa ein halbes Dutzend dieser Häuser, was ein eindruckliches Panorama der Blütezeit der Bergbaustadt Penzberg ergibt.

Das Ergebnis der Maßnahme von 2014–17 ist, dass die Stadthalle in ihrer Grundstruktur und grundsätzlichen Erscheinung nun wieder weitgehend der des Jahres 1928 entspricht. Der Bestand erfuhr in einigen Bereichen Erweiterungen, Ergänzungen und wurde, wo notwendig, neu interpretiert.

1906 definiert der Münchner Architekt und Stadtplaner Theodor Fischer in einem kurzen Text seine Vorstellung eines Volkshauses; hierin finden sich zahlreiche Gedanken formuliert, die auch der Penzberger Stadthalle zugrunde liegen, denn der Text liest sich in einzelnen Passagen wie deren Beschreibung: „Irgendwo in Deutschland, [...] in einer großen oder mittleren Stadt, auf einem Platz, der nicht im lärmenden Verkehr, aber am Verkehr liegt – es könnte wohl auch ein Rückplatz sein: Ein Haus, nicht zum Bewohnen für Einzelne und Familien, aber für Alle, nicht zum Lernen und Gescheitwerden, sondern nur zum Frohwerden, nicht zum Anbeten nach diesem oder jenem Bekenntnis, wohl aber zur Andacht und zum inneren Erleben. Also keine Schule, kein Museum, keine Kirche, kein Konzerthaus, kein Auditorium! Und von allen diesen doch etwas und außerdem noch etwas Anderes! Das Haus, wenn es in einer mittleren Stadt erbaut würde, sähe es etwa so aus: Der Vorraum stattlich, aber sehr einfach; vorbereitend, sicher nicht verblüffend. Vom Stil – auch dem allermodernsten – keine Rede! [...] Kleiderablagen für besondere Fälle festlicher Art sind vorgesehen; für gewöhnlich aber geht jeder Mann und jede Frau so, wie sie auf der Straße wandeln, hinein. [...] Über mäßige Stufen geht's zum großen Saal, für dessen Schilderung ich schon des Gedenkens an Kirchenräume, spätmittelalterliche, katholische etwa, bedarf, da der neue Typus eben erst geschaffen werden muß. Stark in der Stimmung, doch nicht willkürlich persönlich, da der Raum, der Träger des Lebens, nicht selbst lebendig werden darf. Farbige und vielgestaltig [...]; aber nicht so farbig und vielgestaltig, daß nicht selbständige Kunstwerke des Malers oder Bildhauers mit voller Wirkung darin vorübergehend ausgestellt werden könnten. Ganz übersichtlich im Raum, nur mit einem Podium für Musiker und die Orgel, aber doch nicht ohne Reiz von wechselnden starken Lichtern und Dämmerungen.“

Thomas Hermann

Literatur

Hoffsten, Anke: *Das Volkshaus der Arbeiterbewegung in Deutschland. Gemeinschaftsbauten zwischen Alltag und Utopie*, Wien 2017

Seidl, Ernst (Hrsg.): *Lexikon der Bautypen. Funktionen und Formen der Architektur*, Stuttgart 2006, S. 540–542



Penzberg, Lkr. Weilheim-Schongau, Stadthalle, Gastraum (Foto: BLfD, Michael Forstner)

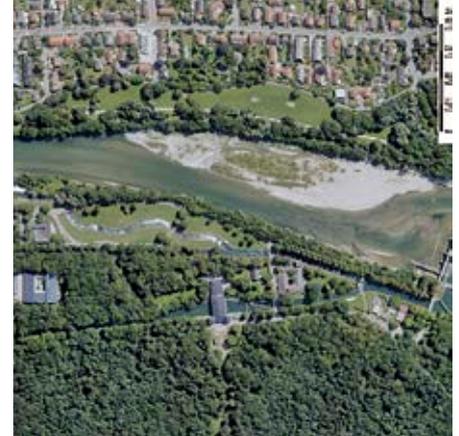
Spickel und Eiskanal – Vom Stadtwald des Biedermeier zur Weltklasse-Kanustrecke

Ausgangslage

Im Zuge des Konzeptes „Denkmalschutz und Denkmalpflege 2020 – Bewahren durch Erklären und Unterstützen“ (2015) hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) den Auftrag erhalten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den 1960er und 70er Jahren entstandenen Gebäude und Anlagen in Bayern zusammenzustellen und grundlegende Untersuchungen zu den wichtigsten Gebäuden und Bauaufgaben durchzuführen, um objektive Kriterien für eine Denkmalerkenntnis nach Art. 1 BayDSchG (Bayerisches Denkmalschutzgesetz) zu gewinnen. Dabei ist die olympische Kanustrecke in Augsburg als Prüfobjekt erkannt worden. Zeitgleich wurden dem BLfD Überlegungen der Stadt Augsburg bekannt, die Kanustrecke im Zuge des UNESCO-Welterbeantrages „Wasserbau und Wasserkraft – Trinkwasser und Brunnenkunst“ als Kernobjekt in diesen aufzunehmen. Da dies entsprechend den Vorgaben der UNESCO jedoch nicht ohne eine klare Aussage zu den Denkmalwerten der Anlage möglich sein wird, erfolgte die Prüfung der Kanustrecke objektbezogen zum jetzigen Zeitpunkt, um entsprechend Klarheit zu gewinnen. Dabei zeigte sich, dass die Kanustrecke 1970/71 nicht zufällig am Eiskanal realisiert wurde,



Augsburg, Gaststätte Spickel an der Brücke über den Neubach und das Denkmal für Erzherzog Karl, Uraufnahme von 1809 (Stadtarchiv Augsburg)



Augsburg, Spickel und Kanustrecke, Luftaufnahme (Foto: Bayerische Vermessungsverwaltung)

sondern dass es hierzu unterschiedlichste Entwicklungsstränge gibt.

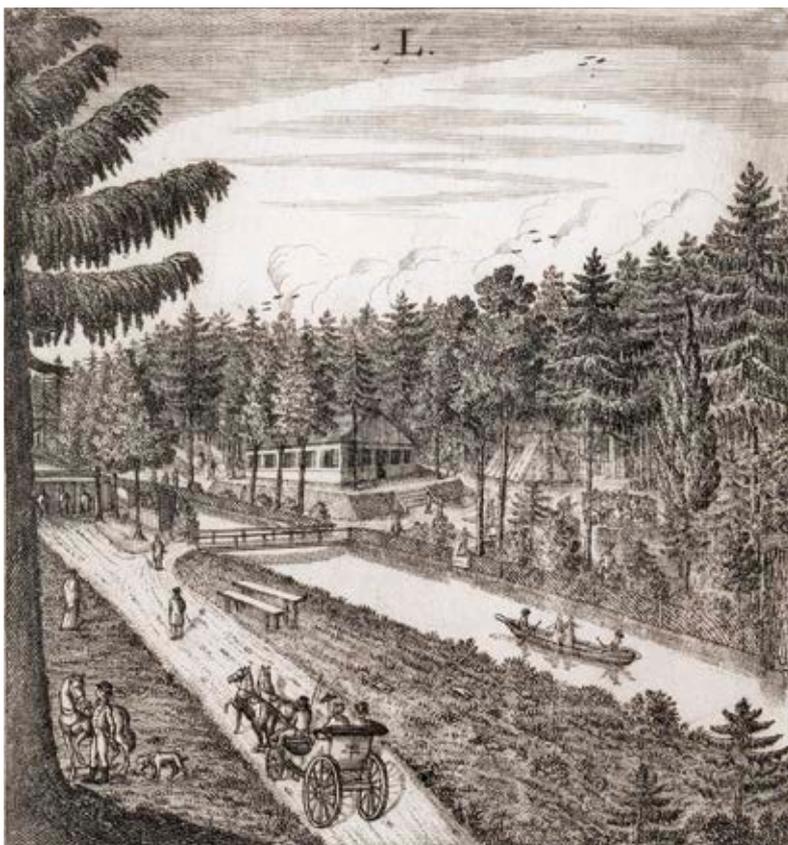
Der Stadtwald am Spickel als bürgerlicher Erholungsort seit dem späten 18. Jahrhundert

Das Areal östlich der Stadt, unmittelbar am westlichen Lechufer gelegen, war seit dem Spätmittelalter mit der Anlage des Hochablasses und der von dort in die Stadt führenden Nutzwasserkanäle für

die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt von hervorgehobener Bedeutung. Wohl schon im Verlauf des 18. Jahrhunderts gewann das Areal zwischen den Kanälen und entlang des Lechs für die Augsburger Bürgerschaft als stadtnahes und im biedermeierlichen Sinn als idyllisch empfundenen Erholungsgebiet an Bedeutung. Für das späte 18. Jahrhundert ist auf der Insel zwischen dem heutigen Hauptstadt- bach und dem Neubach eine Gaststätte bezeugt. Ein Kupferstich von 1793 zeigt diese und auf den Wegen fahrende Aus-



Am Spickel: Die Insel. Ein Erholungsplatz bey Augsburg, Kupferstich um 1800 (Stadtarchiv Augsburg)



Der Spickel, Kupferstich um 1800 (Stadtarchiv Augsburg)

flugskutschen sowie kleine Boote auf dem Neubach, die offensichtlich keinen wirtschaftlichen Hintergrund haben, sondern das Gelände als Erholungsort charakterisieren. In der Uraufnahme von 1809, im Zuge der Landesvermessung des jungen Königreichs Bayern ist die Gestaltung der Park- und Gartenanlage auf der Spickelinsel mit ihren geschlungenen Wegen bereits deutlich zu erkennen. Das 1802 unweit der Gaststätte errichtete Denkmal für Erzherzog Karl von Österreich, Präsident des Kaiserlichen Hofkriegsrates und Sieger über die französischen Revolutionsarmeen 1796–99, mit seinem in die Parkanlage hineinkomponierten künstlich aufgeschütteten Hügel, der an einen Feldherrenhügel erinnert, wäre ohne den damals im Gesellschaftsleben der Augsburger Stadtgesellschaft fest verankerten Stellenwert des Areals als stadtnahes Erholungs- und Ausflugsziel nicht denkbar gewesen. Das in die Denkmalliste eingetragene Denkmal für Erzherzog Karl macht bis heute diese um 1800 greifbaren Anfänge des Geländes zwischen Neubach und Lech unmittelbar nördlich des Hochablasses anschaulich.

Schiffahren auf den Kanälen beim Spickel war somit schon um das Jahr

1800 sehr beliebt, und nach 1945 wurde auf dem Kanalabschnitt zwischen dem Hochablass und der Wirtschaft auf dem Spickel auch Leistungssport betrieben.

Der Eiskanal wird vom Leistungssport entdeckt

1946 hatte die Geschichte des Eiskanals als Kanuanlage mit der Suche des Augsburger Kajak-Vereins nach einem „Wildwasser“ für Training und Wettbewerbe begonnen. Damals wurden hölzerne Verengungen in den Hauptstadtbach und in den als Eiskanal geläufigen Stichkanal zwischen Neubach und Lech unterhalb des Wasserwerks eingebaut. Dieser zur Ablenkung des Treibeises gedachte Stichkanal gab am Ende der ganzen Anlage den Namen „Eiskanal“, jedoch wurden die westlichen Teile zwischen dem Neubach und dem Stadtbach im Zuge der Anlage der Kanustrecke 1970/71 verfüllt.

Zum hundertjährigen Vereinsjubiläum 1947 fanden die ersten Kajakslalomveranstaltungen statt, und 1948 wurde dort bereits eine schwäbische Meisterschaft ausgetragen. 1950 gab es in Augs-

burg die erste Deutsche Meisterschaft, dann 1953 den ersten internationalen Kanuslalom und schließlich 1957 erstmals die Kanu-Weltmeisterschaft.

Der sportliche und zunehmend international wahrgenommene Stellenwert der Augsburger Kanuten war für die Entscheidung des Olympischen Organisationskomitees, sich für Augsburg als Austragungsort für eben diese Sportart zu entscheiden, nicht unmaßgeblich. Die Bundesrepublik Deutschland hatte als Ausrichter der Spiele traditionell das Recht, eine bisher nicht im Kanon der olympischen Wettkämpfe vertretene Sportart vorzuschlagen. So kam es 1972 erstmals zur Aufnahme des Kanusports bei den Olympischen Spielen. Es sollte dann bis 1992 dauern, bis dieser bei den XXIV. Olympischen Spielen in Barcelona zum zweiten Mal olympische Sportart und dessen dauerhafte Aufnahme in den Kanon der olympischen Sportdisziplinen beschlossen wurde.

Nach Plänen der Landschaftsarchitekten Gottfried und Anton Hansjakob sowie der Augsburger Architekten Reinhard Brockel und Erich R. Müller wurde unmittelbar östlich des historischen Spickel-Geländes die neue Anlage der Kanustrecke konzipiert. Diese wurde dabei erstmals weltweit als künstlich geschaffenes Betongerinne unter Ausnutzung des natürlichen Wasserzuflusses über den Lech und Stadtbach geplant und 1970/71 realisiert.

Die Kanustrecke und ihre Funktionsbauten in der Lechauenlandschaft

Die Gesamtanlage ist nicht ohne die Idee denkbar, die auch in München den Hauptsportanlagen und dem Olympiapark zugrunde gelegen hat: das Spiel mit damals als modern empfundener Funktionsarchitektur und deren Einbettung in eine artifizial gestaltete Landschaft. In Augsburg kommt hinzu, dass mit der kurvig bewegten Rinne der Kanustrecke und dem bewusst als künstlich aufgefassten begleitenden Geländestreifen zwischen Lech und Kanustrecke einerseits sowie zwischen Kanustrecke und Neubach andererseits eine subtile Einbettung der Anlage in den umgebenden Naturraum einherging, was für den Münchner Olympiapark und sein weitgehend verstädtertes Umfeld keine besondere Rolle gespielt hatte.

Wie im Münchner Olympiapark auch, lässt sich jedoch eine bewusste und die Anlage im Kern tragende Anknüpfung an das bis dahin historisch Gewachsene als wesentliches Gestaltungsprinzip erkennen. Waren es in München der im 17. Jahrhundert angelegte Nymphenburg-Schleißheimer Kanal und der nach 1945 entstandene gewaltige Schuttberg auf dem Oberwiesenfeld, welche zum Ausgangspunkt für die Neuinterpretation des historisch besetzten Ortes wurden, so ist es in Augsburg mit dem Stadtbach ein in seinem Verlauf bis ins Mittelalter zurückreichender, künstlich geschaffener Kanal. Der im späteren 19. Jahrhundert entstandene Eiskanal wurde in seinem östlichen Teil in den Verlauf der Kanustrecke integriert, um dort dann das Wasser wie seit jeher zurück in den Lech zu leiten.

Die von Brockel und Müller für die Austragung der Kanuwettbewerbe errichteten Gebäude entlang der Kanustrecke zeichnen sich durch eine konsequente Verwendung von geschaltem Sichtbeton sowie dessen Kombination mit Holzverblendungen und mit Holzschindeln gedeckten Dachflächen aus. Mit dieser architektonischen Haltung nehmen sie auf den besonderen Ort einer begleitenden Flusslandschaft und das naturnahe Umfeld Bezug, ohne auf die gestaltende Kraft des materialsichtig eingesetzten Betons als Kunstmaterial zu verzichten.

Kernbauten der Anlage sind am Oberlauf der Kanustrecke das Presse- und Organisationsgebäude sowie am Unterlauf das Gaststättengebäude. Beide Anlagen sind aus ihrer jeweiligen Funktionalität heraus als wandelbare Rasterbauten über einem festen Grundschema der Stützenanordnungen konzipiert. Die jeweils locker als atriumartige Gruppe zusammengestellten Flügel tragen als durchgehendes Motiv steile Pultdächer. Beim Pressegebäude ist als formaler Hochpunkt unmittelbar am Streckenverlauf ein Turm konzipiert, der mit seiner Balkonanlage geländebeherrschend über die Kanustrecke ausragt und in seinem oberen Teil geschickt das betonierte Tragbalkensystem im Wechselspiel mit den senkrechten Holzverblendungen in den Blick rückt. Das Innere ist bis heute mit seinen aus dem Material Sichtbeton entwickelten Wandoberflächen anschaulich erhalten. Das schon im Außenbereich zur Einbindung in die umgebende Flussaue eingesetzte Holz wird innen konsequent etwa



Augsburg, Kanustrecke, Presse- und Organisationsgebäude, Turm über der Strecke (Foto: BLfD, Harald Gieß)



Augsburg, Kanustrecke, Gaststättenbau (Foto: BLfD, Harald Gieß)

zur Gestaltung von Deckenuntersichten eingesetzt. Die um den markanten Turmbau gruppierten Flügel der Atriumanlage sind in ihrer wesensbestimmenden Architekturhaltung unverändert überliefert. Wegen der rasterartig konzipierten Architektur konnten nach den Spielen 1972 in den Westflügel die bis heute genutzten Bootslagerräume integriert werden, nachdem die während der Spiele weiter südlich gelegenen provisorischen Bootshäuser aufgegeben worden waren.

Das Atrium der Gaststätte entspricht in der Grundhaltung der gegeneinander gesetzten Volumina klar konzipierter einzelner Gebäudeflügel mit ihren prägenden Pultdächern und der Baumasse weitgehend dem Presse- und Organisationsbau. Die beiden Anlagen werden so zu den bestimmenden, die eigentliche Betonrinne der Kanustrecke rahmenden Großarchitekturen. Die dem Komplex im Osten und Süden vorgelagerte Freitreppen- und Terrassenanlage sorgt für die harmonische Einbindung der Baumasse in das kräftig bewegte Relief der Geländeoberflächen an dieser Stelle. Im Inneren wurde die Gaststätte nach den Spielen 1972 unter Wahrung des die Architektur bestimmenden Grundrasters moderat umgebaut, wobei diese Umbauten wegen der von Anfang an als offene Gebäudehülle konzipierten Anlage die damals gewollte architektonische Aussage weder verschleiern noch ernsthaft beeinträchtigen.

Im Sinne einer zu den Rändern hin abnehmenden Monumentalität markieren das Startgebäude am Anfang der Kanustrecke zwischen den Schleusenanlagen des Hochablasses und dem Presse- und Organisationsgebäude sowie das Zielgebäude unterhalb der Gaststätte unmittelbar am Ende der Kanustrecke und deren Ableitung in den Lech Anfang und Ende der Gesamtanlage. Während das Startgebäude mit der freien Lechaue im Rücken wiederum das Thema „Pultdach“ übernimmt, weist das Zielgebäude ein Flachdach auf. Dieser Wechsel in der Dachform begründet sich aus der vom Kanal aus gesehen hinter dem Zielgebäude liegenden Gaststätte mit ihrer Freitreppenanlage. Mit dem Flachdach wird das Zielgebäude gleichsam zur unmittelbar am Wasser gelegenen Basis der dahinter aufsteigenden geschichteten Architektur mit den Freitreppen der Gaststätte und lässt deren Pultdächer in der Zusammenschau allein das Thema einer abschließenden Bekrönung.



Augsburg, Kanustrecke. Der Kanal als erste betonierte Kunstrinne für Kanuwettbewerbe. Bei Niedrigwasser (Foto unten) sind die künstlichen Betonhindernisse gut zu erkennen (Fotos: BLfD, Harald Gieß)

Die eigentliche Kanustrecke mit ihrer im Oberlauf geradlinigen Führung sowie die dem Zentrum der Gesamtanlage definierenden gekrümmten Ausformung wird als gleichbleibend schmales und betoniertes Kanalband zum Rückgrat des Ganzen – ein Motiv, dem alle anderen Funktionsbauten untergeordnet sind. Die den Verlauf dieser Kanustrecke begleitenden Zuschauerränge mit ihren aus stehenden Holzbohlen wie in einem Höhenschichtmodell gestalteten Treppenstufen sind dabei als artifizielle Fortentwicklung der natürlichen Lechaue Landschaft gedacht; sie reflektieren damit in ihrer der Natur entnommenen Materialwahl ganz eigenständig das

Grundprinzip der unverstellt sichtbaren Oberflächen, das auch schon die begleitenden Funktionsbauten der Anlage auszeichnet. Die beiden geschwungenen Brücken, welche die beiden Seiten der Zuschauerränge über die Kanustrecke hinweg verbinden, betonen in ihrer Klammerfunktion das Gesamte der Anlage. Sie sind damit für die geordnete Zusammenschau der ausschließlich zwischen Kanustrecke und Hauptstadtbach gelegenen Architekturen mit dem Geländestreifen zwischen Kanustrecke und Lech unverzichtbar. Die nahezu mittig in der Gesamtanlage platzierte Stele für das Olympische Feuer, ein aus der Grundidee der Flammenstele im Münchner Olympiastadion entwickelter kleinerer Ableger, macht bis heute Anlass und Funktion der Anlage als Austragungsort der Kanuwettbewerbe während der Spiele der XX. Olympiade sichtbar.

Denkmalfachliche Einordnung und Bedeutung

Die Anlage der Kanustrecke am Eiskanal in Augsburg findet ihre geschichtliche Bedeutung vor allem in der Zugehörigkeit als Sportstätte zu den Austragungsorten der XX. Olympischen Spiele in der Bundesrepublik Deutschland. Diese – 36 Jahre nach den ideologisch überschatteten Spielen von Berlin – waren ein unübersehbares Signal an die Welt, dass Deutschland nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges seinen Platz in der Weltgemeinschaft wieder gefunden hatte. Nicht zufällig erfolgte im Jahr darauf, 1973, die Aufnahme sowohl



der damaligen Bundesrepublik Deutschland als auch der Deutschen Demokratischen Republik in die UNO als dem Repräsentanten dieser Weltgemeinschaft. In diesem Sinne waren München mit dem Hauptteil der Wettkampfstätten, Kiel mit den Segelwettbewerben und eben auch Augsburg mit der Kanustrecke die in die Welt wirkenden Orte dieses wiedergewonnenen Selbstverständnisses Deutschlands.

Darüber hinaus besitzt die Kanustrecke mit ihrer konsequenten Fortentwicklung des Freizeitareals zwischen Spickelinsel und Lech aber auch eine weit über den Anlass der Olympischen Spiele zurückreichende Bedeutung, die sie gleichsam zum letzten und bis heute gültigen Reflex dieses für die Bürgergesellschaft Augsburgs über mehr als zweihundert Jahre wichtigen Geländes macht. Das unmittelbar westlich der Kanustrecke gelegene Denkmal für Erzherzog Karl und die olympische Kanustrecke sind dabei bis heute anschaulich Anfang und momentaner Endpunkt dieser Entwicklung.

Der erstmals weltweit als künstlich betonierte Wasserrinne konzipierte Kanalkanal, die begleitenden Funktionsbauten in ihrer fein austarierten Formensprache und die alle Teile verbindende artifizielle Gestaltung der umgebenden Auenlandschaft für die Zuschauerränge stehen dabei in ihrer künstlerischen Ausformulierung ebenbürtig neben dem Münchner Olympiapark und seinen Sportstätten. Sie sind in ihrer konsequenten Haltung ein herausragendes Beispiel für eine letztlich

zeitlos aufgefasste und sich dabei doch der zum Entstehungszeitpunkt aktuellen Architekturströmungen bedienenden Bewältigung einer speziellen Bauaufgabe aus dem Bereich des Sports und in dieser Hinsicht für Bayern nahezu singulär. Die Architekten Brockel und Müller stehen mit ihrem Schaffen, in dem die Kanustrecke neben dem Hotelturn bei der Kongresshalle in Augsburg einen lokalen Bedeutungsschwerpunkt markiert, signifikant für die euphorische Aufbruchsstimmung der 1960er und 70er Jahre.



Augsburg, Kanustrecke. Die Stele für das Olympische Feuer (Foto: BLfD, Harald Gieß)

Die behutsame Fortentwicklung des für die Stadtopographie von Augsburg seit dem späteren 18. Jahrhundert bedeutsamen Areals um die Spickelinsel entlang des Lechs und ihre Wandlung in eine moderne Wettkampf- und Sportstätte sind für das Bild der Stadt von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Landschaftsarchitekten Gottfried und Anton Hansjakob, die aus der Gartenbauschule Schönbrunn in Wien hervorgegangen sind und ab 1962 ein eigenes Büro für Landschaftsarchitektur in München führten, haben in Bayern neben dem Projekt zur landschaftlichen Einbindung der Kanustrecke immer wieder herausragende Projekte erarbeitet und auch internationale Beachtung gefunden. Die Landschaftsgestaltung für die Kanustrecke ist dabei in kongenialer Weise derjenigen des Olympiaparks in München ebenbürtig. Wie dort das Büro Grzimek für die Olympischen Spiele der Neuzeit erstmals den antiken Gedanken des Hains von Olympia in den Kontext einer internationalen Sportgroßveranstaltung transferiert hat, ist auch die Gestaltung des Geländes entlang der Kanustrecke ohne diesen singulären und nach 1972 in dieser Konsequenz bisher nicht mehr umgesetzten Gedanken nicht vorstellbar.

Um der hier kurz umrissenen Bedeutung der Anlage in ihren verschiedenen Facetten gerecht zu werden, wurde die Gesamtanlage im April 2017 als Baudenkmal in die Denkmalliste eingetragen.

Harald Gieß

Feierliche Übergabe des 1000. Denkmalpflegerischen Erhebungsbogens in Bayern

Am 8. September 2017 würdigte Staatsminister Helmut Brunner in Thannhausen, Mittelfranken, die Erstellung von 1000 Ortsanalysen der Denkmalpflege für die Dorferneuerung und Stadtsanierung in Bayern. Bei der feierlichen Übergabe des 1000. Denkmalpflegerischen Erhebungsbogens (DEB) an Bürgermeister Willi Renner, den Landrat des Landkreises Weißenburg-Gunzenhausen Gerhard Wagemann und den Leiter des Amtes für Ländliche Entwicklung Gerhard Jörg betonte der Minister vor zahlreichen Po-

litikern, Behördenvertretern und Gästen: „Die Denkmalpflege ist heute wie selbstverständlich in der Dorferneuerungsplanung verankert. Ich versichere Ihnen: Wir werden auch weiterhin auf diese bewährte Partnerschaft bauen.“

Seit 1988 erstellt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) in Kooperation mit den Ämtern für Ländliche Entwicklung sowie den Städtebauförderungsstellen der Bezirksregierungen den Fachbeitrag DEB zur Dorferneuerungsplanung oder Stadtsanierung. Diese

Aufgabe ist im Fachreferat „Siedlungs- und Kulturlandschaftsdokumentation“ verankert. Der vom BLfD entwickelte und eingeführte Fachbeitrag ist eine systematisch-standardisierte Erfassung und städtebauliche Bewertung des kulturellen Erbes in denkmalreichen Siedlungen mit knappen Texten, anschaulichen Themenkarten und einer umfangreichen Bilddokumentation. Der DEB enthält die Zusammenstellung der wichtigsten Daten zur Siedlungs- und Baugeschichte des untersuchten Ortes sowie eine textliche



Übergabe des 1000. Denkmalpflegerischen Erhebungsbogens durch Staatsminister Helmut Brunner (3. v. li.), Bürgermeister Willi Renner, Landrat des Landkreises Weißenburg-Gunzenhausen Gerhard Wagemann und der Leiter der Amtes für Ländliche Entwicklung Gerhard Jörg (Foto: BLfD, Gerhard Ongyerth)

und kartografische Beschreibung seiner Ortsbildentwicklung von den Anfängen bis in die Gegenwart. Mit dem DEB werden fachliche Positionen der Denkmalpflege in die Dorferneuerung und in die Stadtsanierung getragen. Er präzisiert, was z. B. die Dorferneuerungsrichtlinien seit 1993 fordern: Erhalt des „eigenständigen Charakters ländlicher Siedlungen sowie der Kulturlandschaft“. Er erklärt, was unter ortsgerecht und ortsbildprägend im Hinblick auf die wesentlichen Elemente der örtlichen Baukultur zu verstehen ist: Baudenkmäler, Ensembles, archäologische Flächen, markante Straßenzüge, historisch geprägte Platzanlagen, Freiflächen und Wasserläufe.

Die fachliche Grundlage des DEB ist die amtliche Denkmalliste. Der Untersuchungsgegenstand ist jedoch der historische Ort, in den eingebunden Denkmäler bestehen. Jeder Ort ist einzigartig. Diesen Grundsatz erforscht der DEB mit der Beschreibung der individuellen Ortslage. Es werden die naturräumlichen und historisch-topographischen Lagebedingungen des Ortes untersucht. Er formuliert Aussagen zur Verfügbarkeit natürlicher Baustoffe in historischer Zeit. Der DEB untersucht das für die Siedlungsentwicklung bedeutsame historisch-politische Umfeld, einschließlich der Faktoren, die Gründung, Gestalt und Entwicklung des Ortes bestimmt haben. Der Einfluss historischer, territorialer sowie kirchlicher Zugehörigkeiten und historischer Einzelereignisse auf Ortsgrundriss, Silhouette, Struktur und Erscheinungsbild wird über archivalische Quellen und Karten, Sekundärliteratur und statistische Daten erfasst. Dabei werden verstreut liegende Quellen oftmals erstmalig zusammengetragen. Historische Raumstrukturen erklären lange wirksame Wirtschafts- und Sozialstrukturen des Ortes. Insbe-

sondere der historische Ortsgrundriss, die Parzellenstruktur und Sonderbauten wie Kirche, Burg oder Mühle können bis in die siedlungsgeschichtlichen Anfänge des Ortes zurückweisen. Zur anschaulichen Vermittlung der historischen Ortsstrukturen eines Ortes werden im DEB die bayernweit im einheitlichen Maßstab 1:5000 vorhandene Urkatasterkarte und das zugehörige Grundsteuerkataster (historisches Grundbuch) des frühen 19. Jahrhunderts ausgewertet und wiedergegeben. Dazu ist ein Besuch im Staatsarchiv notwendig.

Schwerpunkt der Erfassungs- und Vermittlungsarbeit ist die Bewertung des historischen Ortsbildes in der Gegenwart, mit allen prägenden Gebäuden und Raumstrukturen, in ordnender Beziehung zum umgebenden Naturraum, zur Siedlungsgeschichte und der historischen Dorfstruktur. Hierzu erfolgt eine Ortsbegehung und die kartografische sowie fotografische Erfassung und Dokumentation aller Aspekte des historischen Ortsbildes. Kernstück dieser Arbeiten ist die städtebauliche Bewertung aller Denkmäler, ortsbildprägenden Bauten und der angetroffenen Haus- und Hofformen sowie natürlich die Erstellung einer Reihe von zusammenfassenden Themen- und Denkmalkarten. Diese sollen in nachfolgenden Planungen Verwendung finden. Jeder DEB wird dem Amt für Ländliche Entwicklung und den örtlichen Arbeitskreisen bzw. den Städtebauförderungsstellen bei den Bezirksregierungen, der planenden Kommune sowie der Unteren Denkmalschutzbehörde im zuständigen Landratsamt zur Verfügung gestellt und muss vor Ort den Bewohnern präsentiert werden. So wird sichergestellt, dass die Arbeitsergebnisse verbreitet werden und die Denkmalpflege ein wichtiges, auch kommunales Thema im laufenden

Dorferneuerungs- bzw. Städtebauförderungsprozess bleibt.

Seit kurzer Zeit besteht das Angebot, den DEB durch einen kommunalen Denkmalplan und Elemente der Partizipation (dialogische Planung) zu ergänzen. Über die Erfassung städtebaulich-historischer Überformungen des historischen Ortes kann der denkmalpflegerische Handlungsbedarf in einer Kommune erkannt und von ihr der Grundstein zu einer kommunalen Denkmalplanung gelegt werden. Dabei formuliert die Kommune mit Hilfe versierter Planungsbüros und der amtlichen Denkmalpflege Gestaltungsgrundsätze und Leitlinien für künftige Arbeiten an Denkmälern. In Einzelfällen können Planungsalternativen und Machbarkeitsstudien an Baudenkmälern durchgerechnet werden. Der so zum Instrument „Kommunales Denkmalkonzept“ erweiterte DEB kann gebiets- oder themenbezogen bearbeitet werden.

Die Übergabe des 1000. DEB markiert den hohen Stand einer einzigartigen, räumlich eng verknüpften Sammlung von Aussagen zur Geschichte des Landes, zur Siedlungs- und Baugeschichte sowie zur Agrargeschichte Bayerns, die wegen der praxisorientierten und planungsrelevanten Aufarbeitung auch für weitere Gebiete der öffentlichen Entwicklungsplanung der einbezogenen Siedlungen von großem Wert ist. Der DEB ist ein beeindruckendes Beispiel ressort- und behördenübergreifender Dienstleistungen in Bayern, die es mit dieser Dauer und diesem Erfolg im Freistaat und in Deutschland selten gibt. Dem Anlass entsprechend kündigte das BLfD die Veröffentlichung der 1000 Ortsanalysen auf einer Internetplattform (cloud) an.

Gerhard Ongyerth

DENKMALFORSCHUNG

War was vor der Wallfahrt?

Zur Archäologie in und an Wallfahrtskirchen anhand von Beispielen aus Nordbayern

Wallfahrten bilden einen festen und wichtigen Bestandteil römisch-katholischen Lebens und gründen sich in der Regel auf eine jahrhundertealte Mirakeltradition. Zuweilen sind sie, etwa in der Oberpfalz, mit mehrtägigen Feierlichkeiten verbunden, die für die lokale Bevölkerung echten Volksfestcharakter besitzen. Die im Zentrum der Wallfahrt stehenden Kirchenbauten sind in ihrem architektonischen Erscheinungsbild zu meist von den Epochen des Barock, Rokoko oder des frühen Klassizismus geprägt und bilden ein wichtiges Betätigungs-

und Forschungsfeld der Baudenkmalpflege. Bisweilen lassen einzelne Bauteile jedoch auch eine bis in das Mittelalter zurückreichende Geschichte der Wallfahrtskirche erkennen. In Verbindung mit legendenhafter Überlieferung können sie darauf hindeuten, dass der jeweilige Platz eine deutlich längere und komplexere Nutzungsgeschichte besitzen könnte, als dies auf den ersten Blick zu vermuten wäre. Einige Beispiele aus der aktuellen archäologischen Praxis im nördlichen Bayern sollen daher verdeutlichen, dass sich hinter, vielleicht

besser formuliert unter neuzeitlichen Wallfahrtskirchen bisweilen unerwartete Spuren finden, die belegen, dass die Wallfahrt nicht am Anfang, sondern am Ende der kirchengeschichtlichen Entwicklung eines solchen Platzes stehen kann.

Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung in Stettkirchen

Die Wallfahrtskirche Maria Heimsuchung in Stettkirchen bei Hohenburg, Landkreis Amberg-Regen, liegt im



Stettkirchen, Markt Hohenburg, Lkr. Amberg-Regen, Blick auf die Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung, davor die Grabungsfläche des früh- und hochmittelalterlichen Friedhofs, im Hintergrund die Hohenburg (Foto: Fa. Adilo, Parsberg)



Stettkirchen mit der Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung, Uraufnahme der königlich-bayerischen Landesvermessung 1808 bis 1864 (© Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017)

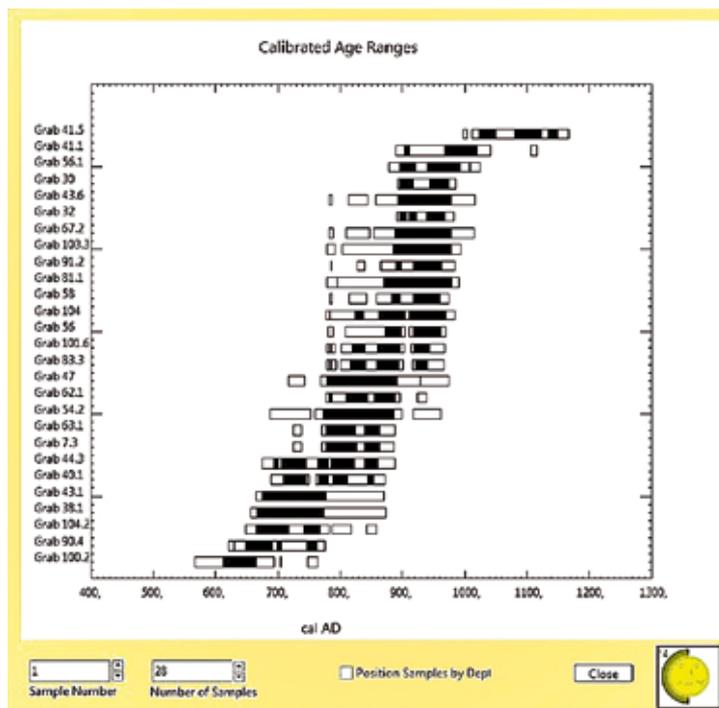
idyllischen Lauterachtal, unweit der Mündung der Lauterach in die Vils. Über die Frühzeit von Stettkirchen ist den schriftlichen Quellen kaum etwas zu entnehmen. Erst 1391 wird der Ort urkundlich genannt. Die älteste Nachricht über eine Wallfahrt findet sich in einem Ablassbrief Papst Pius' II. aus dem Jahr 1468. Im Laufe der frühen Neuzeit entwickelte sich der Platz zu einem bedeutenden Wallfahrtsort auf der mittleren Frankenalb. Eine lokale Sage zur Entstehung der Wallfahrt erzählt, dass es im Zuge der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Kaiser

Otto II. und seinem Vetter Herzog Heinrich II. von Bayern im Jahr 976 südöstlich von Stettkirchen zu einer Schlacht gekommen sei. Otto II. habe vor oder während der verlustreichen Schlacht das Schwert in den Boden gestoßen und gelobt, im Falle eines Sieges an eben dieser Stelle eine Kirche zu stiften. In einer anderen Version der Handlung soll der Kaiser „auf der Höhe über Stettkirchen sein Schwert ins Tal geworfen“ und ausgerufen haben „[...] wo es auffällt, dort soll eine Kirche entstehen“. Das Toponym kann auf ahd. stedi „Ufer“, „Gestade“, „Strand“, „Stelle“

zurückgeführt und als „zur am Ufer [i. e. der Lauterach] gelegenen Kirche“ gedeutet werden. Wahrscheinlicher allerdings ist die Herkunft von ahd. stat „Stätte“, „Stelle“, „Ort“, „Platz“. Demnach könnte der Ortsname die Lage einer Kirche an einer Stätte, im Sinne einer verschwundenen Siedlung meinen. Eine solche Herleitung ist in Bezug auf den archäologischen Befund interessant, denn sie impliziert, dass die Kirche Relikt älterer Siedlungsstrukturen sein kann. Dann würde der Name also „zur Kirche an einer früheren Siedlung“ bedeuten, wobei die Gründung der Kirche noch zur Bestandszeit dieser Siedlung wahrscheinlich wäre.

Nachdem bereits in den Jahren 1983/84 umfangreiche Bodeneingriffe an der Stettkirchener Wallfahrtskirche ohne archäologische Begleitung stattgefunden hatten, informierte das Staatliche Bauamt Amberg-Sulzbach das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege im Spätherbst 2010, dass beim Ausbau der Staatsstraße 2235 durch den Bagger Körpergräber angetroffen worden sind. Daraufhin wurde die Parsberger Grabungsfirma Adilo GmbH mit der Ausgrabung und Dokumentation des betroffenen Bereichs im Kirchenumgriff beauftragt. In einem Zeitraum von Ende Oktober 2010 bis Ende Mai 2011 konnte somit baubegleitend ein Teil eines nördlich der Kirche liegenden Friedhofs untersucht werden. Zwar war der weitest größte Teil der Gräber beigabenlos, doch ließen einzelne Bestattungen mit Schmuckbeigabe bereits während der Grabung erkennen, dass hier ein überraschend früher Friedhof erfasst worden war, der vor die erste Jahrtausendwende zurückreicht. Um einen genaueren Einblick in die Belegungsdauer des Bestattungsplatzes zu erhalten, wurde mit Hilfe von Radiokarbondatierungen einzelner Skelette versucht, einen absolutchronologischen Querschnitt durch die Belegungsschichten des Friedhofs zu erhalten. Den Daten der horizontalstratigrafisch ältesten Gräber, die ohne Ausnahme beigabenlos waren, kam daher siedlungs- und kirchengeschichtlich eine besondere Bedeutung zu. Dies galt umso mehr, als dass sich die Anlage dieser Gräber eindeutig an einem Kirchenbau orientierte, der bei der Ausgrabung jedoch nicht erfasst wurde, da dieser am Standort der heutigen Kirche zu suchen ist.

Nach Aussage der 14C-Daten dürfte die Belegung des archäologisch erfassten



Stettkirchen, Grafische Darstellung der Altersbereiche aus den 28 bislang C14-datierten Gräbern des Friedhofs (Grafik: Mathias Hensch mit Calib Rev. 6.0.1)

Teils des Friedhofs spätestens in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, vielleicht sogar bereits um 700 beginnen und bis in hochmittelalterliche Zeit andauern. Somit kommt den archäologischen Grabfunden an der sehr viel jüngeren Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung in Stettkirchen eine Schlüsselrolle bei der Beurteilung der frühmittelalterlichen Kirchenorganisation und Siedlungsstruktur der gesamten Region im Lauterach-Vils-Raum zu.

Wallfahrtskirche St. Martin und Wendelin in Ermhof

Ähnliches gilt für die ehemalige Wallfahrtskirche St. Martin und Wendelin in Ermhof bei Sulzbach-Rosenberg, Landkreis Amberg-Weilburg. Die erste Nennung Ermhofs und seiner Kirche stammt vom 11. November 1306, dem Tag des Schutzpatrons der Kirche. Aus einem vatikanischen Ablassbrief des Jahres 1457, der zugleich die älteste Nachricht zur Ermhofer Wallfahrt ist, geht hervor, dass die Kirche in ihrer Frühzeit dem hl. Martin von Tours geweiht war. Etwa zu dieser Zeit erhielt das Gotteshaus mit dem hl. Wendelin einen zweiten Kirchenpatron. Dieser gilt als Schutzheiliger der Tiere und erfreute sich daher bei der bäuerlichen Bevölkerung großer Beliebtheit. Die Einführung des Wendelinpatroziniums



Ermhof, Gde. Neunkirchen bei Sulzbach-Rosenberg, Lkr. Amberg-Weilburg, Blick auf die Ausgrabungsfläche der ehemaligen Kirche St. Martin, Sommer 2007 (Foto: Doris Sebald)

war der Auftakt zu einer blühenden Wallfahrt, die sich trotz der geringen Größe des Ortes zu einer der beliebtesten Wallfahrten im Raum zwischen Nürnberg und Regensburg entwickelte. Eine letzte Blüte erlebte die Kirche zwischen 1680 und 1773, als sich die Jesuiten des nahen Klosters Kastl nachhaltig in der Ermhofer

Wallfahrt engagierten. Nach der Profanierung des Kirchleins im Jahr 1807 und seinem Verkauf 1817 diente es bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts als Wirtschaftsgebäude eines benachbarten Bauernhofs. Erst im September 1979 wurde die inzwischen baufällig gewordene Kirche abgebrochen. Von 2006 bis 2008 erfolgten am ehemaligen Standort der Kirche umfangreichere archäologische Ausgrabungen, die die Baugeschichte der Ermhofer Kirche erhellen konnten. Demnach geht, ähnlich wie in Stettkirchen, die Gründung einer Kirche in Ermhof bis in die Karolingerzeit zurück. Nach dem Bau einer ersten Holzkirche in Pfostenbauweise entstand hier bereits im Laufe des 9. Jahrhunderts ein kleiner Apsidensaal aus Stein.

Die Ermhofer Martinskirche dürfte Bestandteil eines grundherrlichen Fronhofs im Dreieck zwischen den wichtigen karolingischen Königshöfen Velden und Lauterhofen sowie dem Burgzentrum Sulzbach gewesen sein. Im Hochmittelalter erfolgte der Neubau des Chores, der Kirchensaal blieb jedoch im Wesentlichen unverändert bis zum Abbruch des Gotteshauses. In Ermhof hatte sich demnach bis 1979 ein karolingischer Kirchenbau in großen Teilen aufrecht stehend erhalten. Die im Umgriff untersuchten Gräber gaben zudem wertvolle Einblicke in die



Ermhof, Gde. Neunkirchen bei Sulzbach-Rosenberg, Lkr. Amberg-Weilburg, Kirche St. Martin kurz vor dem Abbruch im Sommer 1979 (Foto: Archiv Mathias Hensch)



Rauenzell, Gde. Herrieden, Lkr. Ansbach, Wallfahrtskirche St. Salvator (Foto: BLfD, Luftbildarchiv)

Lebensumstände der Bevölkerung auf der mittleren Frankenalb von der Zeit um 800 bis in das 12. Jahrhundert.

Eine deutlich vor die um 1353 entstandene Wallfahrt zurückreichende sakrale Tradition belegen auch die Ausgrabungen an der Kirche St. Salvator bei Rauenzell, Landkreis Ansbach. Hier konnte 2002 neben Resten der 1393 erstmals genannten gotischen Kirche der vollständige Grundriss einer älteren kleinen Saalkirche freigelegt werden, die mindestens bis in romanische, möglicherweise sogar bis in vorromanische Zeit zurückreicht.

Der genaue historische Kontext dieser älteren Kirche bleibt unklar. Bemerkenswert erscheint jedoch, dass im Gegensatz zu den frühen Kirchen in Ermhof und Stettkirchen hier keine Hinweise auf Gräber in unmittelbarem Umgriff der Kirche angetroffen wurden.

Wallfahrtskirchen der Oberpfalz

Insbesondere eine ältere Nutzung als Burgkirche ist bei Sanierungsmaßnahmen an frühneuzeitlichen Wallfahrtskirchen der Oberpfalz in Erwägung

zu ziehen, die ggf. auch in bodendenkmalpflegerischer Hinsicht spezifische Fragen an das jeweilige Objekt stellen. Markante Beispiele bieten die vielbesuchten Wallfahrtskirchen Maria Hilf in Amberg, Stadt Amberg, und Mariä Heimsuchung auf dem Habsberg bei Velburg, Landkreis Neumarkt i. d. Opf., die auf hochmittelalterliche Burgkirchen zurückgehen. Auf einer Burg auf dem Mariahilfberg nordöstlich der Amberger Altstadt, der ursprünglich Ammenberg hieß, saßen im 11. und 12. Jahrhundert Ministeriale oder Edelfreie im Gefolge der mit Saliern und Staufern familiär und politisch eng verbundenen Grafen von Sulzbach. Der Habsberg wiederum war eine der Hauptburgen der edelfreien Herren von Kastl-Habsberg, die mit dem salischen Kaiserhaus und den Grafen von Sulzbach familiär eng verbunden waren. Auch die Entstehung der Wallfahrtskirche Maria Himmelfahrt auf dem Frohnberg bei Hahnbach, Landkreis Amberg-Sulzbach, die in ihrem heutigen Zustand aus dem mittleren 18. Jahrhundert stammt, dürfte auf eine frühe Burgkirche zurückgehen. Die Kirche steht im Zentrum der größten frühmittelalterli-

chen Ringwallanlage der Oberpfalz. 1467 wird hier ein dem hl. Petrus geweihtes Gotteshaus genannt.

Achäologische Untersuchungen im Umfeld der Kirche konnten 2003/04 neben der früh- und hochmittelalterlichen Nutzung des Areals vom 11. bis zum 13. Jahrhundert belegen, dass sie mit einer Burganlage der Sulzbacher Spitzenministerialen von Hahnbach in Verbindung stehen dürfte. Auf dieser Burg stellte Kaiser Friedrich Barbarossa im Januar 1189 offenbar eine Urkunde aus.

Als eine der ältesten Wallfahrtsstätten Bayerns gilt der Fahrenberg bei Waldthurn, Landkreis Neustadt a. d. Waldnaab. Nach der Lokalüberlieferung soll hier bereits im 12. Jahrhundert eine Burganlage gestanden haben. Ein Gottfried von Waldow, der namentlich zum Jahr 1179 fassbar ist, hätte die Burg kurz vor 1200 dem Orden der Templer übereignet. Jener Gottfried soll der Sage nach vom dritten Kreuzzug (1189–91) eine Marienstatue aus dem Heiligen Land mitgebracht, und 1204 in einer Kapelle auf der Burg aufgestellt haben. In der mündlichen Überlieferung gilt das Jahr 1204 daher als Beginn der Marienwallfahrt an diesem Platz.

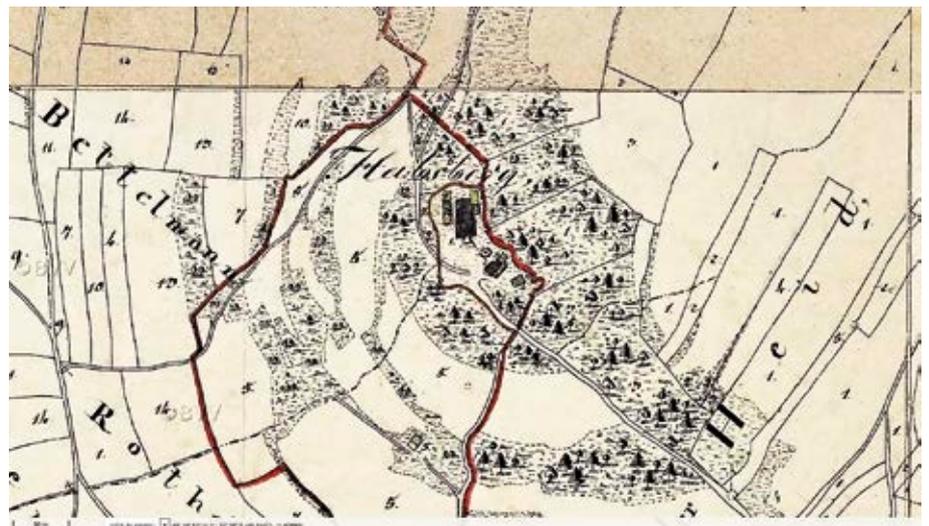
Eine Burg auf dem Fahrenberg kann durch die Schriftquellen jedoch nicht belegt werden. Zumindest ihr Besitz durch die Tempelritter trägt stark mythologisch verklärte Züge. Die Topographie um die heutige Wallfahrtskirche ließe sich mit einer Burganlage aber durchaus in Einklang bringen. Auch die herrschaftsgeschichtliche Zugehörigkeit der Region kann für eine Burg des 11. und 12. Jahrhunderts auf dem Fahrenberg sprechen. So besaßen die genannten Sulzbacher Grafen auch im Raum um den Fahrenberg ausgedehnte Eigengüter. Mit der nahen Burg Flossenbürg hatten sie hier einen der wichtigsten Burgorte in der hochmittelalterlichen Regio Egere als Allod inne. Sehr interessant ist, dass 1217 zwei Mitglieder einer Ministerialenfamilie, die sich nach dem nahen Waldthurn nannte, einen Gütertausch zwischen den Grafen von Ortenburg und dem Kloster Waldsassen bezeugen. Bei diesem Rechtsgeschäft war auch Kaiser Friedrich II. anwesend. Somit standen die Waldthurner im frühen 13. Jahrhundert wahrscheinlich auch in einem besonderen Dienstverhältnis zu den Ortenburger Grafen. Letztere aber kamen mit großer Wahrscheinlichkeit allein durch ihre familiären Verbindungen zu den Grafen von Sulzbach nach deren Aussterben im Jahr 1188 in den Besitz nordgauischer Güter, die demnach alle aus ursprünglich sulzbachischem Eigengut kamen. Somit ist auch eine Übernahme sulzbachischer Ministerialität und ihrer Burgen ab dem Jahr 1188 gut denkbar. Dass die Waldthurner dann bereits 1218 (auch) im Reichsdienst nachzuweisen sind, spricht keineswegs gegen eine solche Annahme. Der Übergang von ehemals Sulzbacher Ministerialen in die Reichsministerialität nach 1188 lässt sich auch bei anderen wichtigen Familien nachweisen.

Auch nach dem 13. Jahrhundert bleibt die schriftliche Überlieferung zum Fahrenberg unsicher. Um 1308/12 soll Kuningunde von Waldthurn den Fahrenberg an das Zisterzienserklster Waldsassen verkauft haben, das daraufhin eine Probstei auf dem Berg eingerichtet hätte.

Schon 1350–52 hätten die Waldsassen Mönche den Fahrenberg an die Herren von Waldau weiterveräußert. Ulrich von Waldau soll daraufhin Zisterzienserinnen für die Wiederbelebung des monastischen Lebens auf dem Berg angeworben haben. Während der Hussiteneinfälle (1419–23) soll der mündlichen Lokaltradition zufol-



Der Mariahilfberg mit der Wallfahrtskirche Maria Hilf oberhalb von Amberg, Lkr. Neumarkt i. d. Opf., in der Uraufnahme der königlich-bayerischen Landesvermessung 1808 bis 1864 (© Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017)



Der Habsberg, Lkr. Neumarkt i. d. Opf., mit der Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung in der Uraufnahme der königlich-bayerischen Landesvermessung 1808 bis 1864 (© Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017)

ge das Kloster zerstört und anschließend wiederaufgebaut worden sein. Ein Kloster wird jedoch erst im späten 15. Jahrhundert in den Urkunden fassbar. Der Fahrenberg blieb bis 1540 Waldauer Besitz, Mitglieder dieser Familie ließen sich im 15. und 16. Jahrhundert hier bestatten. In den Wirren der Reformation kam das monastische Leben offenbar weitgehend zum Erliegen, denn das Kloster wird 1540 und 1590 als verlassen bzw. niedergebrannt bezeichnet. Während der Gegenreformation versuchten dann Jesuiten die Wallfahrt auf dem Fahrenberg, wegen des Dreißigjährigen

Krieges jedoch nur mit mäßigem Erfolg, wiederzubeleben. Erst ab 1655 gelang es, die Wallfahrtsstätte auf dem Fahrenberg durch Instandsetzung der mittelalterlichen Kirchenruine neu zu beleben. Ab 1757 wurde dann ein barocker Neubau in Angriff genommen, der 1762 geweiht werden konnte. Doch schon 13 Jahre später wurde diese Kirche durch einen Brand stark in Mitleidenschaft gezogen. Die heutige Kirche wurde bis 1779 vollendet.

Im Frühsommer 2015 wurde der gesamte Innenraum der Wallfahrtskirche auf dem Fahrenberg archäologisch untersucht.



Der Frohnberg bei Hahnbach, Lkr. Amberg-Sulzbach, Luftbild des Frohnbergs mit der Wallfahrtskirche Maria Heimsuchung von Osten. Anhand des Baumbewuchses ist der Verlauf der frühmittelalterlichen Ringwallbefestigung deutlich zu erkennen (Foto: Klaus Leidorf)

Hierbei gelang es erstmals, etwas Licht in die „dunklen Jahrhunderte“ des Fahrenbergs zu bringen. Als älteste Siedlungsspuren fanden sich Hinweise auf Holzgebäude und Kulturschichten, die eine Nutzung des Platzes lange vor der Errichtung einer ersten Kirche belegen. Holzkohleproben aus Verfüllschichten einzelner Siedlungsgruben erbrachten Datierungen in das 1./2. Jahrhundert n. Chr. Zu dieser Zeit war das spätere Egerland wahrscheinlich Siedlungsgebiet germanischer Stämme, wie der Markomannen. Da die Germanen zu dieser Zeit auch Höhenlagen zur Anlage von Siedlungen nutzten, ist nicht auszuschließen, dass sich auf dem Fahrenberg für kurze Zeit eine solche Höhensiedlung befunden hat. Probenmaterial aus einer Kulturschicht im östlichen Bereich der Kirche erbrachte außerdem Datierungen für den Zeitraum von 690 bis 885. Ob eine Nutzung des Bergplateaus im Frühmittelalter mit der archäologisch mittlerweile gut zu belegenden slawischen Besiedlung der nordöstlichen Oberpfalz in Verbindung zu bringen ist, sei dahingestellt.

Holzkohlen aus weiteren Pfostengruben lieferten dagegen Datierungen in das 11./12. und 13. Jahrhundert. Diese auffal-

lend massiven Holzbaus Spuren könnten demnach durchaus mit einer Burganlage des Hochmittelalters in Zusammenhang stehen.

Wichtigstes Ergebnis der Ausgrabung ist aber der Nachweis eines gotischen Vorgängerbaus zur heutigen Wallfahrtskirche. Er ist der älteste nachweisbare



Oberfahrenberg, Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab, die Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung in der Uraufnahme der königlich-bayerischen Landesvermessung 1808 bis 1864. Der Verlauf der Flurgrenzen könnte als Hinweis auf eine hochmittelalterliche Burganlage gesehen werden (© Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017)

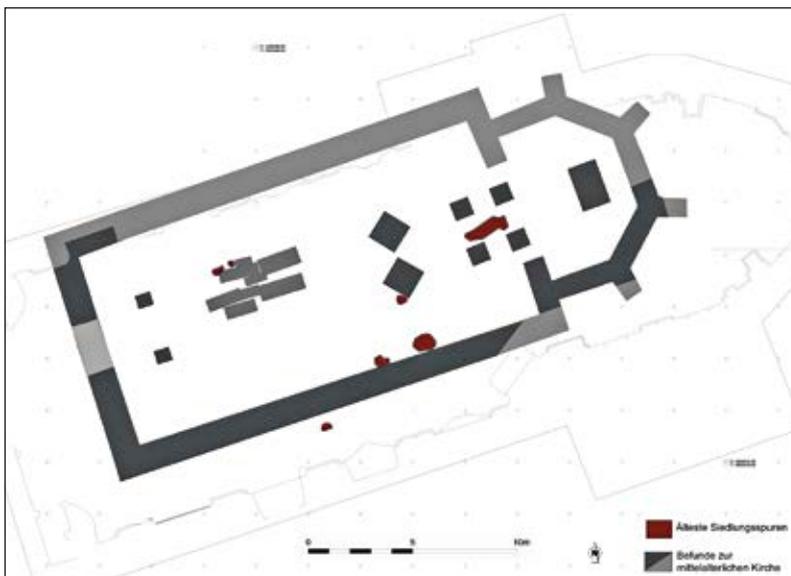
Kirchenbau an dieser Stelle und wird als Klosterkirche des Zisterzienserordens gedeutet. Ein Gotteshaus des 12./13. Jahrhunderts unter der heutigen Wallfahrtskirche, wie es die Legende überliefert, kann dagegen ausgeschlossen werden. Vielleicht stand eine Burgkirche aber außerhalb der untersuchten Flächen.

Die Untersuchung konnte wesentliche Details zur Baugeschichte und der Innengliederung dieser Klosterkirche klären. Das Gotteshaus aus dem lokalen Gneis war fast 30 m lang, 14 m breit und besaß einen eingezogenen, gewölbten Polygonalchor sowie ein zumindest im westlichen Teil flach gedecktes Schiff. Reichhaltige Keramikfunde und 14C-Daten aus bauzeitlichen Schichten datieren diesen Bau in das 14. Jahrhundert. Vor dem Chor fanden sich die Fundamente von sechs Pfeilern. Diese gehörten wahrscheinlich zu einem Lettner, der den Raum des Priester- bzw. Nonnenkollegiums vom übrigen Kirchenraum der Laien abtrennte. Vom Lettner aus wurden liturgische Texte verlesen und die Predigt gehalten. Er konnte auch als Sängerkanzel genutzt werden. Möglicherweise stand unter dem Lettner ein Marienaltar, der durch ein Ziborium überspannt gewesen sein könnte. An der Westwand wurde nachträglich eine Empore eingebaut, von der sich die Stützfundamente nachweisen ließen.

Zisterzienserinnen sollten gemäß der Ordensregel in Abgeschiedenheit und von Niemandem sichtbar ihrem monastischen Leben nachgehen. Denkbar ist, dass diese Empore erst nach Übernahme



Oberfahrenberg, Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab, Blick in den Innenraum der Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung während der archäologischen Untersuchung 2015 mit Resten der spätmittelalterlichen Zisterzienserkirche (Foto: Mathias Hensch)



Schematischer Plan zu den wichtigsten Befunden im Innenraum der Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung auf dem Fahrenberg (Grafik: Mathias Hensch)

des Klosters durch einen Frauenkonvent eingebaut wurde. Die Nonnen konnten hier separiert und ohne Blickkontakt zu anderen Messbesuchern Messe und Andacht feiern. Bei einer kleinen Grabgruppe aus vier Erwachsenen- und vier Kindergräbern dürfte es sich um die überlieferte Grablege der Herren von Waldau aus dem 15. und frühen 16. Jahrhundert handeln.

Entgegen der Fahrenberger Überlieferung kam es, dem archäologischen Befund nach, um 1655 nicht zu einem Neubau, sondern zur Wiederherstellung der mittelalterlichen Kirche. Erst die Barockzeit brachte den Bau einer neuen Kirche mit sich. Doch auch hier zeigt der archäologische Befund, dass der Kirchenbau von 1757–62 wesentliche Teile der alten Kirche mitnutzte. Dies erklärt auch deren überlieferte Bauzeit von lediglich fünf Jahren. Nach dem Brand von 1775 wurde die Kirche unter Verwendung vorhandener Bausubstanz neu aufgebaut. Auch hier spiegelt die kurze Bauzeit bis 1779 die Nutzung älterer Mauerpartien wider.

Fazit

Die beispielhaft vorgestellten archäologischen Untersuchungen verdeutlichen, welch großes historisches Potenzial auch vergleichsweise junge Wallfahrtskirchen besitzen können. Diese Denkmalgattung ist demnach nicht allein aus Sicht der Bau- und Kunstdenkmalpflege von großer Bedeutung, sondern kann bei Sanierungsmaßnahmen auch tiefe und überraschende Einblicke in kirchen-, siedlungs- und herrschaftsgeschichtliche Zusammenhänge „vorwallfahrtszeitlicher“ Nutzung ermöglichen. Letztlich spiegelt die Etablierung einer Wallfahrtstradition an älteren kirchlichen Standorten oftmals die sozioökonomischen Veränderungen in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaft wider, die einen Verlust der ursprünglichen Funktion einer Kirche bedingten, etwa bei Auflösung früh- und hochmittelalterlicher Grundherrschaften oder der Aufgabe hochmittelalterlicher Burgen. Die Weiterführung der sakralen Tradition durch die Bistümer mit „Gründung“ einer Wallfahrt betraf ab dem späten Mittelalter eben immer auch den Aspekt der finanziellen Einträglichkeit der jeweiligen Kirche.

Die Christus-Thomas-Gruppe in St. Thomas in Landerzhofen bei Greiding/Altmühltal

In St. Thomas in Landerzhofen, der Filialkirche der Pfarrei Greiding, Landkreis Roth, befindet sich eine gotische Holzskulptur mit Christus und Thomas, die zeigt, wie Thomas, auf einer Bank neben Christus sitzend, die Seitenwunde des Auferstandenen berühren soll (Joh. 20). Das Werk ist 55 cm hoch, hat eine neuere Fassung. Es wird auf die Zeit zwischen 1330 und 1360 datiert.

Die Darstellung im Vergleich

Dieses Schnitzbild ist einmalig. Es gibt zwar schon in der Spätantike und erst recht im Mittelalter zahlreiche Reliefs, Mosaik, Fresken oder Bilder des „Ungläubigen Thomas“ innerhalb der Jüngergruppe, ja auch die Zweiergruppe mit einander zugewendeten, stehenden Figuren als Bild auf Sakristeitüren oder sogar als Sakristeischrank und in Hainburg an der Donau eine freiplastische frühgotische Darstellung mit beiden Figuren nebeneinander, aber überhaupt nirgends eine Doppelskulptur im Sitzen. Wie wir aber erkennen können, gibt es eine motivische Ähnlichkeit der Zweiergruppe zu den vielfach vorhandenen Christus-Johannes-Darstellungen aus den oberschwäbischen Frauenklöstern aus dem 13. Jahrhundert. Davon sind noch etwa 28 an der Zahl erhalten.

Die um ein Jahrhundert jüngere Landerzhofener Skulptur, bei der die Figuren die Seiten vertauscht haben – Christus befindet sich hier links von Thomas, wie es auch bei allen anderen Bildnissen des Themas der Fall ist, und nicht rechts wie bei allen Christus-Johannes-Gruppen – erscheint freilich ein wenig steifer und, obwohl sehr sensibel, doch auch fast naiv, nicht lyrisch-mystisch, sondern brüderlich und sehr redlich. Beide sind eher einfache Menschen, die aber Güte und Wärme ausstrahlen und im Betrachter Vertrauen erwecken. Ihre Blicke gehen in weite Ferne. Dadurch gewinnt das Werk etwas Zeichenhaftes. Eigentlich sitzen sie in solcher Ähnlichkeit der Züge nebeneinander, als seien sie Zwillinge, gerade, dass Christus dennoch als der eine Spur Ältere erscheint. Das hat seinen Grund.



Landerzhofen, Gde. Greiding, Lkr. Roth, St. Thomas (Foto: http://www.greiding.de/veranstaltungen/patrozinium_st_thomas_landerzh-233065-11750871/)

Der Apostel Thomas

Bekanntlich hat im Neuen Testament Thomas den Beinamen „der Zwillings“. Über diese Zwillingbruderschaft zu Jesus gibt es eine apokryphe Tradition in den Thomasakten aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts, entstanden im ostsyrischen Raum bei den Parthern. Sie war in lateinischer Übersetzung im gesamten Mittelalter bekannt: Der Grundgedanke ist, dass der Mensch Gottes Ebenbild und sein wahres Kind ist; er hat aber durch seinen falschen Entschluss zur Sünde diese Unsterblichkeit verdunkelt und gewinnt sie erst durch das Wirken des göttlichen Geistes zurück, den sein himmlischer Bruder Christus als der wahre Mensch vollkommen besitzt. Und also wird durch ein entsprechend christliches Leben jeder Mensch durch das Wirken des Geistes als Kind Gottes und so als Bruder Christi offenbar. Thomas erkennt als Erster in der Aufforderung des Erstandenen, in dessen Seitenwunde seine Hand zu legen mit dem antwortenden Ruf „Mein Herr und mein Gott“ nach Joh. 20,28 die beiden Naturen Christi, die göttliche und die menschliche, den irdischen und den himmlischen Leib in einem; dadurch gerät er in der mittelalterlichen Kirche in den Zusammenhang mit der Eucharistie.

Der Kirchenbau

Die Thomaskirche in Landerzhofen ruht auf romanischen Fundamenten, 1308 wurde sie nach der gotischen Umgestaltung neu geweiht. 1218 waren die Gebeine des hl. Thomas von Edessa nach Chios (Kos) und 1258 von dort nach Ortona überführt worden, irgendwann danach kam dann noch die Fingerreliquie nach Santa Croce in Jerusalem in Rom. Die Kirchengründung könnte mit dieser Reliquienreise zu tun haben, vielleicht auch die Gotisierung mit der Überführung des Fingers, die Renovierung aber gründet darin, dass nach dem Testament des letzten Hirschberger Grafen Gebhard VI. Greiding an das Bistum Eichstätt fiel. Das war 1305. Unter Fürstbischof Philipp von Rathsamhausen begann dann rasch die Erneuerung.

Das Patrozinium ist ziemlich sicher alt angesichts einer ganzen Reihe weiterer solcher dem Heiligen geweihten Kapellen oder Kirchen in Gunzenheim in der Pfarrei Muending, in Buch bei Breitenbrunn und in Eysölden bei Thalmässing und darüber hinaus 1347 einem Gebäude mit einer Thomaskapelle, das an das Domkapitel in Eichstätt verkauft wurde (freundlicher Hinweis von Franz Heiler). Der Diözesankonservator Bruno Braun bestätigte außerdem, dass St. Thomas

insbesondere von Maurern, Steinhauern und Zimmerleuten verehrt wurde, deren Berufe es auf der Alb wohl im gesamten Mittelalter gegeben habe. Bezüglich unserer Skulptur möchte man allerdings annehmen, dass für diese Berufsgruppen an sich wohl dann eher eine Darstellung eines einzelnen Heiligen mit seinen Attributen infrage gekommen wäre statt der hochreflektierten, die wir vor uns haben und die man fraglos einer theologischen Vorgabe zuschreiben muss. Im Hinblick auf sie möchte man eigentlich eher an eine Priesterbruderschaft oder dergleichen denken.

Stifter und Werkstatt

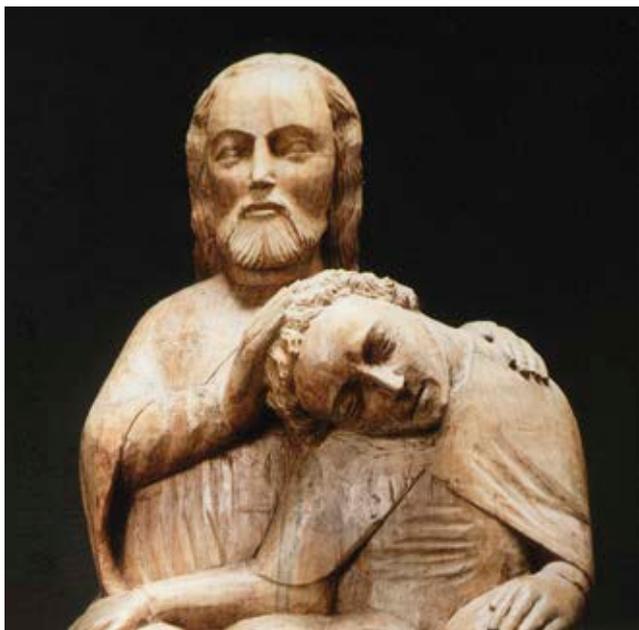
Im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart gibt es zwei Christus-Johannes-Statuen, die als Dauerleihgabe ins Diözesanmuseum Rottenburg gegeben wurden und aus derselben Epoche stammen wie die Landerzhofener Christus-Thomas-Gruppe; sie stammen aus Hüttlingen und Sulzdorf, heute Teile von Aalen. Beide haben eine ähnlich unmystische, aber Wärme vermittelnde Ausstrahlung; sie zeigen nicht die innige seelische Verbindung zwischen dem Jünger und seinem Meister wie die meisten Darstellungen

gen dieses Themas, sondern stellen eher deren Folge dar mit der Segenshand Jesu auf dem Haupt des Johannes. Dabei fällt auf, dass der Sulzdorfer Christuskopf sehr präzise dem Landerzhofener entspricht, auch wenn er etwa gröber geschnitzt erscheint. Man möchte auf jeden Fall auf dieselbe Vorlage in der Werkstatt tippen. Außerdem weisen die Häupter sowohl der Sulzdorfer wie der Landerzhofener Gruppe auf die Häupter Gottes am Nordportal des Freiburger Münsterchores, obwohl die dortigen in den vier Szenen der Welterschöpfung, die dafür infrage kommen, eleganter gemeißelt sind. Sie stammen aus der Zeit nach 1350 von einem im Oberrheinischen verwurzelten Meister. Im Übrigen wird die Aalener Kirche St. Johannes 1360 zum ersten Mal urkundlich erwähnt und dürfte damals die Figurengruppe bereits in ihrer Ausstattung gehabt haben.

Oder findet sich schon eine Generation früher eine Spur des Stifters? Es gab den bischöflichen Notar Thomas, ursprünglich Kanoniker des Stifts Herrieden, dann Pfarrer von Weidenwang bei Berching, also sehr nahe bei Landerzhofen; er war auch derjenige, der die Verhandlungen des Grafen Gebhard VI. von Hirschberg mit dem Bischof von Eichstätt 1306 beurkundet und also auch den gotischen Neubau der Thomaskirche erlebt hat, die 1308 (?) neu geweiht wurde. Hat er die Figurengruppe, als ihn sein Bischof 1320 als Propst ins neue Stift nach Spalt schickte, wo er am 28. November 1322 zuletzt nachweisbar ist, sozusagen aus Anhänglichkeit an seinen Namenspatron in die Thomaskirche als Abschiedsgeschenk gestiftet? Soll man folglich an eine Quelle denken, die Bischof Philipp von Rathsamshausen vermittelt hatte, dessen Familie aus dem oberen Elsass stammte, der vor seiner Eichstätter Zeit Abt im Kloster Pairis bei Colmar war und der nach Eichstätt seine Maler mitgebracht hatte? Das würde insofern gut passen, als ja auch die hochrangigen Christus-Johannes-Gruppen im Bodenseegebiet ihre Wurzel haben. Doch im Gebiet der Diözese Eichstätt gab es ja mehr Thomaskirchen bzw. -kapellen – weshalb sollte der Notar Thomas, der sowieso viel unterwegs war, dann gerade Landerzhofen als Ort seiner Stiftung gewählt haben, das wie die anderen auch außerhalb seiner Pfründe lag und als eine unbedeutende Land- und Friedhofskirche für die dortigen Bauern erscheint?



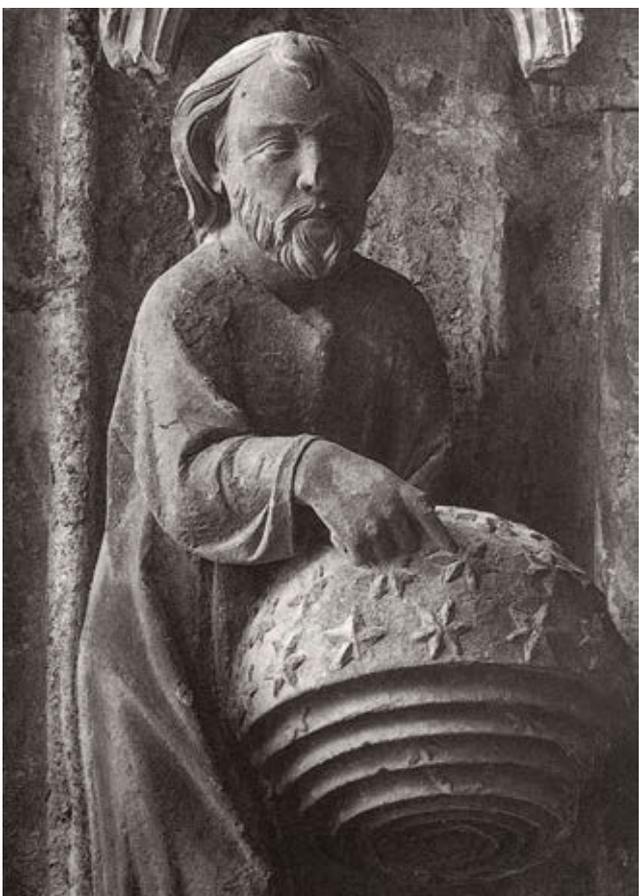
Landerzhofen, Gde. Greding, Lkr. Roth, St. Thomas, Christus-Thomas-Gruppe (Foto: Elke Reese)



Christus-Johannes-Darstellung aus Sulzdorf, Detail (Postkarte, Archiv Elke Reese)

Wenn er eventuell als illegitimer Spross einer der Familien, die in Landerzhofen Grundherren waren, entstammte, hätte er jedenfalls nur mit römischem Dispens zum Priester geweiht werden können. Man müsste dann die Figur um 10 Jahre vordatieren.

Der Nachfolger von Bischof Philipp von Rathsamshausen wurde 1351 Berthold III. von Zollern. Seine Amtszeit scheint mir eher infrage zu kommen: Er war bereits mit 13 Jahren Mitglied des Deutscherherrenordens, und in diesem entstand immerhin um 1300 das große



Freiburg i.m. Breisgau, Münster, Nordportal des Chores (Foto: Archiv Elke Reese)

mittelhochdeutsche, gereimte „Passional“, das auch die Thomaslegenden enthält und sich in München befindet.

Es liegt nahe, dass mit dem Verleih von Ablass an 36 Festtagen des Jahres an die Landerzhofener Kirche im Jahr 1355 die Christus-Thomas-Gruppe in den Altar gekommen sein könnte, übrigens 50 Jahre nach dem Testament des letzten Hirschberger Grafen Gebhard VII., der seinen Besitz damals dem Bistum Eichstätt vermacht hatte. Überdies war Berthold III. von Zollern ein großzügiger Donator ja auch des Eichstätter Domschatzes und ebenso anderer Klöster und Stifte.

Oder könnte die Figur erst viel später in die Thomaskirche gekommen sein, so wie auch die oben genannte Christus-Johannes-Statue aus Sulzdorf erst Ende des 15. Jahrhunderts oder gar später in die ihrige kam? Doch das ist auszuschließen: Es gibt ein „Mobilien-Verzeichnis“ mit Wertangaben in Gulden in den Rechnungsbüchern der Pfarrei Greding (heute im Diözesanarchiv Eichstätt) über die Landerzhofener Kirchenstiftung, das der Schrift nach, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt, und eine Thomasfigur als Bestand aufführt, die „in Bildhauerarbeit“ gemacht sei und „ohne Auskleidung“ gefasst. Vielleicht diente das Verzeichnis einmal als Grundlage für die Einschätzung von Säkularisationsgut nach 1807. Die Skulptur gehört also jedenfalls zur ursprünglichen gotischen Ausstattung der Filialkirche, die durch deren Barockisierung dennoch nicht verloren ging.

Die Landerzhofener Darstellung besitzt eine sehr schöne Fassung von 1860–1890, bei der viel Gold verwendet wurde. Möglicherweise hat der Enkeringer Pfarrer Sebastian Mutzl diese geschaffen, der auch mit seiner Kunstsammlung den Grundstock des Eichstätter Diözesanmuseums bereicherte und mehrere Kirchen renovierte.

Meiner Meinung nach ist die Stiftung durch Bischof Berthold III. von Zollern am wahrscheinlichsten, er dürfte auch auf die Gestaltung Einfluss genommen haben. Die Verbindung ins Ries war jedenfalls allein schon durch die Sitze des Deutschen Ordens in Dinkelsbühl, Donauwörth, Ellingen, Nördlingen und Oettingen gegeben.

Elke Reese

Die neu aufgedeckten Wandmalereien des späten 14. Jahrhunderts in der Burgkapelle Dobl

Im Zuge der im Herbst 2016 abgeschlossenen Restaurierung der Burgkapelle Dobl, der Kapelle der früheren Burg Engelsberg, Winzer-Dobl im Landkreis Deggendorf, wurden im ehemaligen Chorbereich, der heutigen Sakristei, Fragmente hochwertiger Wandmalereien der Zeit um 1368 freigelegt und konserviert. Im Folgenden werden die Malereien und die aktuellen Erkenntnisse zur Geschichte und Baugeschichte der Burgkapelle vorgestellt.

Die Geschichte der Burg im Mittelalter

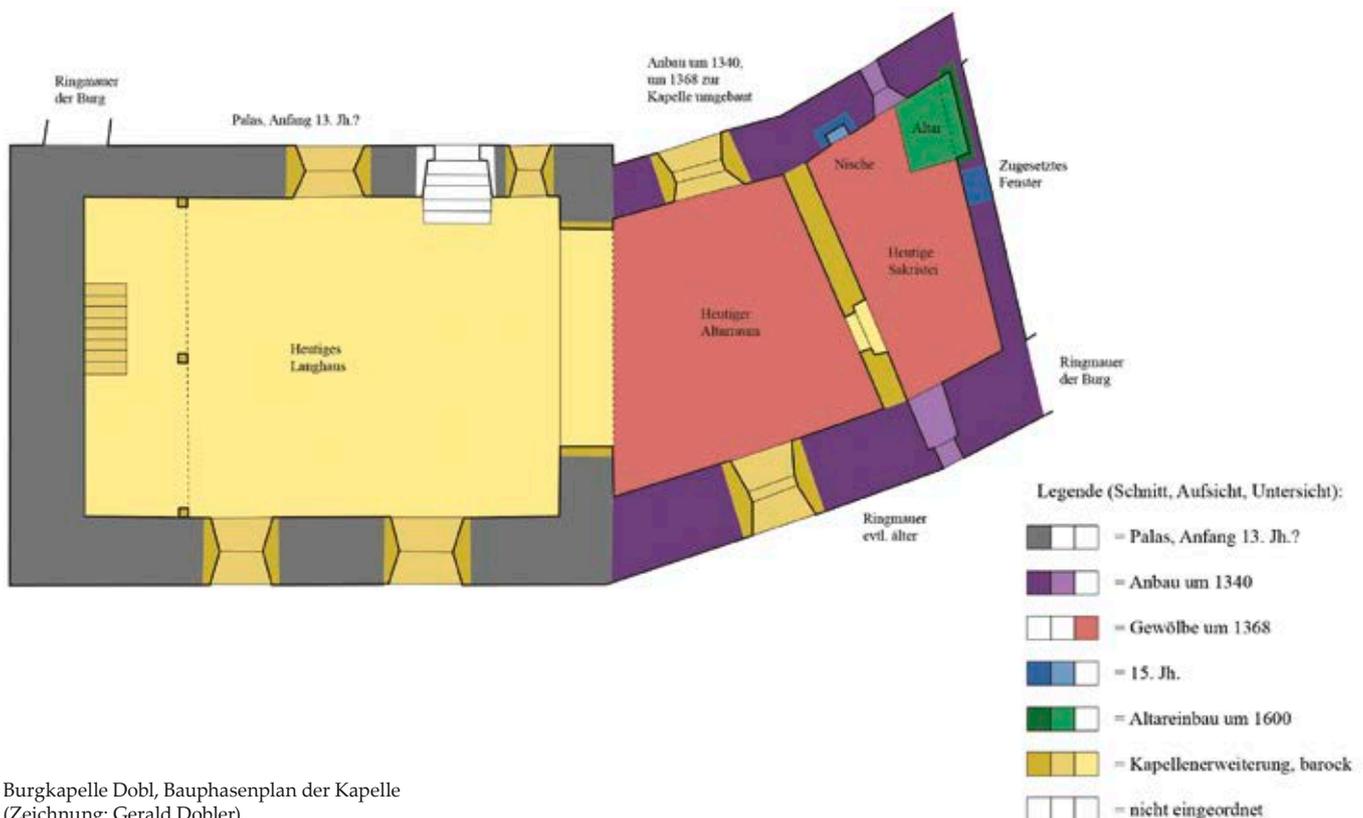
Die dem geschichteten Bruchsteinmauerwerk zufolge wohl am Anfang des 13. Jahrhunderts errichtete Burg Engelsberg gehörte dem Kloster Niederaltaich, das sie als Lehen vergab. Seit wann sich die Burg im Besitz des Klosters befand, ist nicht bekannt. 1337 werden noch die Ritter Gebhart und Rudolf die Engelsperger genannt, die jedoch offenbar bereits in

engerer Beziehung zu oder in Abhängigkeit von dem Rittergeschlecht der Buchberger standen. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis kurz vor 1380 saßen dann die Buchberger selbst auf der Burg, die in der Herrschaft Winzer, zu der auch Engelsberg gehörte, seit Anfang des 14. Jahrhunderts einen ihrer Hauptsitze hatten. 1349 wird Konrad Buchberger erstmals „von dem engeleinsperg“ genannt. Wohl ab dem Tode Konrads 1356, gesichert von mindestens 1360 bis kurz vor 1380 saß Seitz/Seifried Buchberger (+ 1393), sein Sohn, auf der Burg. Er war 1364 Landrichter zu Hengersberg und 1380 Pfleger zum Pernstein (Burgruine Bärnstein bei Grafenau) und nannte sich auch zum Wildenstein (bei Buchberg, Gde. Hohenau bei Freyung, abgegangen). 1368 stiftete er eine wöchentliche Messe in der Burgkapelle, die immer dienstags vom Pfarrer aus dem nahen Neßlbach gehalten werden sollte. Um 1377 verbesserte er die Dotierung dieser Messe. Wohl kurz nach der zweiten Messstiftung, spätestens um

1380, erhielten aus unbekanntem Gründen die Landgrafen von Leuchtenberg und Grafen von Hals die Burg von Abt Altmann von Niederaltaich zu Lehen und setzten Pfleger auf die Burg. Als solche erscheinen um 1380 Albrecht der Hauzenberger, 1397 und um 1399 Marquart der Rudwizer und 1402 Hans Metzling. 1398 war die Burg an Graf Ulrich von Schaumburg, 1406/07 an Herzog Ludwig von Bayern und 1416 an Andrä Schwarzensteiner versetzt. 1416 kaufte Graf Etzel von Ortenburg Engelsberg von den Landgrafen von Leuchtenberg und wurde von Kloster Niederaltaich mit der Burg belehnt.

Die Burgkapelle

Um oder kurz vor 1340 wurde an die Ostseite des ehemals mindestens dreigeschossigen Palas der Burg, des heutigen Langhauses der Kirche, ein zunächst profan genutzter, dem Verlauf der Ringmauer folgender und daher abgewinkelter An-



Burgkapelle Dobl, Bauphasenplan der Kapelle
(Zeichnung: Gerald Dobler)

bau angesetzt (Sturzbohle des zugesetzten Ostfensters im EG 1334 ff. [d], eines in der Nordwand im OG 1337 ff. [d]; Baunähte im OG sowohl nördlich als auch südlich). Wohl erst etwa 30 Jahre später wurde das Erdgeschoss des Anbaus, der Altarraum und die Sakristei der heutigen Burgkapelle, in Zusammenhang mit der Messstiftung des Seitz Buchbergers 1368 durch den Einbau des Tonnengewölbes zur Kapelle umgebaut und mit Wandmalereien ausgestattet. Diesen nachträglichen Umbau legt neben der unregelmäßigen Raumform mit abknickenden Seitenwänden die ungewöhnliche Form und Lage des zugesetzten Ostfensters – rechteckig, außermittig nach Norden verschoben und bis zum Gewölbe reichend – nahe. Bei einem Neubau als Kapelle würde man regelmäßige Bauformen und aufwendigere Fenster als dieses Rechteckfenster und die beiden Schlitzfenster in der Nord- und Südwand erwarten. Im Wandbereich liegt außerdem unter dem Malputz offenbar eine ältere, leicht verschmutzte Mauerwerksoberfläche vor.

Wohl im 15. Jahrhundert erhielt die Kapelle eine neue, nur in geringen Resten erhaltene Ausmalung. In Zusammenhang mit dieser wurde das Fenster in der Ostwand zugesetzt und im östlichen Teil der Nordwand eine Sakraments- oder Skulpturenische eingebaut. Von der Ausmalung ist direkt östlich der Nische ein Weihekreuz sichtbar, in der östlichen Laibung des bauzeitlichen Nordfensters eine nur in den Randbereichen offenliegende Bemalung mit dem Kopf einer kleinformatigen Figur, wohl eines Engels, der ein Spruchband vor sich hält (Gebet Christi am Ölberg?).

Über den beiden gotischen Ausmalungen folgen nur mehr einige Tünchen. Am Nordende der Ostwand wurde wohl um 1600 eine gemauerte Altarstipes mit einer segmentbogigen Wandnische für ein Altarbild der 14 Nothelfer (heute im Langhaus aufgehängt) darüber eingebaut. Erst im 17. oder frühen 18. Jahrhundert wurde dann die Kapelle in Richtung Westen durch das heutige Langhaus erweitert und der östliche Teil als Sakristei abgetrennt.

Als Patrozinium der Kapelle werden, jedoch nicht in der Bauzeit, die 14 Nothelfer genannt bzw. Johannes der Täufer als ursprüngliches und die 14 Nothelfer als zusätzliches Patrozinium. In den Wandmalereien findet sich kein Hinweis auf das Patrozinium, hervorgehoben ist allenfalls Maria.

Die Wandmalereien

Majestas Domini zwischen den vier Evangelistsymbolen: Im Gewölbe ist vor Grund in Blaugrau mit großen sechszackigen Sternen im Scheitel vor der Ostwand die Majestas Domini dargestellt, der thronende Christus in der Mandorla, mit dem Kopf nach Westen. Der Oberkörper Christi liegt weitestgehend noch unter den Überfassungen. Christus besitzt einen Nimbus in Ocker, einen Mantel in Rotocker und ein helles Untergewand.

Die rechte Hand ist erhoben, die linke offenbar ebenfalls. Von seinem Munde gehen anscheinend zwei Schwerter aus. Seine Füße ruhen auf dem Globus, er sitzt auf dem Regenbogen. Dieser ist wie die Mandorla in Grün und Rotocker gehalten. Über dem Haupt Christi sind schwach zwei Engel mit Leidenswerkzeugen zu erkennen, der rechte, mit Gewand in Rotocker, mit einem Kreuz in den Händen, der linke, mit hellem Gewand, offenbar mit der Dornenkrone. Schwach sind außerdem noch die



Burgkapelle Dobl, Gewölbe, Christus in der Mandorla (Foto: Gerald Dobler)



Burgkapelle Dobl, Gewölbe, Christus in der Mandorla, Detail der Engel mit Leidenswerkzeugen (Foto: Gerald Dobler)

ockerfarbenen Nimben und die Haare der beiden Engel sichtbar.

Zeitlich und motivisch eng verwandte Vergleichsbeispiele finden sich in zwei Weltgerichtsbildern in einem Gebet- und Andachtsbuch aus St. Emmeram in Regensburg aus der Zeit um 1330–40 (BSB, Clm 14528, fol. 6r) und im Wiener Evan-

geliar des Johannes von Troppau von 1368 (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 1182, fol. 191). Christus wies in der Kapelle wie hier offenbar seine Wunden vor. Demzufolge ist die Darstellung in der Burgkapelle ebenfalls als Weltgerichtsbild zu deuten.

Nordöstlich neben der Mandorla ist in einem runden Medaillon der Stier des Evangelisten Lukas dargestellt. Die übrigen drei Evangelistensymbole sind nicht freigelegt. Der Stier ist in Rotocker gehalten, mit grünen Flügeln und einem Nimbus in hellem Ocker, er steht auf einer ockerfarbenen Standfläche. Mit seinen Beinen hält er ein weitgehend verlorenes Spruchband mit schwarzen Buchstaben.

Am Übergang zur Ostwand ist, eingefasst von hellen Bändern, ein Gurtbogen aus ornamental gestalteten Quadern aufgemalt.

Ostwand: im nördlichen Teil nicht identifizierte Darstellung, im südlichen Teil Marienkrönung; Die beiden Fragmente liegen im nördlichen und südlichen Teil der Wand zuseiten des zugesetzten Fensters. Das nördliche Fragment lässt oben rechts den Kopf eines Engels mit Nimbus erkennen und darunter offenbar Teile eines Wolkenbandes in hellem Rotocker. Links unten ist in der Vorzeichnung der



Gebet- und Andachtsbuch aus St. Emmeram in Regensburg (BSB, Clm 14528, fol. 6r.), um 1330–40; aus: Béatrice Hérnad: Die gotischen Handschriften deutscher Herkunft in der Bayerischen Staatsbibliothek, Wiesbaden 2000, S. 34)



Wiener Evangelium des Johannes von Troppau von 1368 (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 1182, fol. 191; aus: Das Evangelium des Johannes von Troppau, Facsimile Wien 1948, Tafel X)



Burgkapelle Dobl, Gewölbe, Lukasstier (Foto: Gerald Dobler)

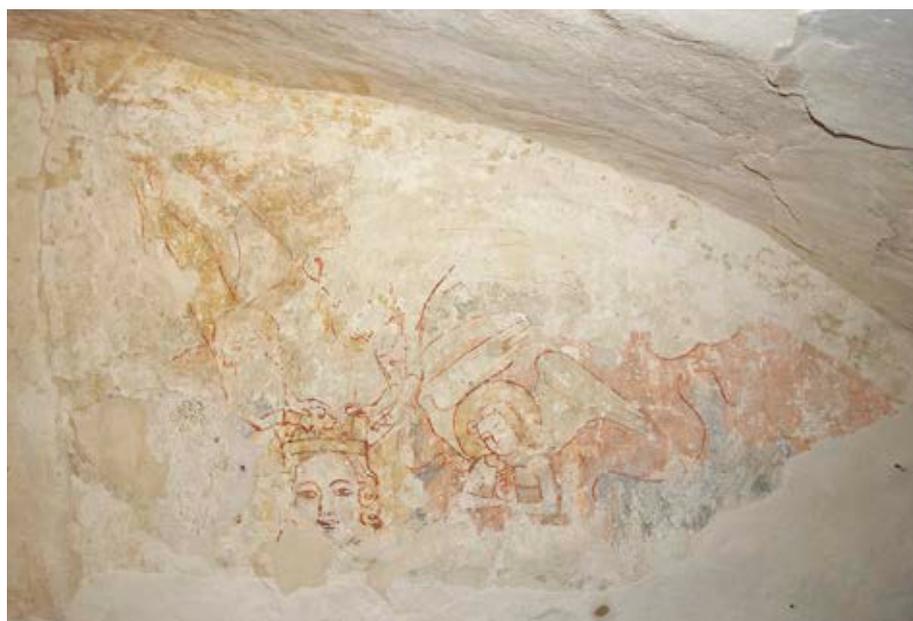
Oberkörper einer bartlosen, nach links blickenden gekrönten Figur zu erkennen, rechts der Oberkörper einer heiligen Frau mit hellem Kopftuch, unter dem die ockerfarbenen Haare hervorsehen, einem ockrigen Mantel und rotockerfarbenem Untergewand sowie einem orangeroten Nimbus. Die Heilige hat die rechte Hand vor der Brust erhoben, in der linken hält sie möglicherweise ein Salbgefäß mit kugelbekröntem Deckel. Es könnte sich demnach um eine der drei Marien am

leeren Grab Christi (Mk 16, 1–8; Lk 24, 1–12) und somit um einen Verweis auf die Auferstehung handeln.

Das südliche Fragment lässt links den Kopf einer frontal gegebenen Figur mit Nimbus erkennen, der von zwei herabschwebenden, nimbierten Engeln eine Krone aufgesetzt wird. Es handelt sich demnach wohl um eine Marienkrönung. Die Nimben, die Haare, die Krone Mariä und der Körper des linken Engels sind in Ocker gehalten, dessen Flügel und der

Körper des rechten wohl in Grün. Rechts neben Maria ist der Oberkörper eines anbetenden Engels freigelegt. Um die Engel verläuft ein Wolkenband in hellem Rotocker, der Hintergrund darunter ist wie im Gewölbe in Blaugrau gehalten. Der Kopf der Maria präsentiert sich als gut gemalt und überaus ansprechend.

Westlich des Fensters Anbetung der Könige: An der Nordseite, jedenfalls über einem Sockel, ist in einem abgesonderten Bild mit Hintergrund in Rotocker die Anbetung der Heiligen Drei Könige dargestellt, die sich wohl hinter der nachträglichen Wand noch etwas weiter nach Westen fortsetzte. Direkt neben dem Fenster sitzt erhöht Maria auf einem einfachen Thron (links offenbar die Oberkante der Sitzfläche) ohne Rückenlehne. Die Gottesmutter, mit Krone und Nimbus in Ocker, hält vor sich mit der rechten Hand das stehende Jesuskind, ebenfalls mit Nimbus, mit der linken deutet sie auf das Kind. Maria trägt ein Untergewand in Ocker und einen Mantel mit heller (ursprünglich blauer?) Außenseite und rotockerfarbener Innenseite. Hinter ihr steht etwas tiefer Josef, mit einer flachen Haube in Rotocker, Untergewand in Rotocker und hellem, stark gefältem Mantel. Vor der thronenden Madonna ist als erstes ein kniender König dargestellt, bärtig und mit Mantel in Rotocker/Orangerot. Er präsentiert dem Jesuskind mit der rechten Hand ein eckiges Gefäß, das er mit der linken öffnet. Dahinter folgt ein stehender König, der



Burgkapelle Dobl, Ostwand, Marienkrönung (Foto: Claudia Salzberger, Eichendorf)

vor sich seine Krone hält, das Gewand, die Haare und die Krone in Ocker. Zuletzt ist die Figur eines Dieners zu erkennen, mit einer spitzen Kappe in Rotocker mit heller Krempe (darunter Rüstung oder Gugel?) und Gewand in Rotocker, der den Blick auf den Stern von Bethlehem links über Maria gerichtet und auch die Hand erhoben hat (Gegenstand in der Hand?). Die Figur des dritten Königs ist nicht zu erkennen. Der Hintergrund des Bildes mit angedeuteten Hügeln oder Bergen ist offenbar mit kleinen rotockerfarbenen Blüten besetzt.

Eine entsprechende Darstellung der Anbetung der Könige befindet sich in der Johanneskapelle in Brixen, um 1340, hier mit einem Diener mit den drei Pferden der Könige, und in der sogenannten Kaiserpfalz in Forchheim, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.

Nordwand, westliche Fensterlaibung, Apostel Petrus?: In der westlichen Laibung ist in der Vorzeichnung die Gestalt eines stehenden Heiligen mit Nimbus zu erkennen. Der Kopf ist bis auf den linken Rand nicht freigelegt. Nachdem die Figur mit der rechten Hand offenbar einen großformatigen Schlüssel hält, dürfte es sich um den Erzapostel Petrus handeln. In der für die zweite Ausmalung überputzten östlichen Laibung könnte analog Paulus vermutet werden.

Nachdem die Majestas Domini mit den Evangelistensymbolen nur etwa das östliche Drittel des Gewölbes einnimmt, kann dieser Bereich als malerisch von einem Langhaus abgeschiedener Chor betrachtet werden, vielleicht mit einem gemalten Chorbogen analog zum Gurtbogen vor der Ostwand. Über die malerische Gestaltung des „Langhauses“ der Kapelle bestehen keinerlei Erkenntnisse. Die Malereien zeigen eine gute bis sehr gute Qualität, sie erscheinen „höfisch“ und sind somit im Umkreis bedeutenderer Auftraggeber anzusiedeln.

Technischer Befund und Erhaltungszustand

Die Malereien stellen die Erstfassung auf der Verputzung des Gewölbes und der Wandflächen dar. Das Gewölbe wiederum wurde offensichtlich unmittelbar nach seiner Errichtung verputzt, da zum einen der Mauermörtel und der ca. 2–3 cm starke Putz in Farbigkeit und



Burgkapelle Dobl, Nordwand, Anbetung der Heiligen Drei Könige (Foto: Claudia Salzberger, Eichendorf)

Zusammensetzung sehr ähnlich sind, zum anderen die Oberfläche des über einer Holzschalung (Abdrücke sichtbar) hergestellten Mauerwerks unter der Verputzung keinerlei Verschmutzung aufweist. Die Malereien stellen eine häufig zu beobachtende Mischform aus Fresko- und Seccomalerei dar: Während die als Grundierung dienende Tünche und die Vorzeichnung offensichtlich frisch auf den noch nicht abgeordneten Putz aufgetragen wurden und somit freskale gebunden sind, ist die eigentliche Malerei in Secco-Technik ausgeführt und entsprechend empfindlich.

Die Vorzeichnung wurde in der üblichen Weise mit dem Pinsel in Rotocker ausgeführt. Die Sterne im Gewölbe sind mit dem Zirkel (bzw. mit Pinsel und Schnur) konstruiert. Die Farbpalette der Malerei umfasst Weiß (Kalk), Ocker, Rotocker, Orangerot (Mennige?), ein

verschwärztes Rot, Grün, Blaugrau und Schwarz (für Konturierungen, z. B. am Lukasstier). Die Hintergründe der einzelnen Darstellungen waren offenbar durchgehend in Blaugrau gehalten.

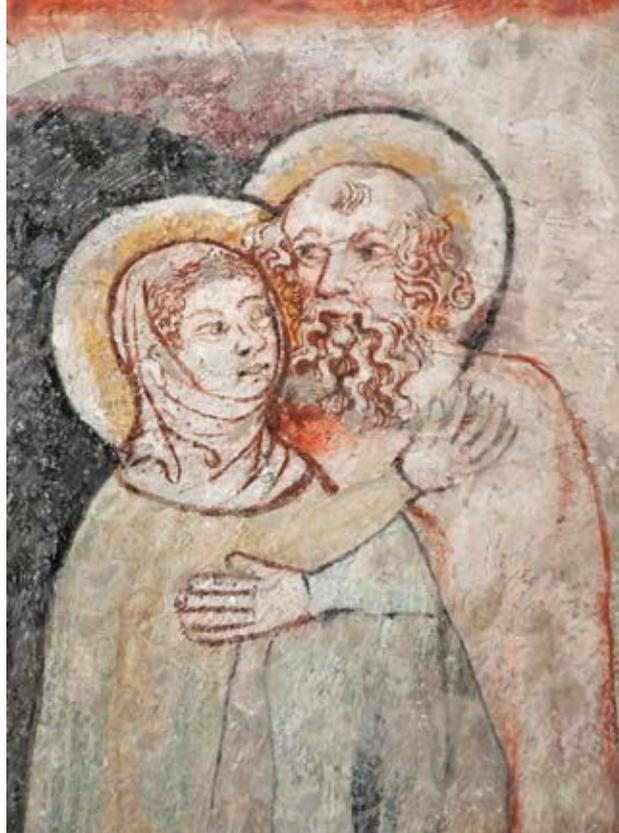
Besser erhalten ist die Malerei nur im oberen Teil der Ostwand und des Gewölbes. Ansonsten ist die Malschicht weitestgehend bis auf die Vorzeichnung verloren.

Datierung und Würdigung der Wandmalereien

Für eine Datierung etwa in die Zeit um 1360 bis 1380 sprechen folgende Argumente: Während die frühgotische Malerei vom Ende des 13. Jahrhunderts bis etwa zur Mitte des 14. Jahrhunderts linear und kalligrafisch geprägt ist, mit oft puppenhaften Gesichtern (vgl. das Ge-



Tabertshausen,
Gde. Aholming,
Lkr. Deggendorf,
St. Kilian, hl. Maria,
Mitte 14. Jh.
(Foto: Gerald Dobler)



Rechts: Einmuss, Gde. Saal,
Lkr. Kelheim,
Maria Immaculata,
hll. Joachim und Anna,
um 1360/80
(Foto: Gerald Dobler)

bet- und Andachtsbuch aus St. Emmeram in Regensburg, um 1330–40), zeigen die Figuren in der Burgkapelle bereits deutlich lebendigere und weniger süßliche Gesichter, die Frisuren erscheinen nicht mehr so ornamental, die Augen sind nicht mehr als liegende Dreiecke gestaltet. Als

Beispiele für den linearen Stil sind in der Wandmalerei in der näheren Umgebung die Wandmalereien in St. Kilian in Tabertshausen, Gde. Aholming, Landkreis Deggendorf, zu nennen.

Die Kopftypen der beiden Könige der Anbetungsszene, vor allem des hinteren

Königs, sind gut vergleichbar mit denen der drei Könige auf einer Zeichnung eines böhmischen Meisters aus der Zeit um 1375 im Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig, Inv. Nr. Z 53. Sehr nah verwandt ist hier auch die Form der Krone des mittleren Königs der Zeichnung mit großen Dreiblättern und kurzen Stangen mit rundem Abschluss dazwischen. In der Wandmalerei sind etwa die hll. Joachim und Anna in Maria Immaculata in Einmuss, Gde. Saal, Landkreis Kelheim, in diese Zeit zu datieren.

Die genannten Zeichnungen und Wandmalereien vertreten die erste, realistische und plastische Phase des sogenannten Weichen Stils, bevor am Ende des 14. Jahrhunderts dessen zweite, wieder stärker idealisierte und ornamentalere, flächenhaftere Phase einsetzt, die sogenannte Internationale Gotik.

Aufgrund der Erkenntnisse zur Geschichte der Burg in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts erscheinen der Einbau der Kapelle und deren Ausmalung um 1368 im Auftrag Seifried Buchbergers am wahrscheinlichsten, in Zusammenhang mit der von ihm getätigten ersten Messstiftung. Mit Buchberger als mutmaßlichem Auftraggeber der Malereien haben wir es mit einem Mitglied eines der bedeutendsten Rittergeschlechter des Bayerischen Walds zur Zeit der Spätgotik zu tun.



Drei Könige. Zeichnung eines böhmischen Meisters aus der Zeit um 1375 (Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, Inv. Nr. Z 53; aus: Christian von Heusinger: Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig. Die Handzeichnungssammlung, Braunschweig 1997, S. 264, Tafel 5)

Die abgenommenen Wandmalereien aus dem Nürnberger Rathausaal

Der Saal des Nürnberger Rathauses (im 14. Jahrhundert erbaut) zählte im 17. Jahrhundert zu den bedeutenden, repräsentativen Sälen der Zeit. Dieser Saal, mit rechteckigem Grundriss, war mit einer Holztonne gedeckt und wies bis in eine Höhe von etwa 2 m eine Holzvertäfelung auf. Von seiner reichen Ausstattung sind besonders die Wandmalereien hervorzuheben, die 1520/21 vermutlich nach Entwürfen von Albrecht Dürer geschaffen worden waren. Wegen Schäden an den Malereien erfolgte bereits im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine Restaurierung bzw. Übermalung derselben. Während drei Dürer-Spezialisten das Bildprogramm im Sinne der Dürer-Renaissance auf Nord- und Südwand wiederholten, malte ein vierter, Gabriel Weyer, neue

Bildmotive nach eigenen Entwürfen auf die Ost- und Westwand.

Anhand historischer Aufnahmen aus dem frühen 20. Jahrhundert lässt sich das Bildprogramm dieser Wandmalereien noch gut nachvollziehen. Es veranschaulichte in innovativer Weise die Ideale des guten Regiments durch Gerechtigkeits- und Tugenddarstellungen. Ferner wurde Bezug auf die Nutzung des Saales genommen. Er diente als Tagungsort des Großen Nürnberger Rates und des Stadtgerichtes, als Ort der Kaiserhuldigung sowie als Festsaal.

Die Verleumdung des Apelles im westlichen Teil der Nordwand nimmt Bezug auf das dort tagende Stadtgericht. Der Pfeiferstuhl bezieht sich auf die Stadtpfeifer, die bei besonderen Anlässen

im mittleren Bereich der Nordwand auf einer Musikempore spielten. Der Triumphwagen des Kaisers Maximilian I. im östlichen Teil der Nordwand weist den östlichen Teil des Saales als Platz des Kaisers aus. Die Südwand zeigte Gerechtigkeitsbilder als Rundbilder zwischen den zehn Spitzbogenfenstern, außerdem waren emblematische Malereien mit staatspolitischen Sinnbildern in den Fensterlaibungen dargestellt. An Ost- und Westwand waren Allegorien einiger Tugenden von Gabriel Weyer sichtbar: Die Ostwand war durch Allegorien der Liebe (Caritas), der Gerechtigkeit (Justitia) und des Friedens (Pax) geschmückt. Auf der Westwand waren vermutlich eine Allegorie des Ruhmes (Fama) und eine des Sieges (Victoria) dargestellt.



Nürnberg, Rathaus, Großer Rathausaal nach Osten, 1939. Auf der Nordwand sind von links nach rechts die Verleumdung des Apelles, der Pfeiferstuhl und der Triumphwagen des Kaisers Maximilian I. zu sehen (Foto: BLfD, Bildarchiv)

In den Jahren 1904/05 erfolgte eine durchgreifende Restaurierung unter der Leitung von Hans Haggenmiller. Im ersten Schritt wurden dabei sowohl von der Nord- als auch von der Ostwand durch den Vergolder, Restaurator und Maler Carl Barfuß (1875 bis nach 1955) einige ausgewählte Bereiche der Wandmalerei abgenommen und auf Leinwand und Pappe übertragen. In diesen Bereichen kamen Reste der Ausmalung des 16. Jahrhunderts zum Vorschein, die nur teilweise durch Skizzen und Pausen aufgenommen wurden. Anschließend wurde der Putz zum größten Teil abgeschlagen und die Malereien mit Hilfe von vorher angefertigten Pausen, Ölkopien sowie den abgenommenen Wandmalereien neu gemalt. Nach der Restaurierung wurden letztere im städtischen Bauamt aufbewahrt, bis sie 1908 zu den Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg kamen und in den städtischen Depots eingelagert wurden.

1927 wurden die abgenommenen Wandmalereien an das Germanische Nationalmuseum Nürnberg verbracht, wo Barfuß mittlerweile arbeitete. Er reinigte und restaurierte die Malereien, erneuerte manche Träger und setzte einige zusammengehörnde Fragmente zusammen.

Während der Nürnberger Rathausaal und damit auch die Malereien von 1904/05 in Folge des Zweiten Weltkrieges weitgehend zerstört wurden, blieben die abgenommenen Wandmalereien im Museumsdepot unversehrt. Auf die äußere Wiederherstellung des Rathauses in den 1950er Jahren folgten in den 1980er Jahren eine restauratorische Untersuchung des Saales durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) und schließlich Rekonstruktionsmaßnahmen im Inneren, allerdings ohne die Wandmalereien zu rekonstruieren.

Die abgenommenen Wandmalereien waren 1978 in einer Ausstellung im Rathausaal gezeigt worden. Hierfür wurden

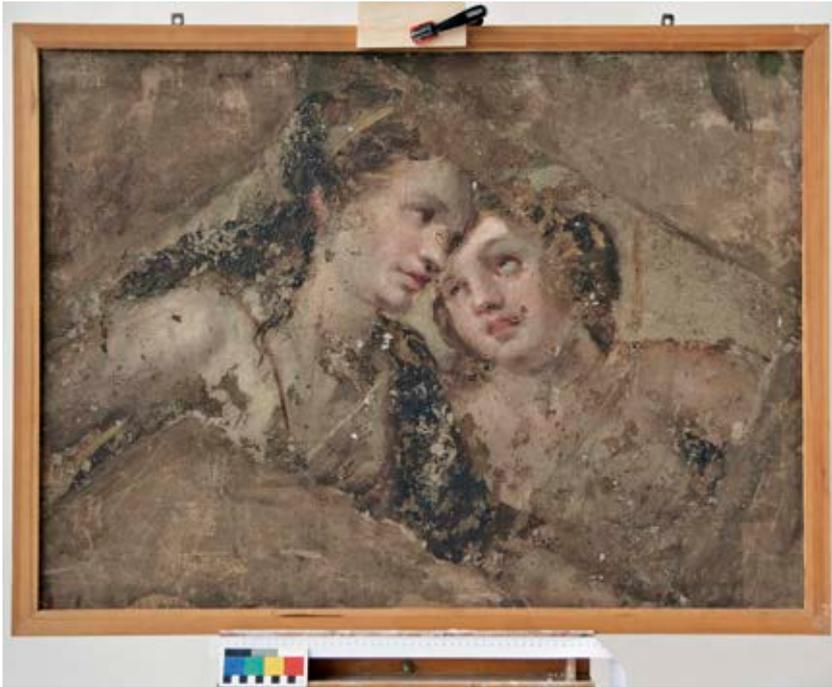
alle Fragmente gereinigt und mit Holzrahmen versehen. 2012 erfolgte eine erneute Konservierung und Restaurierung und zusätzlich wurden drei ausgewählte Objekte im Rahmen der Projektion „Dürers Triumphzug – eine multimediale Reise durch die Wandmalereien im Rathausaal“ im Rathausaal präsentiert.

Nach einem Bürgerentscheid von 2014, bei dem sich Nürnbergs Bürgerinnen und Bürger gegen eine Rekonstruktion der Wandmalereien im Rathausaal entschieden, rückten folgende Fragen in den Vordergrund: Was soll mit den fragmentarisch erhaltenen Wandmalereien im Rathausaal geschehen? In welchem Zustand sind die dazugehörigen abgenommenen Wandmalereien und wie soll man mit ihnen umgehen?

Für die Beantwortung dieser Fragen realisierte man ab 2014 eine Projektarbeit in Kooperation zwischen der Stadt Nürnberg, dem BLfD und der HAWK Hildesheim/Holzminden/Göttingen, Fa-



Nürnberg, Rathaus, Großer Rathausaal während der Ausstellung im Juli 1978. Neben den zahlreichen Ölkopien der Restaurierung von 1904/05 sind auch einige abgenommene Wandmalereifragmente links im Foto erkennbar (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Links: Fragment aus dem südlichen Teil der Lünette der Ostwand, Allegorien der Gerechtigkeit und des Friedens; rechts: Wandmalereifragmente von der Nordwand auf einem Bildträger: Das Fragment mit dem Bein stammt vom Pfeiferstuhl, die beiden anderen Fragmente stammen von der Verleumdung des Apelles (Fotos: Nadia Thalguter, 2015)



Fotomontage von fünf Fragmenten auf einem Foto von 1902 des südlichen Teils der Lünette der Ostwand (Foto: Ferdinand Schmidt, 1902; Fotomontage: Nadia Thalguter)

kultät Bauen und Erhalten, Studiengänge Konservierung und Restaurierung, Fachbereich Wandmalerei und Architekturoberfläche.

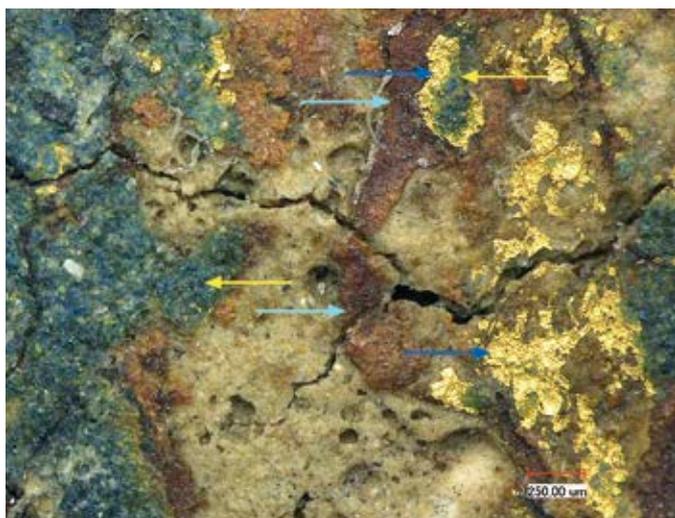
In deren Rahmen wurden 2015 die Wandmalereireste in situ untersucht. Ebenso wurden neun abgenommene Wandmalereien auf fünf Trägern im Zuge einer Masterarbeit exemplarisch analysiert.

Die abgenommenen Wandmalereien

Von der Ausmalung des 17. Jahrhunderts haben sich insgesamt 23 einzelne Fragmente auf 15 transportablen Bildträgern erhalten. Die Objekte weisen bis auf drei Ausnahmen ein Rahmenmaß von etwa 105 x 78 cm auf.

Insgesamt stammen 11 Fragmente von den Allegorien Gabriel Weyers auf der Ostwand, sowie eines aus dem Chörlein derselben Wand. Von der Nordwand haben sich neun Fragmente erhalten: Fünf Fragmente des Pfeiferstuhls auf drei Bildträgern, zwei Fragmente der Verleumdung des Apelles auf einem Bildträger und vier Fragmente einer Türumrahmung auf einem Bildträger.

Durch die restauratorische Untersuchung konnten Reste der Ausmalung des



Mikroskopische Aufnahme an einem Fragment der Verleumdung des Apelles: Reste der Malerei des 16. Jh. mit roter Malschicht (hellblaue Pfeile) und Blattgoldauflage (dunkelblaue Pfeile) auf der beige Masse II, sowie darüber liegende blaugrüne Malschicht (gelbe Pfeile) des 17. Jh. (Foto: Nadia Thalgueter)

16. Jahrhunderts an den abgenommenen Wandmalereien entdeckt werden. Als Maltechnik wurde eine Temperamalerei mit Öl und Protein als Bindemittel nachgewiesen, die als Seccomalerei auf einer Kalktünche mit Öl- und Proteinzusatz ausgeführt wurde. Die wenigen Reste von Metallauflagen dieser Phase sind Blattgoldauflagen.

Die Maltechnik der Malereien des 17. Jahrhunderts ist ebenfalls eine Temperamalerei mit Öl und Protein als Bindemittel, die auf der vorhergehenden Malerei ausgeführt wurde. Als vorbereitende Schichten wurden je nach Bereich unterschiedliche Grundierungen oder Sperrschichten eingesetzt.

Die Abnahme und Übertragung der Wandmalereien

Als die Abnahme der Wandmalereien 1904/05 durchgeführt wurde, befanden sich mehrere Malschichten auf dem Putz: Unter den sichtbaren Malereien von 1613/21 befanden sich die übermalten Reste der Malereien von 1520/21. Die Abnahme der Wandmalereien in „Strappo“-Technik, also die Abnahme der Malschicht ohne Putzträger, wurde

vermutlich deshalb ausgewählt, um nach der Abnahme Reste der darunterliegenden, älteren Malereien auf den Wänden sichtbar zu machen.

Die Abnahme und Übertragung der Wandmalereien erfolgten in fünf Schritten: Als erstes wurde eine Kaschierung auf die ausgewählten Oberflächen aufgebracht. Das Papier, vermutlich in mehreren Lagen, und eine darauf liegende textile Schicht wurden mit einer Mischung aus Glutinleim und Stärkekleister aufgeklebt. Nach der vollständigen Trocknung dieser Schichten erfolgte die eigentliche Abnahme, das „Abreißen“ der aufgeklebten Schichten mit den darunterliegenden Malschichten („Strappo“ aus dem Italienischen von strappare = reißen, losreißen). Anschließend wurden die Fragmente mit einer Mischung aus Öl und Kalkcasein von der Rückseite gefestigt und eine pigmentierte Masse (Masse II) wurde auf ihre Rückseiten aufgetragen. Als neue Träger für die Wandmalereien wurden industriell hergestellte Buchbinderpappen aus Nadelholz Zellstoff ausgewählt. Diese wurden an der Vorderseite angeraut und mit einem Naturharz, vermutlich Schellack, eingestrichen, um eine gute Haftung zu gewährleisten und ihr Saugverhalten zu reduzieren.

Danach wurden die Vorderseiten der Pappen meist flächig mit einer weiteren pigmentierten Masse (Masse I) eingestrichen. Während diese beiden Massen in noch feuchtem Zustand waren, wurden die Wandmalereifragmente auf die neuen Träger aufgedrückt, sodass die Malereien durch das Aushärten der Massen fixiert wurden. Im letzten Arbeitsschritt wurde die Kaschierung der Vorderseite vermutlich mit warmem Wasser abgenommen, wobei einige Reste dieser und des Klebemittels auf den Wandmalereien verblieben.

Ein zahnmedizinisches Material in der Restaurierung

Bei den unterschiedlich pigmentierten Massen (braun, beige und hellgrau) handelt es sich um Mischungen aus Zinkoxid-Eugenol-Zement mit verschiedenen Mengen an gelben, roten und braunen Erden zur Einfärbung. Zinkoxid-Eugenol-Zement ist ein Material, das durch das Mischen von Zinkoxid mit Nelkenöl hergestellt wird und anschließend unter Einwirkung von Feuchtigkeit zu einer festen Masse erhärtet. Seit dem 19. Jahrhundert wird Zinkoxid-Eugenol-Zement in der Zahnmedizin als Befestigungszement eingesetzt. Seine Verwendung für die Übertragung der Wandmalereien ist äußerst ungewöhnlich. Ein Grund für die Verwendung dieses Materials konnte nicht ermittelt werden.

Genauso ist die Verwendung von Buchbinderpappe als Träger für abgenommene Wandmalereien nicht üblich. Die Pappen entsprechen in Größe und Aussehen denen, die 1904/05 als Träger für die während der Restaurierung angefertigten Ölkopien dienten. Insofern kann hier vermutet werden, dass einfach die Materialien für die Abnahme und Übertragung der Wandmalereien verwendet wurden, die vor Ort vorhanden waren.



Schematische Darstellung der abgenommenen Wandmalereien: Hellgrün: Pappe, Magenta: Masse I, Schwarz: Masse II, Gelb: Putz, Rot: Malerei des 16. Jh., Cyan: Malerei des 17. Jh., Blau: Bindemittel der Abnahme, Orange: Papierkaschierung (Grafik: Nadia Thalgueter)



Fragment der Allegorien der Gerechtigkeit und des Friedens, digitaler Versuch einer Retusche: Retusche der bis auf den Träger reichenden Fehlstellen, Retusche der hellgrauen Masse I und der hellgrauen Masse II und Retusche der braunen, lasierenden Fassung in den Randbereichen des Fragmentes (Foto: Nadia Thalguter, 2015)

Zustand

Der Zustand der abgenommenen Wandmalereien ist insgesamt gut. Trotzdem sind einige Schäden sichtbar: Es gibt zahlreiche Fehlstellen, einige Kratzer und Nagellöcher, ein ausgeprägtes Craquelé sowie einen nicht mehr aktiven, mikrobiellen Befall. Die Reste von Klebemittel und Kaschierung der Abnahme bilden spannungsreiche Schichten, die durch wechselnde klimatische Bedingungen zu abstehenden Schollen in der Malschicht führen und somit den Bestand gefährden.

Vorschläge zur Konservierung, Restaurierung und Präsentation

Grundsätzlich wird die Konservierung der abgenommenen Wandmalereien im jetzigen Zustand angestrebt. Dafür sollten größere Eingriffe, wie beispielsweise eine erneute Übertragung, auf jeden Fall vermieden werden. Die Wandmalereien sollten regelmäßig gepflegt und der Fortschritt der Schäden kontrolliert werden. Eine erhöhte Feuchtigkeit ist wegen des mikrobiellen Befalls, häufige Klimaschwankungen aufgrund der aufliegenden Schichten, zu vermeiden. Daher wäre die Lagerung in einem Depot mit Klimakontrolle und Klimaanlage erstrebenswert.

Dringend zu empfehlen ist die Entfernung bzw. Reduzierung aller Reste der

Kaschierung sowie des Klebemittels, die abstehende Schollen in der Malschicht verursachen. Gleichzeitig müssen die bereits abstehenden Schollen gefestigt werden.

Insgesamt wäre es wünschenswert, die Wandmalereifragmente der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dabei ist nur an eine museale Präsentation zu denken. Der fragmentarische Bestand sowie die zum Teil willkürlich wirkende Zusammensetzung unterschiedlicher Fragmente auf einem gemeinsamen Träger machen eine Erklärung für den Betrachter unbedingt notwendig. Dies kann am besten im musealen Umfeld erfolgen.

Für die Präsentation könnte eine Restaurierung hilfreich sein. Eine Retusche der Fehlstellen, die bereits vor der Abnahme vorhanden waren, ist nicht zu vertreten. Eine Beruhigung der Flächen könnte jedoch auch durch die Kittung der Fehlstellen, die bis auf den Träger reichen und die Retusche der Randbereiche sowie der Bereiche, in denen die Masse II sichtbar wird, erreicht werden.

Ausblick

Es bleibt zu wünschen, dass das Projekt „Wandmalereien des Nürnberger Rathaussaales“ fortgesetzt wird. Die bislang noch nicht untersuchten abgenommenen Wandmalereien sollten restauratorisch erfasst werden, um anschließend ein

vollständiges und detailliertes Konservierungs-, Restaurierungs- und Präsentationskonzept entwickeln zu können. Dabei sollten auch die Reste der Ausmalung von 1904/05 im Rathaussaal berücksichtigt werden.

Als letztes erhaltenes, originales Zeugnis der Malereien des 16. und 17. Jahrhunderts im Rathaussaal sind die abgenommenen Wandmalereien von besonderem stadthistorischem und kunsthistorischem Wert. Auch als Beispiel der Restaurierungsgeschichte sowie der Methoden der Wandmalereiabnahme in Deutschland um 1900 sind die Malereien einzigartig und sollten deshalb für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Nadia Thalguter

Literatur

Copeland, Henry I. Jr./Brauer, Gerhard M./Sweeney, W. T./Forziati, A. F.: *Setting Reaction of Zinc Oxide and Eugenol*, in: *Journal of Research of the National Bureau of Standards* (September 1955), No. 3, S. 133–138

Feldtkeller, Julia: *Wandmalereirestauration. Eine Geschichte ihrer Motive und Methoden*, Wien/Berlin 2008 (Grazer Edition, Bd. 6)

Grebe, Anja: *Die Wahrheit des ‚Neuen Apelles‘. Albrecht Dürers Bildprogramm des Nürnberger Rathauses als gemalte Kunsttheorie und politisches Mahnbild*, in: Staubach, Nikolaus (Hrsg.): *Exemplaris Imago. Ideale in Mittelalter und Früher Neuzeit, Tradition – Reform – Innovation*, Frankfurt/M. 2012 (Studien zur Modernität des Mittelalters, Bd. 15), S. 389–404

Grieb, Manfred (Hrsg.): *Nürnberger Künstlerlexikon. Bildende Künstler, Kunsthandwerker, Gelehrte, Sammler, Kunstschaffende und Mäzene vom 12. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, München 2007

Heusinger, Christian von: *Eine Zeichnung Gabriel Weyers in der Kunsthalle Bremen. Zur Datierung der Wandmalereien im ehemaligen Rathaussaal in Nürnberg*, in: *Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte* 9 (1970), S. 161–168

Mende, Matthias: *Das alte Nürnberger Rathaus. Baugeschichte und Ausstattung des großen Saales und der Ratsstube*, Nürnberg 1979 (Ausstellungskataloge der Stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg, Nr. 15)

Thalguter, Nadia: *Untersuchungen zu abgenommenen Wandmalereien aus dem Nürnberger Rathaussaal. Ein Beitrag zur Restaurierungsgeschichte, Konservierung und Präsentation*, Master-Thesis an der HAWK Hil-desheim/Holzwinden/Göttingen, 2015

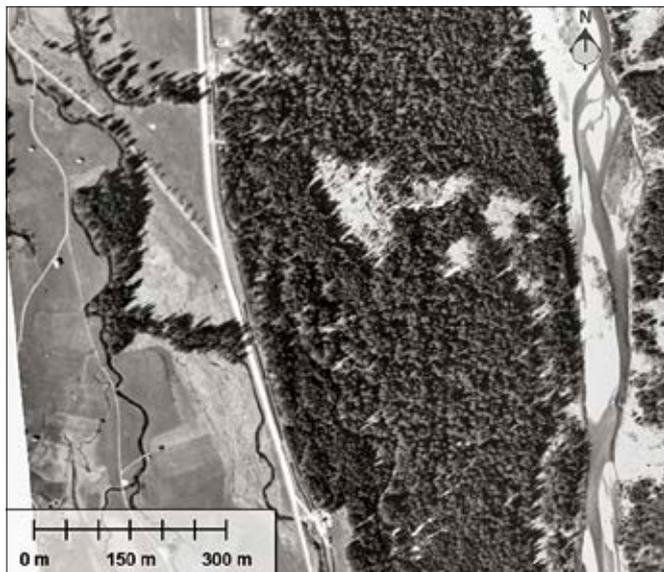
Warncke, Carsten-Peter: *Dürers größtes Werk. Zur Geschichte und Ikonologie der Ausmalung des großen Nürnberger Rathaussaales, Ein Stiefkind der Forschung*, in: Schauerte, Thomas (Hrsg.): *Dürer und das Nürnberger Rathaus. Aspekte von Ikonographie, Verlust und Rekonstruktion*, Petersberg 2013 (Schriftenreihe der Museen der Stadt Nürnberg, Bd. 1), S. 30–50

Das KZ-Außenlager Fischen im Allgäu

Geschichte und Erfassung

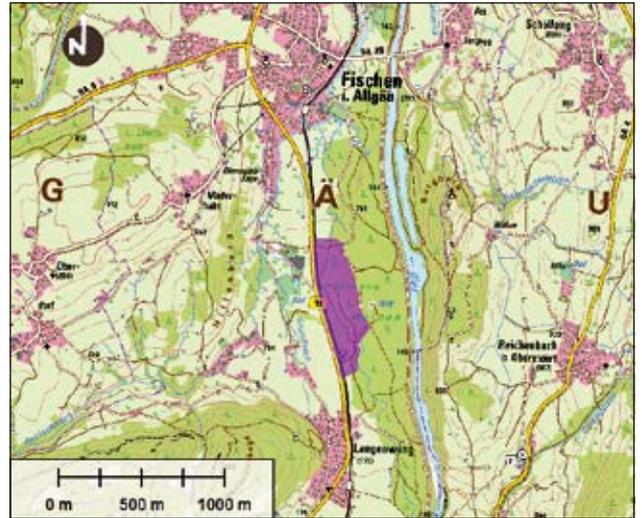
Im Jahr 2010 wurde im Rahmen der 1150-Jahrfeier der Gemeinde Fischen im Allgäu südlich des bekannten Urlaubsorts am Wanderweg nach Oberstdorf eine Stele zur Erinnerung an das dort in der Nähe gelegene KZ-Außenlager von Dachau enthüllt. Das neu erwachte Interesse an einer Auseinandersetzung mit diesem Teil der örtlichen Vergangenheit gab den Anstoß für eine ausführliche Darstellung der Geschichte des KZ-Außenlagers Fischen-Langenwang und seiner Einbettung in das Zwangsarbeitssystem der Rüstungsindustrie im NS-Staat, die demnächst als Buch erscheint.

In die Recherchen für diese Publikation durch Markus Naumann wurde unter anderem auch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) einbezogen, weil sich herausgestellt hatte, dass bisher nur ein Teilbereich des KZ- und Rüstungsareals in den internen Unterlagen des BLfD kartiert und beschrieben worden war. Zusammen mit (dem Co-Berichterstatter dieser Skizze) Hermann Kerscher, BLfD, wurde deshalb der Versuch unternommen, die Erfassung der noch sichtbaren Lagerspuren auf eine neue wissenschaftlich-geodätische Grundlage zu stellen, sodass sich auch zukünftige weitere Funde und Befunde auf dem Areal, mit denen gerechnet werden muss, lagerichtig ergänzen und einpassen lassen.



Fischen – Langenwanger Weidach, Alliierte Luftaufnahme (US Air Force) des Lager-Areals. Aufnahme datum 9. April 1945, entzerrt und genordet (© Bayerische Vermessungsverwaltung; Bearbeitung: Hermann Kerscher, Markus Naumann)

Fischen – Langenwanger Weidach, Gelände des KZ-Außenlagers (violett)
(Karte: © Bayerische Vermessungsverwaltung; Bearbeitung: Hermann Kerscher, Markus Naumann)



Heimatlandschaft, Urlaubsregion und Rüstungsindustrie

Der Schriftsteller W. G. Sebald, geboren 1944 im gerade mal 20 km Luftlinie von Fischen entfernten Wertach, zitiert in seinem 1999 erschienenen (und der Zeit in gewisser Weise vorausseilenden) Buch „Luftkrieg und Literatur“ aus einer 1963 vorgelegten Chronik von Sonthofen (mit der einstigen „Ordensburg“) den folgenden Spruch: „Viel hat uns der Krieg genommen, doch uns blieb, unberührt und blühend wie eh und je, unsere herrliche Heimatlandschaft“.

Schön wär's, möchte man sagen. Aber „unberührt [...] wie eh und je“ von den Folgen eines „totalen Krieges“ und seinem Lager- und Zwangsarbeitssystem geblieben zu sein, das kann selbst die herrliche Allgäuer Landschaft nicht für sich in Anspruch nehmen. Warum aber gab es in dieser Urlaubsregion – was sie auch damals schon war! – überhaupt ein KZ-Außenlager? Der Grund dafür liegt in der Dislozierung der Rüstungsindustrie als Folge der alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte. Das Allgäu entwickelte sich dabei zu einem der Zentren der Luftindustrie in Süddeutschland. Neben dem Flugmotorenhersteller BMW aus München war es vor allem die Messerschmitt AG Augsburg, welche hierhin einen Teil ihrer Produktion auslagerte. Bevorzugte Standorte waren auf Weisung des Rüstungsministeriums zunächst die im Allgäu zahlreich vertretenen Spinnereien und Webereien mit ihren großen Maschinensälen. Seit Oktober 1943 besaß Messerschmitt in der Spinnerei und Weberei Kottern bei Kempten ein Werk, welchem nach einem schweren Luftangriff im Juli 1944 weitere Auslagerungsbetriebe im oberen Allgäu, darunter insbesondere Fischen, folgten.

Mit den Rüstungsbetrieben kamen Tausende Zwangsarbeiter in die Region. Zu ihrer Unterbringung entstanden einerseits große Lager für sogenannte ausländische Zivilarbeiter und andererseits auch Außenlager für KZ-Häftlinge. Beide Arten



Fischen – Langenwanger Weidach, Laderampe, Blick von Süden, 4. November 2015 (Foto: Archiv Markus Naumann)

von Lager gab es auch in Fischen, wohin die Firma Messerschmitt Ende Juli 1944 unter dem Tarnnamen Werkzeugbau Kotteln Werk II ein Zweigwerk ausgelagert hatte, das in Sälen der Mechanischen Weberei Fischen sowie in weiteren Gebäuden die Produktion aufnahm.

Mitte Februar 1945, dem Monat mit der höchsten Zahl eingesetzter Zwangsarbeiter, waren in Fischen 339 ausländische Zivilarbeiter, 228 italienische Militärinterne und 251 KZ-Häftlinge beschäftigt (neben 362 regulär angestellten Inländern). Zwangsarbeiter machten somit zu diesem Zeitpunkt 69 % der Belegschaft von Messerschmitt in Fischen aus. Für sie bestanden seit Sommer 1944 verschiedene Lager, das größte für ausländische Zivilarbeiter im damaligen Fischinger Freibad. Für die eingesetzten KZ-Häftlinge wurde gleichzeitig nordöstlich des Ortsteils Langenwang, im Weidach-Wald, ein Außenlager des Konzentrationslagers Dachau („SS-Arbeitslager Fischen“) errichtet und in Betrieb genommen. Dort sind insgesamt 329 männliche Häftlinge, mehrheitlich aus Osteuropa, nachweisbar.

Lebens- und Arbeitsbedingungen

Über die Situation in den verschiedenen Lagern lässt sich mangels ausreichender

Quellen wenig sagen. Die hygienischen Verhältnisse und die medizinische Versorgung wurden von den Gesundheitsbehörden jedenfalls als untragbar bezeichnet, was sich insbesondere für die Lager der ausländischen Zivilarbeiter belegen lässt. Vor diesem Hintergrund ist es eher ungewöhnlich, dass im Krankenbau des KZ-Außenlagers Fischen nur ein Häftling verstorben ist. Dafür kamen allerdings 33 (davon 18 krankheitsbedingt) aus Fischen

nach Dachau zurückverlegte Häftlinge dort innerhalb von zwei Monaten zu Tode (zuzüglich zweier hingerichteter österreichischer Widerstandskämpfer).

Die Errichtung der Zwangsarbeiterlager einschließlich des KZ-Außenlagers organisierte die Firma Messerschmitt weitgehend in Eigenregie. Im Unterschied zu den Zivilarbeiterlagern wurde das Führungspersonal des KZ allerdings von der SS gestellt, der Großteil der Wachmann-



Fischen – Langenwanger Weidach, Detailaufnahme von Bebauungsspuren / „Rampe“ (rot) des südlichen KZ- und Rüstungsbereichs. Kartengrundlage: Entzerrtes alliiertes Luftbild vom 9. April 1945 (© Bayerische Vermessungsverwaltung; Bearbeitung: Hermann Kerscher, Markus Naumann)



Fischen – Langenwanger Weidach, Bebauungsspuren (rot) im nördlichen KZ- und Rüstungsbereich. (Orthofoto: © Bayerische Vermessungsverwaltung; Bearbeitung: Hermann Kerscher, Markus Naumann)

schaft bestand aus ehemaligen Luftwaffen- und zivilen Firmenmitarbeitern. An den Arbeitsstätten teilten sich SS und zivile Firmenmitarbeiter die Aufsicht über die KZ-Häftlinge, gegen Kriegsende war dafür ausschließlich Messerschmitt-Personal zuständig.

Aufbau einer Produktion im „Waldwerk“ Fischen

Die Häftlinge waren in Arbeitskommandos eingeteilt, die nicht nur zum Aufbau und zur Versorgung des Lagers sowie zur Arbeit in der Fabrik in Fischen eingesetzt wurden, sondern auch den Aufbau der Hallen des geplanten Messerschmitt-„Waldwerkes“ im Langenwanger Weidach, hart südlich der Wohnbaracken, zu leisten hatten. Hergestellt wurden im Zweigwerk Fischen vor allem sogenannte „Lehren“, also Schablonen für den Bau der Messerschmitt-Flugzeuge Me 109 (der Standardjäger der Luftwaffe) und Me 262 (das erste in Großserie produzierte Flugzeug mit Strahltriebwerken). Anfang 1945 befand sich der gesamte Lehrenbau der Messerschmitt AG in Fischen und Oberstdorf. Ohne diese Lehren wäre eine passgenaue dezentrale Serienfertigung von Flugzeugen bzw. Flugzeugteilen nicht möglich gewesen. Und ohne Zwangsarbeiter hätte mangels Alternativen auf dem Arbeitsmarkt nicht im erforderlichen Umfang weiter produziert werden können. KZ-Häftlinge und ausländische Zivilarbeiter leisteten zur Aufrechterhaltung und Ausweitung der Produktion daher gezwungenermaßen einen wesentlichen

Beitrag, auch wenn ihre Arbeitsproduktivität von der Firma aufgrund des geringen Facharbeiteranteils und wohl auch wegen stiller Sabotage als gering eingeschätzt wurde. Letztlich konnte Messerschmitt die vorhandene Arbeitskraft der Zwangsarbeiter zu für die Firma günstigen Konditionen und ohne viel Rücksicht nehmen zu müssen, skrupellos ausnutzen.

In der Bevölkerung stieß der Zwangsarbeitereinsatz vor dem Hintergrund der Kriegssituation und des Wirkens der jahrelangen „Gehirnwäsche“ durch die NS-Ideologie auf keine nennenswerten Widerstände. Mit ausländischen Zivilarbeitern gab es allerdings durchaus auch Reibereien. KZ-Häftlingen wurde dagegen teilweise eine gewisse Empathie entgegengebracht, die sich insbesondere im Zustecken von Nahrungsmitteln äußerte.

Prospektion, Erfassung und Vermessung des KZ-Lagers

Weil ein zeitgenössischer Bestandsplan des Fischinger KZ- und Rüstungsareals (Unterkünfte, Produktionsanlagen, Verkehrsinfrastruktur/Roll- und Lorenbahn usw.) bisher nicht ermittelt werden konnte, basieren unsere Kenntnisse der Anlage neben einigen alliierten Luftbildern und den nach Aussagen eines Zeitzeugen im Jahr 2002 angefertigten Skizzen (sog. „Besler-Skizzen“) vor allem auf den Beobachtungen von Geländeprospektionen, die hauptsächlich Naumann bei zahlreichen Begehungen des Areals machen konnte.

Die im Frühsommer 2017 durchgeführte topographische Vermessung von Geländebefunden konnte sich denn auch, unter anderem wegen des dichten, auwaldähnlichen Bewuchses im Langenwanger Weidach – Wald/Untere Weiden zwischen Bundesstraße 19/Bahnlinie Sonthofen-Oberstdorf und der Iller, nur auf Teilbereiche im Norden (KZ-Außenlager/„Housing Area“) und Süden („Verladerampe“/Bahnanschluss der „Waldproduktion“) konzentrieren. Außerdem wurde versucht, eine vorläufige Denkmalfläche (inklusive eines großzügigen „Pufferbereichs“) grob festzulegen.

Im Bereich des KZ-Außenlagers sind Grundmauern von vier Gebäuden erhalten. Vollständig intakt ist die Bodenplatte der mutmaßlichen Küchenbaracke mit Abflussrohren. Bei der ehemaligen Häftlings- sowie der Wachmannschaftsbaracke fehlen Fundamentteile wegen eines Drainagegrabens, welcher erst in den letzten Jahren ausgebaut wurde. Gut sichtbar sind sechs 50 x 50 cm-Fundamente für die Holzstützenkonstruktion einer weiteren Baracke westlich der mutmaßlichen Krankenstation. Vertiefungen im Waldboden lassen zudem auf einige Erdbunker schließen. Während seines Bestehens 1944/45 war das Außenlager durch einen doppelten Stacheldrahtzaun und drei Wachtürme gesichert, wovon keine Reste mehr existieren.

Im Süden des Areals, einige hundert Meter von der „Housing Area“ entfernt, befindet sich die noch nahezu vollständig erhaltene „Laderampe“, von der die im „Waldwerk“ produzierten Güter auf Transportzüge, die auf der Bahnlinie Sonthofen-Oberstdorf verkehrten, verladen werden sollten. Zur Aufnahme der Produktion im „Waldwerk“ kam es jedoch vermutlich nicht mehr.

Die Vermessung des Produktionsbereichs, das heißt der Reste von mindestens zwei Produktionshallen (ca. 9 x 40 m bzw. 9 x 12,5 m) im Wald musste verschoben werden, weil Teile der Ruinen zum Aufnahmezeitpunkt mit meterhohen Altholzhäufen zugeschoben oder wegen dichter Untervegetation nicht zugänglich waren.

Das Ende des KZ-Außenlagers Fischen und Ausblick

Das Ende des KZ-Außenlagers in Fischen war unspektakulär. Die Lagerleitung



Fischen – Langenwanger Weidach, Grundmauern der Häftlingsbaracke, Blick von Südosten, 4. November 2015 (Foto: Archiv Markus Naumann)



Fischen – Langenwanger Weidach, Fundament der mutmaßlichen Krankenstation, Blick von Osten, 4. November 2015 (Foto: Archiv Markus Naumann)



Fischen – Langenwanger Weidach, Südhalle der „Waldfabrik“. Im Eingangsbereich mit Waldabfällen zugeschoben, rechts im Hintergrund Betonpfeiler für das Dachtragwerk, Blick von Westen, 12. Juni 2017 (Foto: Archiv Markus Naumann)

führte den Befehl zu einer Evakuierung des Lagers nicht aus. Somit gab es auch keinen „Todesmarsch“, wie wir ihn von anderen Außenlagern kennen. Ein großer Teil der Häftlinge war bereits im Verlauf des Aprils 1945 ins Stammlager Dachau bzw. nach Kottern in das dortige Außenlager verlegt worden. Gegen Ende April setzten sich die Wachmannschaft und der Lagerkommandant aus Fischen ab, gerade noch rechtzeitig bevor zwei Tage später französische Einheiten den Ort erreichten.

Nun begann die Abwicklung des Betriebs: Die Firma Messerschmitt und deren Treuhänder lieferten sich mit der Gemeinde Fischen bereits unmittelbar nach Kriegsende eine harte Auseinandersetzung um die materiellen Hinterlassenschaften des Rüstungsbetriebs im Langenwanger Weidach. Anstatt gemäß Pachtvertrag das Gelände wieder in den ursprünglichen Zustand zurückzusetzen, verkaufte Messerschmitt die Wachmannschaftsbaracke auf dem ehemaligen KZ-Gelände an einen Privatunternehmer, welcher darin bis 1954 einen metallverarbeitenden Betrieb führte. Versuche, auf dem Gelände des „Waldwerkes“ Firmen anzusiedeln, scheiterten. Die dort bereits vorhandenen Hallen wurden schließlich von Anwohnern in Langenwang und Fischen, toleriert von der Gemeinde, teilweise geplündert.

Seit etwa Mitte der 1950er Jahre hat sich niemand mehr um das Areal gekümmert. Abseits der ausgeschilderten Wanderwege gelegen, gerieten das KZ und damit die Ruinen sowie die Fundamente, über und unter der Erdkrume, langsam in Vergessenheit. Den gegenwärtig Verantwortlichen freilich bleibt die Herausforderung, einen Weg für einen angemessenen Umgang mit den Relikten des nationalsozialistischen Zwangsarbeitersystems zu finden.

Hermann Kerscher
und Markus Naumann

Literatur

Naumann, Markus: *Spuren im Wald. Messerschmitt/ Werkzeugbau Kottern und das KZ-Außenlager in Fischen. Ein Beitrag zur Rüstungsindustrie und Zwangsarbeit im oberen Allgäu während des Zweiten Weltkriegs*, Friedberg 2017 (Allgäuer Forschungen zur Archäologie und Geschichte, Bd. 3), dort auch Literatur- und Quellenbelege

Der frühbronzezeitliche Spangenbarrenhort von Oberding – Abschluss eines Erfolgsprojektes

Am Samstag, den 22. Juli 2017 war es endlich soweit: Erstens, der frühbronzezeitliche Spangenbarrenhort wurde mit seinen Begleitfunden erstmals der Öffentlichkeit in der seit 2013 bestehenden Dauer Ausstellung „Schaufenster Archäologie – Einblick in Jahrtausende“ im Museum Erding präsentiert, in die er nun, spannend inszeniert, integriert ist. Zweitens: Der Fundkomplex war tagesfüllendes Thema des jährlich stattfindenden Archäologischen Sommer-Symposiums im Museum. Und drittens, sind mit dem reich bebilderten Begleitband „Spangenbarrenhort Oberding. Gebündelt und vergraben – ein rätselhaftes Kupferdepot der Früh-

bronzezeit“ (Schriftenreihe des Museums Erding) nun alle Facetten des aktuellen Forschungsstands beleuchtet worden (s. den Beitrag von Christian Later, hier S. 83–85).

Für alle, die die Berichterstattung nicht verfolgten, ein kurzer Rückblick: Mit exakt 796 Spangenbarren, die etwa 80 kg wiegen, handelt es sich um den aktuell größten Hort kupferner Spangenbarren der frühen Bronzezeit in Europa. Er wurde im Frühjahr 2014 in der Gemeinde Oberding, Landkreis Erding, bei Ausgrabungen im Vorfeld des Baus eines Doppelhauses, begleitet von Überresten einer zeitgleichen Besiedlung, entdeckt und ausgegraben. Er

datiert in die ausgehende Frühbronzezeit (1750–1600 v. Chr., BzA2b/BzA2c), also jene Zeit der frühen Metallnutzung, genau in der technologischen Entwicklung der Legierung von Kupfer und Zinn.

Die Stadt Erding erwarb für das städtische Museum das Eigentum an diesem außerordentlichen Fundkomplex, dessen Bedeutung sogleich erkannt wurde. Sie liegt nicht nur in der Seltenheit derartiger Hortfunde, sondern vor allem im Auftreten eines solchen Metallbarrenhortes im Verbund mit einer zeitgleichen Siedlungsgrube, einer guten Grabungsdokumentation und schließlich seinem Umfang, der erst viel später bekannt wurde.

Die Stadt Erding initiierte und finanzierte zu einem Großteil die umfassende wissenschaftliche Erforschung bis hin zur Ausstellung und Publikation. Den Rahmen hierfür bildete eine Kooperation zwischen der Stadt Erding und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), wo sich die Funde nach der Ausgrabung befanden. Zunächst wurde gemeinsam ein Konzept erarbeitet, organisatorische und vertragliche Regelungen getroffen.

Der Vertrag zwischen Erding und dem BLfD beinhaltete, dass die Stadt die Kosten für den Restaurator Jörg Stolz und für einen Teil der extern zu vergebenden naturwissenschaftlichen Untersuchungen übernimmt, während das BLfD die für die Arbeit des Restaurators notwendigen Räumlichkeiten und Arbeitsmittel zur Verfügung stellt, das Projekt fachlich unterstützt, weitere Analysen und Publikationen finanziert. Die wissenschaftliche Auswertung des gesamten archäologischen Befundes und der Funde durch die Archäologiestudentin Sabrina Kutscher in einer im Herbst 2016 abgeschlossenen Masterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) war von Beginn an ebenfalls Teil des Projektes. Unverzichtbare Partner waren das Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie und Provinzialrömische Archäologie der LMU, das Zentrallabor des BLfD und das Curt-Engelhorn-Zentrum für Archäometrie in Mannheim.

Ziele des Projektes waren der Erhalt und die Konservierung, vor allem aber



Kupferbarren aus Oberding, für die Ausstellung im Museum Erding zu 10er-Bündeln geschnürt, 2017 (Foto: BLfD, Jörg Stolz)



Der im Erdblock geborgene Oberdinger Spangenbarrenhort während der Freilegung und Restaurierung durch Jörg Stolz, 2015 (Foto: BLfD, Stephanie Gasteiger)



Sabrina Kutscher beim Zeichnen und der Aufnahme der Funde, 2017 (Foto: BLfD, Stephanie Gasteiger)

die Erfassung und Untersuchung des gesamten Befundes, der maximale Informationsgewinn sowie die behutsame Restaurierung in Hinblick auf die spätere Präsentation im Museum Erding bis hin zur Publikation. Verschiedene naturwissenschaftliche Untersuchungen und Methoden, zu denen 2D-Röntgenprospektion und 3D-Computertomografie, 3D-Modelle, Metallanalytik, Isotopenanalytik, Dendroarchäologie, Archäobotanik, Geoarchäologie und Archäozoologie zählen, wurden im Verlauf des Forschungsprojektes von externen Experten durchgeführt, um eine möglichst umfassende archäologische Interpretation des gesamten Grabungsbefundes, der Funde und ihres Kontextes in der frühen Bronzezeit zu erzielen. Es wurde Fragen nachgegangen wie denen nach der Art und Weise und der Intension des Vergra-

bens und Vergessens der vielen Metallbarren, der Herkunft des Rohkupfers, der Herstellung der Barren oder auch ihrer Bündelung im Dezimalsystem.

Die Bearbeitung und Untersuchung der Funde unter wissenschaftlichen, konservatorisch-restauratorischen Aspekten durch Stolz reichte weit über eine reine Objektkonservierung und -restaurierung hinaus. Sie umfasste die schichtweise Freilegung mit archäologischen Methoden (Anlegen von Plana und Schnitten) unter besonderer Berücksichtigung der zeitlichen und räumlichen Situation zwischen Siedlungsgrube und Grube des Spangenbarrenhortes, die 3D-Dokumentation und die Beprobung der Spangenbarren für naturwissenschaftliche, metallografische sowie herstellungstechnologische Untersuchungen, die Konservierung und Restaurierung der Spangenbarren sowie die

Anfertigung erforderlicher Objektmontagen, Vorbereitungen, Recherchen und Beratungen für die Präsentation im Museum Erding. Vor allem war die fortwährende und komplexe begleitende Dokumentation aller Arbeitsschritte wesentlicher Teil der Arbeiten sowie die Transport- und Aufbewahrungsverpackung der Objekte. Das zunächst auf ein Jahr angelegte Kooperationsprojekt konnte wegen der Vervielfachung der Spangenbarren von geschätzten 200 auf knapp 800 Barren schließlich in insgesamt zwei Jahren und drei Monaten abgeschlossen werden.

Wir wissen nun, dass die Form der Barren von großem technisch-handwerklichem Geschick zeugt, dass die 10er-Bündel der Barren auffallend häufig gleich schwer wiegen und die Barren absichtlich in Oberding vergraben wurden. Und wir wissen, dass es sich um drei Sorten Kupfer handelt, nämlich um Fahlerzkupfer, das wahrscheinlich aus dem oberen Inntal oder der Slowakei stammt, um aus der Mitterberger Region im Salzburger Land stammendes Kupfer aus Kupferkies und ein nickelreiches Kupfer. Dennoch: Die Deutung und Bedeutung der rätselhaften Fundgattung bronzezeitlicher Kupferbarren ist längst nicht abgeschlossen. Zumindest für Oberding steht noch die wissenschaftliche Publikation mit der Zusammenführung und Bewertung aller Untersuchungen und teils noch nicht abgeschlossener Analysen aus.

In einem Projekt mit maximalem Zugewinn konnte mit der Ausstellung, einem Symposium und einer Begleitpublikation die Erforschung des Fundkomplexes zu einem für die Öffentlichkeit und die Fachwelt absolut sehens- und beachtenswerten Abschluss gebracht werden!

Stephanie Gasteiger

Literatur

Gasteiger, Stephanie: *Kooperationsprojekt – Eine Menge bronzener Spangenbarren. Beachtlicher Hortfund der frühen Bronzezeit aus Oberding, Lkr. Erding*, in: *Denkmalpflege Informationen* 161 (2015), S. 89–90

Blana, Matthias/Reims, Nils/Fuchs, Theobald/Böhnel, Michael: *3D-Hochenergie-Computertomografie am Fraunhofer-Institut in Fürth*, in: *Denkmalpflege Informationen* 163 (2016), S. 48–50

Stolz, Jörg: *Computertomografie-Analysen an Blockbergungen aus Oberding – bisher größter bekannter Spangenbarrenhortfund*, in: *Denkmalpflege Informationen* 163 (2016), S. 51–53

<http://www.museum-erding.de/Forschung>

Methodenreihe des Zentrallabors im BLfD

Teil 10: Mobile und stationäre Röntgenfluoreszenzanalyse

„611 Spangenbarren in acht Tagen? Unvorstellbar!“ So oder ähnlich hätte noch im Jahr 1970 die Antwort auf eine entsprechende Analyseanforderung gelautet. Heute jedoch Standard – dank handlicher, portabler XRF-Spektrometer. Natürlich kann die Tatsache, dass qualitative Elementbestimmungen mittels Röntgenfluoreszenzanalyse (XRF für X-ray fluorescence spectrometry) in Sekundenschnelle möglich sind, zu einer Bewertung eines Labors lediglich anhand des Probendurchsatzes verleiten. Im Fall des frühbronzezeitlichen Spangenbarrenhortfonds von Oberding, Landkreis Erding, welcher hier als Anwendungsbeispiel dient, bestand die Rolle des Zentrallabors jedoch „nur“ in einer qualitativen Vorsortierung der Barren anhand der Legierungszusammensetzung. Dies war tatsächlich in einer Messzeit von wenig mehr als einer Minute pro Barren möglich, sodass jeder externe Controller oder Rechnungsprüfer angesichts einer solchen Effizienz vermutlich Freudentränen in den Augen hätte.

Die Möglichkeiten der XRF gerade im Hinblick auf die Analysezeit verdeutlicht ein weiteres kleines Praxisbeispiel aus dem Bereich der Archäologie: Als in der Gemeinde Osterhofen, Landkreis Degendorf, unter anderen Beigaben eines frühmittelalterlichen Grabes eine Riemenzunge und mehrere Gürtelbeschläge gefunden wurden, ging die archäologische Grabungsfirma zunächst von Silber aus.

Jedoch hatte die Kollegin, die den Fund seitens des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) betreut, Zweifel an dieser – vermutlich unter den schwierigen Umständen bei Grabungen vor Ort getroffenen – Einschätzung. Und zwar zu Recht, wie sich mittels XRF-Analyse herausstellen sollte.

Die Riemenzunge besteht nicht aus Silber, sondern aus Blei und Zinn. Der gesamte Zeitaufwand, der diese Aussage ermöglicht, betrug inklusive Geräte- und Probenvorbereitung sowie tatsächlicher Messung nicht einmal zehn Minuten.

Bei der XRF sollte man bedenken, dass es sich zunächst um eine Methode zur Untersuchung von Oberflächen handelt; Rückschlüsse auf das innere Volumen eines Gegenstands sind nicht ohne weiteres möglich, was das Beispiel einer Euro-Cent-Münze verdeutlichen mag. Dies gilt natürlich besonders, wenn man es mit korrodierten Metalloberflächen zu tun hat, wie etwa auch im Fall des Spangenbarrenfonds von Oberding.

Die XRF im Kontext des Zentrallabors

Dem Zentrallabor des BLfD stehen verschiedene spektroskopische Untersuchungsmethoden zur Verfügung (vgl. Denkmalpflege Informationen Nr. 163, 164 und 165). Neben VIS-, Infrarot- und Ramanspektrometrie ist es vor allem

die XRF, die sich als „Arbeitspferd“ zur schnellen und vor allem zerstörungsfreien Analyse der Zusammensetzung von Materialproben und – ganz allgemein gesprochen – den unterschiedlichsten Gegenständen bewährt hat.

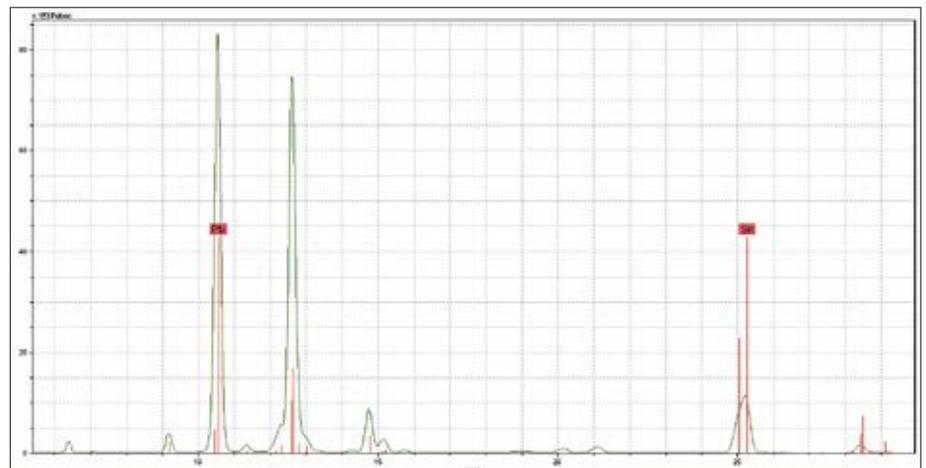
Eine stationäre XRF älterer Bauart gehört seit langem quasi zur „Grundausstattung“ des Zentrallabors. Seit einigen Jahren erfreuen sich dessen Mitarbeiter und gerade auch die Kollegen aus den Restaurierungswerkstätten des Amtes an einer mobil einsetzbaren XRF-„Pistole“, also einem Handgerät vergleichsweise geringer Größe. Die Hauptgründe für dessen Beliebtheit liegen in der bereits erwähnten Zerstörungsfreiheit der Untersuchungen sowie der Schnelligkeit, mit der die Elementspektren erzeugt werden können. Die breite Anwendung der Methode im Bereich von Restaurierung und Archäologie verwundert daher nicht.

Die XRF ist besonders zur schnellen qualitativen Erfassung („screening“) der Elementzusammensetzung einer Probe geeignet, und zwar bis hinunter in den ppm-Bereich (ppm = parts per million. Merkhilfe: 1 ppm = 1 Preuße per Munich. – Die Pflege einer längst vergangenen landeshauptstadttypischen Beschaulichkeit sei einem Mitarbeiter der Denkmalfachbehörde verziehen).

Wie in der Abbildung auf S. 63 unten erkennbar, kann der Untersuchungsgegenstand einfach auf bzw. vor das Mess-

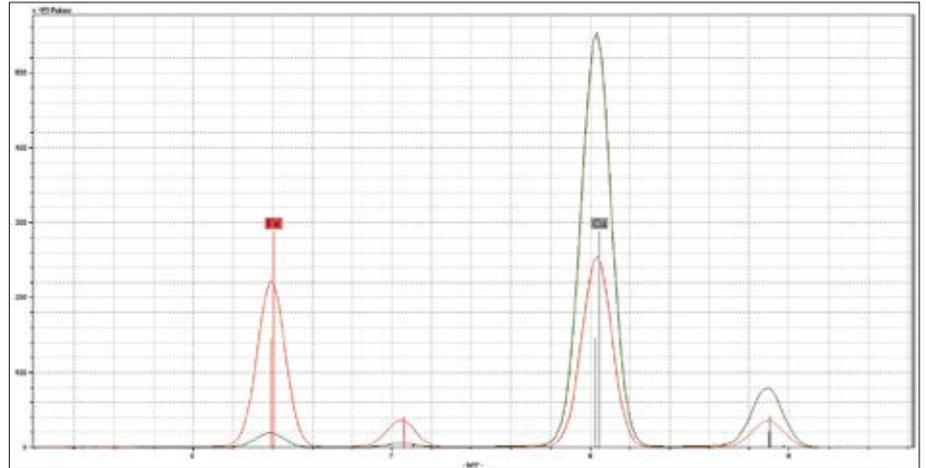


Riemenzunge aus Osterhofen.
Oben in natura, rechts als
Röntgenfluoreszenzspektrum dargestellt.
Ergebnis: Blei und Zinn
(alle Fotos: BLfD, Zentrallabor)





1-Cent-Stück nach erheblichem Kaufkraftverlust, verursacht durch abrasive Behandlung der ca. 30 µm starken Kupferschicht. Der unter der dünnen Verkupferung liegende Eisenkern macht sich im XRF-Spektrum der intakten Münzoberfläche zwar bemerkbar (grüne Kurve); tritt jedoch erst nach der mechanischen Ausdünnung der Kupferschicht deutlich hervor (rote Kurve). Rückschlüsse auf das Volumen des Gegenstands allein anhand von Oberflächenmessungen, hätten in diesem Fall zu einem erheblichen Fehlschluss geführt.



fenster des entsprechend aufgestellten XRF-Spektrometers gelegt werden. Für diese Art der Anwendung des Messgerätes dürfen die Proben natürlich noch deutlich kleiner sein als der hier zu sehende Spangenbarren. Dabei ist zunächst einmal nur zu beachten, dass der interessierende Bereich der Probe durch den Röntgenstrahlen-Messfleck von 4 mm Durchmesser erfasst wird.

Allgemeiner und naturwissenschaftlicher Hintergrund

Während bei vielen gängigen spektroskopischen Methoden für die Anregung des Untersuchungsgegenstands der Spektralbereich des sichtbaren Lichts bzw. des Infrarots verwendet wird, erfolgt bei der XRF die Anregung durch Röntgenstrahlung. Dies ist der kürzerwellige und somit energiereichere Bereich des elektromagnetischen Spektrums, und genauer der Spektralbereich von ca. 0,02 bis 2 nm Wellenlänge (1 Nanometer entspricht einem Milliardstel Meter, also 10^{-9} m).

Röntgenstrahlung kann entstehen, wenn hochbeschleunigte Elektronen im Material einer Anode abgebremst oder umgelenkt werden. Je nach Anodenmaterial – im Gerät des Zentrallabors wird das chemische Element Rhodium verwendet, gebräuchlich sind aber auch Kupfer, Wolfram oder Molybdän – entsteht ein Röntgenstrahlen-Spektrum, welches einen bestimmten Wellen-

längen- und damit Energiebereich abdeckt. Dieses Spektrum, aufgrund des oben erwähnten Vorgangs der Abbremsung der Elektronen in der Anode auch „Bremsstrahlung“ genannt, wird zur Anregung der Fluoreszenz im Probenmaterial verwendet. Wie aber kann man sich das vorstellen?

Interaktion in der Atomhülle – der Photoeffekt

Ein „Teilchen“ der Röntgenstrahlung – im folgenden Photon genannt, ohne näher auf die atom- und quantenphysikalischen Zusammenhänge einzugehen – kann in der Elektronenhülle eines Atoms des bestrahlten Materials ein ziemliches Chaos anrichten. Ein häufig zu beobachtender Effekt hierbei ist die Ionisierung des Atoms, das heißt es werden (in diesem Fall) Elektronen



Spangenbarren Nr. 727 aus dem Fund von Oberding während der Untersuchung

der Atomhülle durch hineinschießende Photonen „herauskatapultiert“, wodurch das Atom ionisiert wird. Stark vereinfacht kann man sich die Elektronenhülle aus mehreren Schalen bestehend vorstellen, welche den Atomkern in verschiedenen (aber allesamt winzigen) Abständen umgeben. Die hochenergetischen Photonen der anregenden Röntgenstrahlung haben nun die Eigenschaft, je nach Element Elektronen der innersten oder zumindest kernnahen Schalen „herauszuschlagen“. Hierdurch entstehen quasi Lücken auf den Elektronenschalen, das Atom insgesamt befindet sich in angeregtem Zustand (dieser hält jedoch nur etwa 10^{-8} s an). Denn bestimmte Elektronen der äußeren Schalen werden bestrebt sein, die energetisch „günstigeren“ Leerstellen auf den inneren Schalen zu besetzen und hierbei die Energiedifferenzen zwischen den Elektronenschalen als Röntgenstrahlung (in diesem Fall auch sekundäre Röntgenstrahlung genannt) abzugeben. Das „Muster“ dieser Energiedifferenzen ist elementspezifisch

und kann somit durch geeignete Detektionsverfahren zur Bestimmung des Elements verwendet werden.

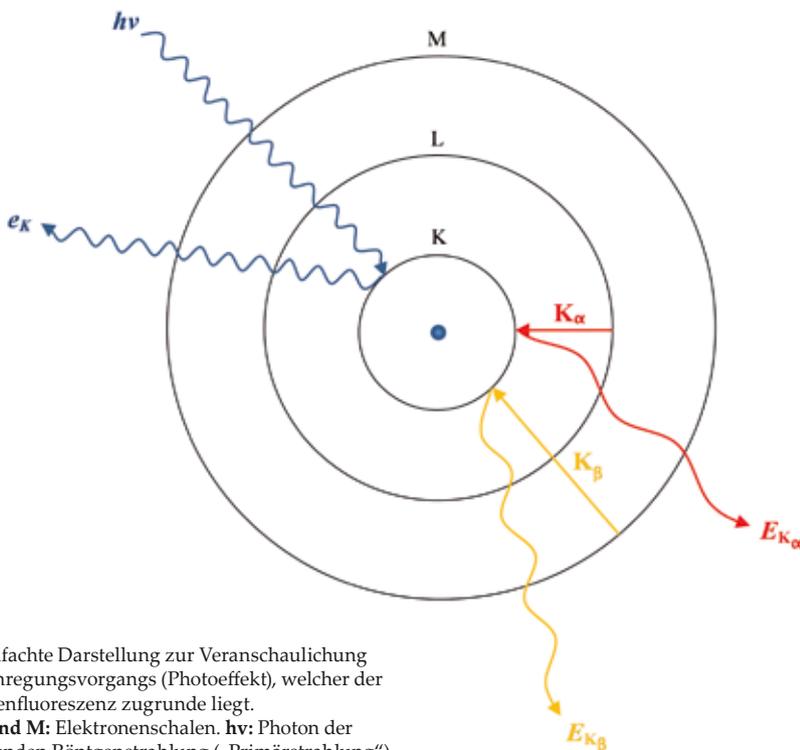
Aufgrund verschiedener Möglichkeiten der Interaktion zwischen den anregenden Photonen und den Elektronen der Atomhülle muss nicht zwangsläufig der Effekt der Fluoreszenz eintreten. So ist die Wahrscheinlichkeit, dass es bei der Anregung eines Elements mit Röntgenstrahlen zur Fluoreszenz kommt, von Element zu Element verschieden. Die „Fluoreszenzausbeute“ variiert also – eine Tatsache, die bei der Interpretation von XRF-Spektren berücksichtigt werden sollte. Beispielsweise tritt bei Elementen niedriger Ordnungszahl (sog. „leichten“ Elementen) zumeist der Effekt auf, dass die durch einen Elektronenübergang zunächst freigesetzte Energie durch ein Elektron einer äußeren Schale wiederum absorbiert wird. Dieser Vorgang heißt „interne Konversion“ oder Auger-Effekt. In diesen Fällen gelangt die sekundäre Röntgenstrahlung also gar nicht bis zum

Detektor des XRF-Spektrometers, folglich ist die Detektion des betreffenden Elements anhand der Fluoreszenzstrahlung sehr erschwert. Unter anderem aus diesem Grund ist ein sinnvoller Einsatz der XRF des Zentrallabors erst für chemische Elemente ab Magnesium im Periodensystem aufwärts möglich – Elemente wie Kohlenstoff, Stickstoff oder Sauerstoff können mit dieser Methode nicht ohne weiteres erkannt werden, weshalb sich organisch-chemische Verbindungen einer Analyse entziehen.

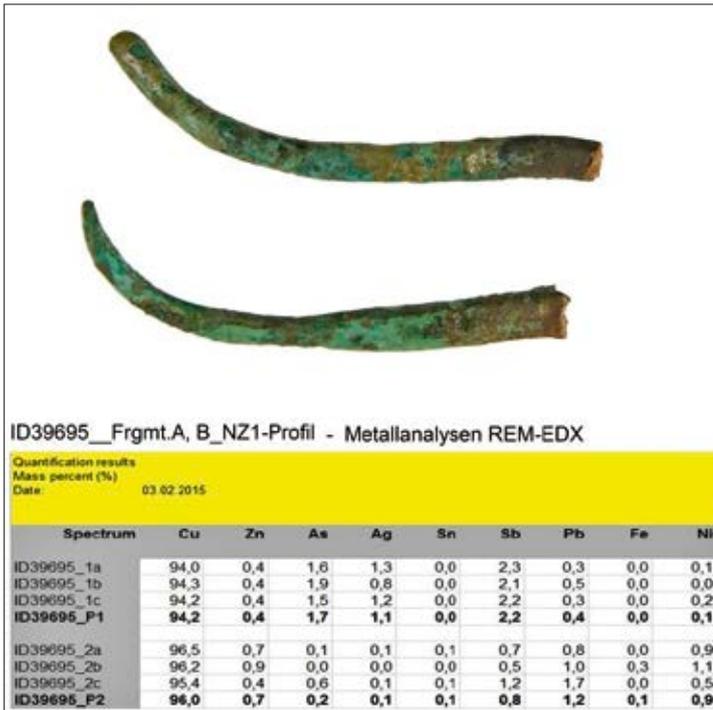
Untersuchungen am Spangenbarrenfund von Oberding

Das Zentrallabor wurde frühzeitig in die Untersuchung des Spangenbarrenfunds von Oberding einbezogen, und zwar zu einem Zeitpunkt, als die Barren aus dem kleinen Block der Bergung bereits freigelegt wurden, der Hauptteil der Barren jedoch noch „unbehelligt“ im großen Block schlummerte. Eine der Fragestellungen bei der Untersuchung des Funds betrifft die Legierung der Kupferbarren: Handelt es sich um eine einheitliche Legierung oder lassen sich Unterschiede im Barrenmetall feststellen? – Zur Vorab-Einschätzung der Legierungszusammensetzung der Kupferbarren ist die XRF das Mittel der Wahl: Aufgrund eines zeitlichen Untersuchungsaufwands von nur wenigen Minuten pro Barren eignet sie sich in besonderem Maße für eine „Reihenuntersuchung“ an solch einer großen Fundstückmenge. Zudem ist eine vorherige Entnahme von Proben nicht notwendig, die Barren können also unter maximal möglicher Schonung der Substanz – dann allerdings nur an der korrodierten Oberfläche – analysiert werden (wegen der geringen Eindringtiefe der hochenergetischen Röntgenstrahlen wird im Fall der Kupferbarren nur die Oberfläche bis ca. 0,2 mm Tiefe erfasst).

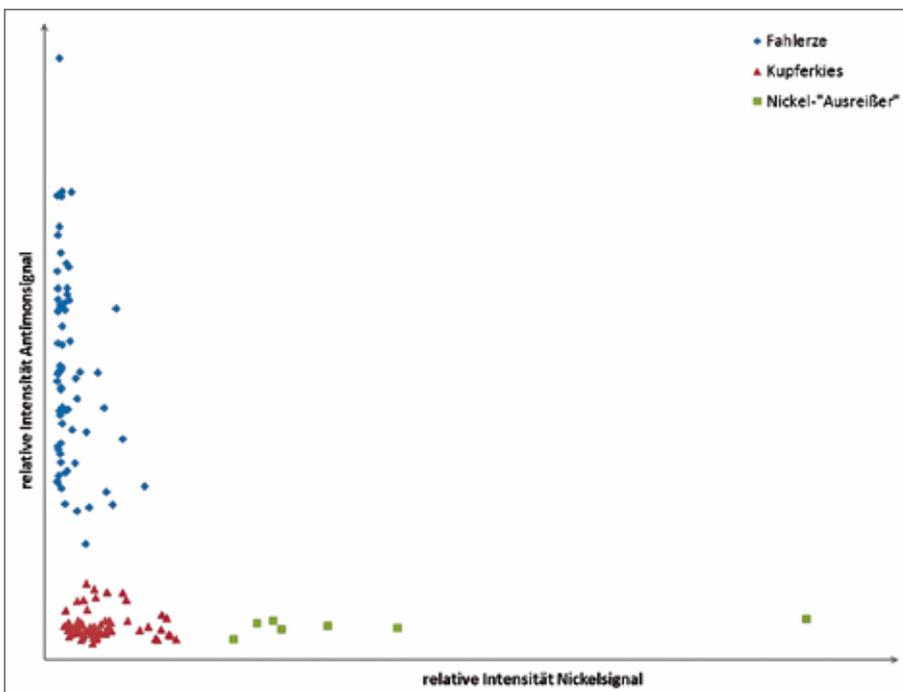
Voruntersuchungen des Zentrallabors mittels REM/EDX (REM/EDX: Energiedispersive Röntgenanalytik im Rasterelektronenmikroskop, eine physikalisch-chemische Methode zur Bestimmung der Elementzusammensetzung, [auch] in mikroskopisch kleinen Proben) und XRF an Bruchstücken eines Spangenbarrens deuteten auf variierende Gehalte von Stickstoffgruppen-Elementen (Arsen, Antimon und Bismut) sowie variierende Silber- und



Vereinfachte Darstellung zur Veranschaulichung des Anregungsvorgangs (Photoeffekt), welcher der Röntgenfluoreszenz zugrunde liegt.
K, L und M: Elektronenschalen. **hv:** Photon der anregenden Röntgenstrahlung („Primärstrahlung“).
eK: Elektron, das durch die anregende Röntgenstrahlung in einen energiereicheren Zustand versetzt (aus der K-Schale „herausgeschlagen“) wurde – „erster Schritt“.
K α : Elektronenübergang aus der L- in die K-Schale;
K β : Elektronenübergang aus der M- in die K-Schale;
EK α , EK β : Energie der jeweiligen Fluoreszenzstrahlung („sekundäre“ Röntgenstrahlung) – „zweiter Schritt“.
 Nicht dargestellt sind Elektronenübergänge aus „Unterschalen“ (Nebenquanten), in die L- und M-Schale sowie aus höheren Schalen als der M-Schale.



REM/EDX-Analyse an Metallspänen aus zwei Bohrungen aus den Barrenfragmenten, ausgeführt von Christian Gruber, Zentrallabor. Dargestellt ist die Auswertung hinsichtlich der Gehalte der Elemente Kupfer, Zink, Arsen, Silber, Zinn, Antimon, Blei, Eisen und Nickel (fett: Mittelwerte). Die eine Gruppe von Messwerten zeichnet sich durch hohe Gehalte von Arsen, Antimon und Silber bei gleichzeitig niedrigem Nickelgehalt aus. Im Fall der anderen Gruppe sind die Arsen-, Antimon- und Silbergehalte deutlich niedriger, der Nickelgehalt ist höher.



Darstellung des Antimon-Nickel-Verhältnisses von den als erstes untersuchten rund 140 Spangenbarren zur Illustration einer möglichen Gruppenscheidung anhand der qualitativen XRF-Voruntersuchungen. Im derzeitigen Stadium der Untersuchungen können drei Messwertgruppen postuliert werden.

Nickelgehalte hin. Folglich stellte sich die Frage, ob sich diese Unterschiede auch in der Masse des Spangenbarrenfonds bestätigen.

Anhand der Ergebnisse der anschließenden XRF-Messungen an einer ersten Teilmenge des Fonds wurden die Spangenbarren zunächst in zwei Erztypen unterschieden: die Fahlerze sowie den Kupferkies. Mittels weiterer, extern durchgeführter sowie quantifizierender Untersuchungen am Volumen ausgewählter Barren konnte diese „Vorsortierung“ präzisiert und schließlich drei Legierungstypen benannt werden: Den arsen- bzw. antimonreichen Legierungen liegen die sogenannten Fahlerze (im wesentlichen Arsen- und Antimonfahlerz) als Ausgangsmaterial zugrunde. Demgegenüber kann ein zweiter, arsen- und antimonarmer Legierungstyp identifiziert werden, als dessen Ausgangsmaterial Kupferkies (Kupfer-Eisen-Sulfid) anzunehmen ist. Schließlich kann eine dritte Messwertgruppe, die durch höhere Nickelwerte gekennzeichnet ist, unterschieden werden.

Fazit

Mit der XRF dem „Universalanalysator“ ein Stück näher? Von einem Standpunkt im Jahr 1970 aus betrachtet ganz bestimmt: „Point and Shoot“-Analysemethoden („einfach draufhalten und losmessen“) waren damals tatsächlich noch weitgehend Science-Fiction und beflügelten die Fantasie von Drehbuchautoren – man denke nur an den „Tricorder“, den Analysator aus der Fernsehserie „Raumschiff Enterprise“, mit dessen Hilfe z. B. unbekannte Lebensformen und Objekte auf Knopfdruck analysiert werden konnten. Für die Analyse der Elementzusammensetzung irdischer Gegenstände ist diese Vision in Form der mobilen XRF inzwischen Wirklichkeit geworden.

Björn Seewald

Literatur

Leicht, Jakob/Stöckl, Thomas: *Ein Spangenbarrenhort der frühen Bronzezeit aus Oberding*, in: *Das archäologische Jahr in Bayern* 2014, Darmstadt 2015, S. 39–42

Stolz, Jörg: *CT-Analysen an Blockbergungen aus Oberding – bisher größter bekannter Spangenbarrenhortfund*, in: *Denkmalpflege Informationen*, Nr. 163 (2016), S. 51–53

Schicht für Schicht Archäologie entdecken

Die Dauerausstellung „SchichtWerk – Zeitreisen im Wersonhaus“ in Gilching

Viele archäologische Vereine und Arbeitskreise träumen von einem eigenen Museum. Die Möglichkeit, direkt vor Ort besondere Funde und Fundstellen sowie wesentliche Etappen der Ortsgeschichte einer breiten Öffentlichkeit präsentieren zu können, erscheint attraktiv, ist aber in der Regel nur schwer umzusetzen. Häufig haben kleine, lokale Ausstellungen mit Problemen bei Konzept, Bau und Einrichtung sowie Unterhalt und Betrieb zu kämpfen.

Ein gelungenes Beispiel aber stellt die neu eröffnete archäologische Dauerausstellung „SchichtWerk – Zeitreisen im

Wersonhaus“ in Gilching dar, die vom Verein Zeitreise Gilching e. V. (zuvor Gesellschaft für Archäologie und Ortsgeschichte Gilching e. V.) am 18. März 2017 nach drei Jahren Planungs- und Bauzeit eröffnet werden konnte.

Schwerpunkt von der Spätantike zum Frühmittelalter – Roter Faden Römerstraße

Die Initialzündung für die Ausstellung lieferte der Fund von drei bajuwarischen Bestattungen, die 2012 unmittelbar ne-

ben der Römerstraße, die heute noch Gilchings Hauptstraße ist, zutage kamen. So wie sich die römische Trasse von Augsburg nach Salzburg seit 2000 Jahren durch den Ort und die Gemeinde zieht, so dient dieses verbindende Element nun auch der Ausstellung als Leitfaden.

Einstweilen beschränkt sich die Präsentation auf zwei für den Ort besonders bedeutsame Zeitepochen: Die Spätantike und das darauf folgende frühe Mittelalter. Von den beiden Ausstellungsräumen beschäftigt sich einer mit der bedeutenden spätantiken Siedlung von Weßling-Frauenwiese, die im 5. Jahr-



Das „Bajuwarenzimmer“ mit Schubkasten-Vitrinen, welche die unterschiedlichen Schichten darstellen, 2017 (Foto: BLfD, Sabine Mayer)



Blick in den Raum zur Spätantike, im Hintergrund das Modell eines römischen Straßendamms und digitale Präsentation zu den Altstraßen, 2017 (Foto: BLfD, Sabine Mayer)

hundert aufgegeben wurde. Als Gegenstück hierzu ist im zweiten Raum eine bajuwarische Handwerkersiedlung vom Ende des 6. Jahrhunderts dargestellt, die am Rand des Gilchinger Altdorfs ausgegraben wurde. Mit Letzterer stehen die drei jüngst gefundenen Bestattungen in Zusammenhang.

Aufbau in Schichten

Eine Besonderheit des Präsentationskonzeptes ist bereits im Namen der Ausstellung ablesbar. „SchichtWerk“ verweist einerseits auf den Ortschronisten Rudolf Schicht und spielt andererseits auf die Stratigrafie als Kernelement der Archäologie an. Das Prinzip der Schichten findet sich in der Ausstellung vielfach wieder. Schubladensysteme stellen nicht allein die stratigrafische Abfolge dar, sondern erläutern auch anschaulich die Erkenntnis-Schichten, die sich aus den verschiedenen angewendeten archäologischen und naturwissenschaftlichen Methoden ergeben. Gleichzeitig steckt darin aber auch die Geschichte sowie die ebenfalls in Schichten aufgebaute Landschaft.

Einige wesentliche Ausstellungsstücke können dementsprechend in mehreren Erkenntnis- und Bedeutungsschichten selbst erkundet werden. Im Fall der bajuwarischen Gräber schließt dies z. B. die archäologische Befundzeichnung, ein Hörspiel zur Fundsituation, Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen und weiterer naturwissenschaftlicher

Analysen, Erkenntnisse aus der Restaurierung der Funde und Repliken zum Anfassen in jeweils einer Schublade ein. Fünf Schubfächer, die in die Nachbildung eines römischen Meilensteins eingelassen sind, beschäftigen sich mit einer Erläuterung der Inschrift, dem Aufsteller Kaiser

Septimius Severus und den römischen Längenmaßen sowie schließlich der bewegten neueren Geschichte des Objektes, welches seit dem Mittelalter als Spolie in verschiedenen Gebäuden verbaut war und schließlich beim Bombardement 1944 auf München zerstört wurde.

Multimedia und Archäologie zum Anfassen

Auch an anderer Stelle ist aktives Erforschen gefragt. So lädt ein Kästchen mit römischem Schließmechanismus dazu ein, die Funktionsweise der gefundenen römischen Schlüssel auszubastern. Die Auseinandersetzung mit den Objekten im Jetzt führt zu einem haptischen Erleben von Vergangenheit und nachhaltigen Erinnern.

Gleichzeitig wird die Präsentation durch Multimedia in verschiedener Weise unterstützt. So werden beispielsweise auf einem Monitor direkt über dem rekonstruierten römischen Straßendamm verschiedene Bilder von Römerstraßen

An der Mitmach-Station „Römisches Kästchen“ kann die Funktion römischer Schlüssel selbst ausprobiert werden, 2017 (Foto: Andreas Wening)



Replik einer in Gilching gefundenen bronzenen Öllampe, die angefasst und auch benutzt werden kann, 2017 (Foto: Andreas Wening)



in unterschiedlichen Erhaltungszuständen gezeigt, von der fast nicht mehr erkennbaren Erhebung in der Wiese bis hin zur Via Appia oder der alten und modernen Gilchinger Straßentrasse. Auf einem weiteren Monitor laufen vom Verein gedrehte Kurzfilme, in denen Mitglieder des Bajuwarenhoofs Kirchheim Handwerke des frühen Mittelalters zeigen und dem Besucher so die Herstellung verschiedener Ausstellungsstücke erläutern, z. B. die Glasperlenkette aus einem der Gräber. Mit der Vorab-Version einer Multimedia-App für Museen (Entwicklung durch die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen) können sich die Besucher zudem Geschichten zu einigen prominenten Fundstücken anhören.

Die Präsentation der Fundobjekte genauso wie die zugehörigen Hör-Geschichten verbinden die Ausstellung mit drei schon länger bestehenden archäologischen Wanderwegen auf dem Gemeindegebiet: der Via Zeitreise. So wird gleichzeitig eine Verknüpfung zu den originalen Fundorten geschaffen und diese in das Bewusstsein gerückt.

„Ein Museum wäre ein Traum“ – Vom Traum zur Realität

Das neue Museum, das von Fachleuten bereits als Best-Practice-Beispiel angeführt wird, konnte nur durch einige besonders günstige Bedingungen vor Ort entstehen. Unmittelbarer Auslöser war zwar ein aktueller Fund, die weitere Entwicklung ist allerdings die logische Konsequenz aus den zahlreichen vorherigen Aktivitäten des Vereins. Dabei steht seit den Anfangszeiten die publikumsnahe Vermittlung von Archäologie und Bodendenkmalpflege besonders im Fokus. Die Zeitreise Gilching e. V. hat damit das Interesse an Archäologie und das breite Bedürfnis nach einem eigenen Museum bei vielen Gilchingern geweckt.

Die gut organisierte und tatkräftige Gruppe konnte bei ihrem Vorhaben neben großem Rückhalt bei der Bevölkerung ebenso auf die Unterstützung der Gemeinde zählen, insbesondere bei den Themen Räumlichkeiten sowie Fundeigentum und Restaurierung. Gleichzeitig war die gute Zusammenarbeit mit dem Facharchäologen Hans-Peter Volpert entscheidend, der Konzept und Gestaltung

zusammen mit den Vereinsmitgliedern entwarf und umsetzte. Zahlreiche weitere Ansprechpartner aus Wissenschaft und Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) leisteten Beiträge zur fachlichen Basis der Ausstellung, denn während für die beiden Siedlungsplätze bereits eine fundierte Präsentationsgrundlage vorhanden war, musste diese für die neu gefundenen Bestattungen zunächst erarbeitet werden. Das Sachgebiet Ehrenamt des BLfD förderte und begleitete das Projekt von Anfang an. Dennoch erforderte die Umsetzung in der vergleichsweise kurzen Zeit von den Vereinsmitgliedern viel persönlichen Einsatz und einigen Mut.

Der bisherige Erfolg belohnt die ehrenamtliche Initiative. In den ersten vier Monaten haben bereits weit über 600 Besucher das „SchichtWerk“ erkundet, obwohl die Öffnungszeiten durch den ehrenamtlichen Betrieb begrenzt sind. Darunter waren etliche örtliche Schulklassen, die so einen unmittelbaren Bezug zur Archäologie und den örtlichen Bodendenkmälern erlernen können.

Manfred Gehrke, Sabine Mayer
und Annette Reindel

Der Sage auf der Spur

Entdeckung, Erforschung und Erträge einer spätmittelalterlichen Wüstung bei Schönderling, Markt Schondra

Hintergrund der archäologischen Untersuchungen

Der Ortsteil Schönderling des Marktes Schondra, Landkreis Bad Kissingen, wurde im Jahre 1317 erstmals urkundlich genannt und begeht dieses Jahr seine 700-Jahrfeier. Im Zuge der Vorbereitungen teilte die zweite Bürgermeisterin, Beatrix Lieb, der Unteren Denkmalschutzbehörde Anfang November 2016 mit, dass nach der lokalen mündlichen Überlieferung der Ort einst etwa 1,5 km südwestlich in den „Osterwiesen“ gelegen habe. Im Rahmen dieser Fundmeldung wurde der Wunsch geäußert, diesen Überlieferungen mit zerstörungsfreien archäologischen Methoden auf den Grund zu gehen.

Das Schreiben wurde an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) weitergeleitet, wo bereits im Frühjahr 2016 von Walter Heck und Karl Floth, zwei ehrenamtlichen Mitarbeitern aus der Region, einige Keramikfunde von den „Osterwiesen“ gemeldet wurden. Diese wurden von Maulwurfshügeln aufgelesen und datieren in das ältere Spätmittelalter (13. und 14. Jahrhundert).

Beide Fundmeldungen ergänzten sich somit und deuteten auf eine im Spätmittelalter wüstgefallene Siedlung hin. Die Fragen, ob hier tatsächlich einst ein Dorf existierte, ob davon noch Strukturen im Boden erhalten waren und vor allem, ob dies dann der Vorgänger Schönder-

lings ist, war natürlich im Rahmen der 700-Jahrfeier höchst brisant.

Die Dorfgemeinschaft Schönderling nahm daher unter Federführung von Gerhard Morber ein ehrenamtliches Projekt in Angriff, das helfen sollte, diese Fragen zu klären. Anfang Februar 2017 wurde ein Antrag auf Projektförderung im Sachgebiet Ehrenamt des BLfD unter dem Titel „Archäologische Erkundung Osterwiesen“ gestellt. Inhalt des Projektes waren eine ausgedehnte geophysikalische Prospektion sowie Lesefundbegehungen, deren hoffentlich positiven Ergebnisse in Form einer Info-Tafel und einer Broschüre sowie eines Vortrags beim Jubiläumsfest Anfang Juli 2017 der Öffentlichkeit nahegebracht werden soll-



Magnetometerprospektion mit dem Gradiometer (Foto: Nils Ostermeier)

Der ehemalige Basaltkegel wurde durch Steinbruchtätigkeiten nahezu vollständig abgetragen. Der Untergrund zwischen der ehemaligen Basaltkuppe und dem Mittleren Buntsandstein wird von basaltischem Wanderschutt gebildet. Das untersuchte Areal ist vollständig von Wald eingefasst.

Magnetometer-Prospektion zeigt Siedlungsstrukturen

Bei der Magnetometer-Prospektion werden punktuelle Abweichungen im Erdmagnetfeld gemessen, die durch Strukturen im Boden ausgelöst werden können. Da z. B. Gräben oder Mauern unterschiedlich auf das lokale Erdmagnetfeld einwirken, lassen sich unterirdische Siedlungsreste unter günstigen Bedingungen nachweisen und in einer Art Karte (Magnetogramm) visualisieren. Insgesamt wurden 91 Messquadrate zu 30 x 30 m mit einer Gesamtfläche von 7,7 ha prospektiert. Alleine bei der Messung wurden somit rund 82 km mit dem Gradiometer abgelaufen.

Wie zu erwarten war, befand sich im Untergrund der Messfläche zahlreiches

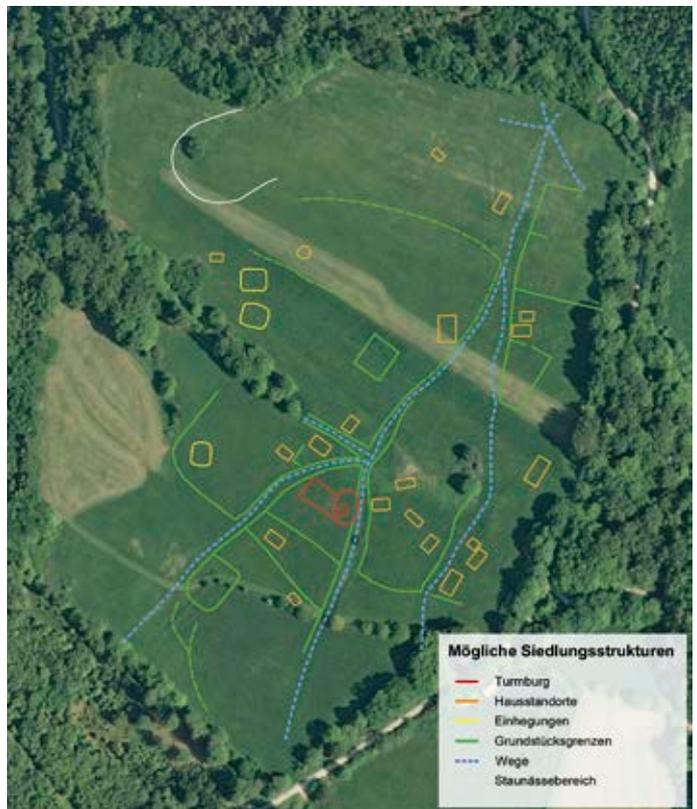
ten. Bereits ab Ende Februar 2017 wurde mit den Arbeiten vor Ort begonnen. Die Finanzierung der Kosten von über 9000 Euro teilten sich das BLfD und der Markt Schondra sowie die freiwilligen Helfer um Gerhard Morber, die weit über 200 Stunden ehrenamtliche Mitarbeit einbrachten.

Geologie und Topographie

Aus geologischer Sicht befinden sich die Osterwiesen auf dem Mittleren Buntsandstein in nach Westen und Nordwesten zum Tal der Schondra abfallender Hanglage. Nach Osten steigt das Gelände stetig zum Hegkopf an, dessen Kuppe aus basaltischem Vulkangestein besteht.

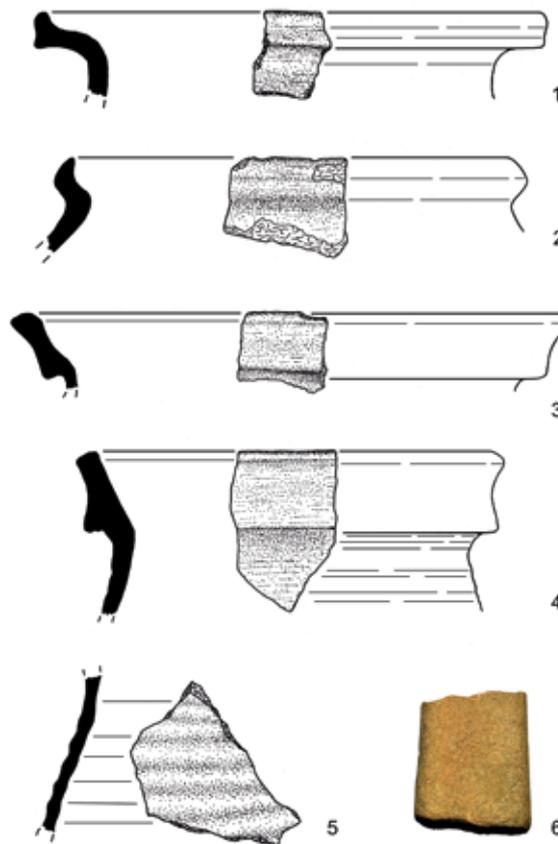


Magnetogramm der Wüstung an der Osterwiese
(Geobasisdaten: © Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017;
Magnetometerdaten: Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie
der Universität Würzburg, Bearbeitung: Nils Ostermeier)



Mögliche Siedlungsstrukturen auf Grundlage des interpretierten Magnetogramms
(Geobasisdaten: © Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017,
Bearbeitung: Nils Ostermeier)

Basaltgestein, das naturgemäß hohe ferromagnetische Anteile aufweist und so das Messbild einer Magnetometerprospektion stark beeinflusst. Da sich dieser Effekt jedoch digital filtern lässt, sind im Magnetogramm zahlreiche, als archäologisch ansprechbare Strukturen erkennbar. Einige Befunde sind als Störungen (lila), hervorgerufen z. B. durch einen modernen Brunnen mit Wasserabfluss oder Eisenschrott, auszuklammern. Daneben lassen sich jedoch ein altes Wegenetz (blau), mehrere Grundstücksgrenzen (grün), die scheinbar zum Teil mit Basaltsteinen eingefriedet waren, Einhegungen (gelb) und insgesamt 20 mögliche Hausstandorte (orange) definieren. Der eingangs erwähnte und von Zeitzeugen beschriebene Brunnen dürfte sich irgendwo innerhalb des Staunässebereichs (türkis) befunden haben. Die exakte Lage konnte wegen der geringen Größe nicht ermittelt werden. Besonders auffällig ist hingegen ein scheinbar komplexerer Bau (rot) an der Kreuzung mehrerer Wege. Die Art der Strukturverläufe deutet an, dass es sich um die Reste eines zentralen Baus, möglicherweise einer Turmburg handeln könnte.



Mittelalterliche Funde von der Wüstung an der Osterwiese. 1-5 Gefäßkeramik, 6 Wetzsteinfragment (Zeichnung/Foto: Franz Xaver Bechtold, Philipp Schinkel)

Begleitende Begehungen datieren und verfeinern das Messbild

Parallel zu den Magnetometer-Messungen fand eine Oberflächenfundbegehung des gesamten Geländes statt, die ebenfalls von Mitarbeitern der Universität Würzburg und ehrenamtlichen Helfern aus Schönderling durchgeführt wurde. Dabei wurden natürliche Bodenaufschlüsse wie z. B. Maulwurfshügel auf Fundmaterial untersucht. Besondere Stücke wurden per Hand-GPS eingemessen, die übrigen Objekte wurden 15 x 15 m großen Quadranten zugeordnet, was Rückschlüsse über die Fundverteilung im Gelände ermöglichte. Insgesamt konnten auf diese Weise 274 Oberflächenfunde geborgen werden. Den größten Teil stellen mittelalterliche Keramikscherben, vor allem Gefäßfragmente, aber vereinzelt auch Ofenkachelscherben dar. Einige Gefäßränder und Verzierungen lassen sich aufgrund ihrer typischen Machart in das 13. und überwiegend in das 14. Jahrhundert datieren, was die eingangs vermutete zeitliche Einordnung der Siedlung an der Osterwiese untermauert. Das

Fragment eines Wetzsteins stellt zudem ein übliches Werkzeug des Mittelalters dar. Nicht zu unterschätzen ist des Weiteren die Aufnahme und Kartierung kleiner Ziegel- bzw. Rotlehmbröckchen, da diese als winzige Zeugen einstiger Gebäudestandorte fungieren können. Ihre Verteilung deckt sich stellenweise gut mit den im Magnetogramm erkennbaren Hausgrundrissen.

Bürgerschaftliches Engagement in Kooperation mit Archäologie und Bodendenkmalpflege

Dank der Lesefunde ehrenamtlicher Mitarbeiter, der Unterstützung des Marktes Schönderling, des begeisterten Einsatzes der Archäologen der Universität Würzburg und vor allem des großen ehrenamtlichen Engagements der Schönderlinger ist es gelungen, die eingangs geschilderte Überlieferung vor Ort mit archäologischen Mitteln zu überprüfen.

Die Frage, ob das einstige, nun wiederentdeckte Dorf der Vorgänger des eigentlich siedlungstopographisch günstiger gelegenen Schönderlings ist, kann

auf Grundlage der jüngsten Forschungen nicht eindeutig beantwortet werden. In Betracht zu ziehen wäre jedoch, dass der Ort Schönderling zur Zeit der Siedlung auf den Osterwiesen bereits seit längerem bestand und im 14. Jahrhundert eine komplette Umsiedlung und damit Vergrößerung Schönderlings stattfand, was bis heute die lokale mündliche Überlieferung färbt.

Mit zerstörungsfreien Methoden – also ohne Ausgrabung – konnten im Boden verborgene Strukturen sichtbar gemacht werden. Diese Spuren zu finden, zu interpretieren und begreifbar zu machen, quasi „zu übersetzen“, ist Aufgabe der Archäologie. Der Schutz dieses Boden-Archivs und der Erhalt für künftige Generationen ist Auftrag der Bodendenkmalpflege. Beides muss Akzeptanz und Verständnis in der Öffentlichkeit finden; besser noch, eine Identifikation der Bevölkerung vor Ort mit „Ihren“ Denkmälern bewirken. In Schönderling ist dies auf erfreuliche und vorbildliche Weise gelungen. Hierfür sei allen Beteiligten herzlich gedankt!

Franz Xaver Bechtold, Ralf Obst, Nils Ostermeier und Philipp Schinkel

FEUILLETON

Leben am Limit

UNESCO-Welterbe Eiszeithöhlen der Alb

Jenseits der bayerischen Landesgrenze erstrecken sich über der Donau beiderseits von Ulm die südlichen Ausläufer der Schwäbischen Alb. In das Kalkgestein der Höhenzüge zwischen kleinen Flusstälern sind zahlreiche Höhlen eingeschnitten, in denen seit Jahrtausenden Mensch und Tier Unterschlupf fanden. Dass nun sechs dieser Höhlen in die UNESCO-Welterbeliste eingetragen wurden, liegt nicht daran, dass die Höhlen etwa menschengemacht und als solche eine besondere Schöpfung wären. Das sind sie nicht. Was

sie jedoch auszeichnet, ist, dass sie mit das älteste Kulturgut Europas bargen, das Menschen während der letzten Eiszeit vor rund 43 000 bis 30 000 Jahren dort angefertigt und hinterlassen haben.

Wir sprechen von sechs Höhlen, die sich, räumlich nicht allzu weit voneinander entfernt, an zwei Stellen konzentrieren. Im Achtal zwischen Blaubeuren und Schelklingen sind dies: das Geißenklösterle, der Hohle Fels und die Sirgensteinhöhle. Keine 40 km weiter nordöstlich, im trockenen Lonetal, sind es die

Vogelherdhöhle, Hohlenstein-Stadel und die Bocksteinhöhle.

Es gibt hier keine Wandmalereien wie etwa in den berühmten Höhlen in Frankreich und Spanien, Lascaux, Chauvet oder Altamira. Zumindest sind auf der Alb bisher keine entdeckt worden. Die aufseherregenden Funde aus den Sedimenten des Höhlenbodens sind sozusagen Werke der Kleinkunst: kleine geschnitzte und ritzierte Plastiken aus Elfenbein und Knochen, welche die Jahrtausende überdauert haben. Hinzu kommen Flöten zum



Die Vogelherdhöhle bei Niederstotzingen (Foto: Doris Ebner)



Experimentelle Archäologie im Archäopark Vogelherd: Equipment aus der Altsteinzeit
(Foto: Doris Ebner)

Musizieren. Alles in allem nur ein paar Handvoll Stücke – oft zerbrochen, leicht zu übersehen, teils erst nach der eigentlichen Ausgrabung beim nachträglichen Sieben des Aushubs aufgefunden. Quantitativ ist nicht viel da – was nach über 30 000 Jahren auch nicht verwundert. Betrachtet

man aber auch nur zwei oder drei dieser Kleinodien, die da als letzte Überbleibsel in unsere Zeit hinübergerettet wurden, so blitzt die Erkenntnis auf: Hier ist höchste Kunst, hier ist ein roter Faden hinab in die Tiefe unseres eigenen Seins und Daseins; hier ist etwas, was Menschen umfassend

verbindet und uns zeitlos anspricht: ein archaisches Erkennen. Diese Kunst hat das Wesentliche erfasst und gestaltet. Sie trifft das Wesen! Deshalb trifft sie uns.

Es muss – nach unseren Maßstäben – ein karges Leben gewesen sein, das den Menschen des Aurignacien, der jüngeren Altsteinzeit, im Ach- und Lonetal möglich war, ein Leben am Limit im wahrsten Sinne des Wortes. Denn nebenan, südlich in den Alpen und wenig weiter oben im Norden, gab es nur noch Gletscher. Die mittlere Temperatur lag einige Grad unter der heutigen. Dabei geht man nicht davon aus, dass die Menschen die Höhlen stän-



Replik des Mammut aus der Vogelherdhöhle
(Foto: Doris Ebner)



Archäopark Vogelherd (Foto: Doris Ebner)



Der Hohle Fels bei Schelklingen (Foto: Doris Ebner)

dig bewohnt hätten. Vielmehr dürften sie die meiste Zeit in Gruppen weithin umhergewandert sein und die Höhlen nur im Winter und Frühjahr aufgesucht haben. Die Menschen mussten sich mit dem begnügen, was die eiszeitliche tundraartige Steppe bieten konnte. Vegetarisch leben konnte man dort nicht, da die essbaren Beeren, Wurzeln oder „Blattsalate“, die sie hervorbrachte, kaum einen Mann ernährten. Bäume waren Mangelware. Somit fehlten Baumaterial, Brennholz, Baumfrüchte – die Holzschäfte der Jagdspeere dürften kostbar gewesen sein! Keramik war noch nicht erfunden, erst recht nicht die Metallverarbeitung. Man teilte sich den Lebensraum mit Mammut, Wisent, Pferd, Höhlenlöwe, Höhlenbär, Fischen und Vögeln. Diese lieferten die Nahrung und den Lebensbedarf sowie die Materialien, aus denen die kleinen Kunstwerke gemacht wurden: Knochen und Elfenbein, Zähne als Schmuck. Zugleich waren sie auch das Thema der Kunst; sie wurden plastisch dargestellt, natürlich in sehr starker Verkleinerung.

Aus der Vogelherdhöhle stammen ein knapp 5 cm großes Wildpferd und ein Mammut aus Mammutelfenbein (!) sowie ein knapp 9 cm großer Höhlenlöwe. Wir sehen also Tiere, die heute ausgestorben sind! Faszinierend daran ist, wie nicht nur die äußere Form getroffen wurde, sondern geradezu auch eine innere Befindlichkeit der Tiere zum Ausdruck kommt. Zigtausende Jahre mussten offenbar vergehen, ehe ein Franz Marc in der Malerei wieder Ähnliches zustande brachte.

Ein kleines Elfenbeinplättchen aus dem Geißenklösterle zeigt eine Adorantin im Halbreif. Der Hohle Fels lieferte eine üppige Frauenfigur und einen fliegenden Wasservogel ähnlicher Abmessungen. Mit über 30 cm etwas größer ist ein Mischwesen aus Hohlenstein-Stadel – unten Mensch, oben Löwe. Diese Figur konnte aus zahlreichen Fragmenten zusammengesetzt werden. Die Darstellung eines hybriden Wesens wirft ein besonderes Schlaglicht auf die Vorstellungskraft seines Schöpfers. Zudem machte sich dieser nicht nur die natürliche Rundung, sondern auch die Struktur des Stoßzahns geschickt zunutze, indem er den Oberkörper aus der massiven Spitze schnitzte, die



Plakat vor dem Hohle Fels bei Schelklingen (Foto: Doris Ebner)

gespreizten Beine jedoch dort ansetzte, wo der Stoßzahn dicker und innen hohl wird.

Zu diesen Werken der Kleinkunst gesellen sich Reste von acht Flöten (u. a. aus dem Geißenklösterle), die aus Mammutelfenbein oder Vogelknochen hergestellt wurden. Hier waren die bereits hohlen Röhrenknochen das dankbarere Ausgangsmaterial, während das Elfenbein erst sorgsam ausgehöhlt werden musste. Zweifellos hatten die Menschen damals also Sinn für Klänge und mutmaßlich Freude an einer Melodie.

Es ist freilich schwierig, diese nicht sehr zahlreichen und meist nur wenige Zentimeter großen Fundstücke auszustellen und die Höhlen als ihre Fundorte zu zeigen. Aus Schutzgründen musste man zumal bei einigen Höhlen den Eingang mit einem Gitter verschließen. Die originalen Funde sind auf verschiedene Museen verteilt. Um die Welt des Jungpaläolithikums dennoch erfahrbar zu machen, wurde um die Vogelherdhöhle der „Archäopark Vogelherd“ eingerichtet, in Blaubeuren das Urgeschichtliche Museum. Einzelne Originale sind ferner in Ulm, Stuttgart und Tübingen zu sehen.

Im Archäopark Vogelherd bei Niederstotzingen sind das kleine Mammut und der Höhlenlöwe im Original zu bewundern. Drum herum wird eine ganze Palette an experimenteller Archäologie geboten. Besonders attraktiv ist die Möglichkeit, selber einen Speer auf ein (aus Brettern aufgestelltes) Wollnashorn zu werfen und dabei auch die verstärkende Wirkung der Speerschleuder kennenzulernen. An sogenannten Themenplätzen werden Feuermachen, Behausung, Lederverarbeitung, Waffen, Steinmaterial usw. erklärt. Die Vogelherdhöhle selber ist auf zwei Seiten offen und kann innerhalb des Parks betreten werden.

Das Urgeschichtliche Museum Blaubeuren im ehemaligen Spital, nahe bei dem Naturdenkmal Karstquelle „Blautopf“, zeigt aus dem Hohle Fels bei Schelklingen unter anderem die elfenbeingeschnitzte „Venus“, den fliegenden Wasservogel, einen Pferdekopf und auch einen Phallus aus Stein sowie eine Flöte. Hier versucht man mit den Mitteln, die ein Museum bieten kann – wie Inszenierungen, Nachbauten, Landschaftsmodell, Film –, die Welt des eiszeitlichen Menschen darzustellen. Mit Hilfe moderner Analogien werden die von der Eiszeit-

kunst angestoßenen Themen wie Mensch, Maske, Frau, Klang, Mann, Farbe, Jenseits beleuchtet. Ein Film gibt auch Einblicke in die im Untergrund von Blaubeuren befindliche, kilometerlange Blauhöhle voller Tropfsteine, die noch erforscht wird und nicht zugänglich ist.

Alle diese Annäherungen können 40000 Jahre sicher nicht wirklich überbrücken, da uns einfach die eigenen Erfahrungen fehlen, um uns die Befindlichkeiten der Eiszeitwelt tatsächlich vorstellen zu können. Wir kennen weder die Sprache noch die Lebenseinstellung, weder die Gedanken noch die Prioritäten der damals lebenden Menschen. Welche ihrer Fähigkeiten ausgebildet oder unterentwickelt waren, können wir nur vermuten. Der kleinste gemeinsame Nenner zwischen ihnen und uns ist möglicherweise wirklich klein. Fest steht aber: Sie haben es geschafft zu überleben, und sie haben Voraussetzungen für uns Heutige geschaffen. Ihre künstlerische Gestaltungskraft rüttelt uns auf. „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“ (Hermann Hesse, „Stufen“) – Wenn wir hier von Anfängen der Kunst in der Menschheitsgeschichte reden, fällt in die Bewunderung für den Zauber das Erstaunen darüber, wie in solchen Anfängen schon eine solche Vollendung liegen kann! Der große Prähistoriker Hermann Müller-Karpe hat hierfür besonders treffende, schöne Worte gefunden:



„Die altsteinzeitliche Kunst [...] erscheint dem heutigen Betrachter, der die universale Menschheitskunst in großen Zügen überblickt, als ein in seiner Art großartiges Urzeitphänomen. Staunend steht er vor dieser Welt, zu der ihm ein historischer Zugang und darüber hinaus ein persönliches Verstehen schwer wird, und zwar nicht nur wegen der Weite des Raumes und der Länge der Dauer, die alles aus der späteren Kunstgeschichte Vertraute übersteigt, sondern vor allem, weil die innere Gleichgestimmtheit und seelische Übereinstimmung mit der natürlichen Umwelt eine Geisteshaltung ungebrochener Existenzharmonie widerspiegelt, wie sie vergleichbar später nirgends mehr

begegnet. Man kann sich beim Vertiefen in die paläolithische Kunst des Eindrucks nicht erwehren, dass diese Frühmenschen sich der Welt, die sie in urtümlicher Bewusstheit erlebten, zutiefst verbunden fühlten, wobei sie die ihnen entgegneten Ordnungen und Gegebenheiten der Natur als unverrückbar werteten und in ihrer religiösen Bezogenheit begriffen. Man fühlt sich angesichts dieser Daseinsstruktur, der durch die innere Übereinstimmung mit dem religiös verstandenen Naturgeschehen etwas schlechthin Beglückendes eigen gewesen zu sein scheint, an das in vielen Urzeitmythen anklingende Goldene Zeitalter und an das Paradies des Alten Testaments erinnert.“

Um mit Hesse zu schließen: „Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden“ (aus dem Gedicht „Stufen“). Das heißt, die eiszeitliche Kunst aus den Höhlen bedeutet für uns sowohl Ermutigung zum Weiterleben als auch Auftrag zum Bewahren.

Doris Ebner



Geißenklosterle bei Schelklingen, Felsformation und Durchlass bei der Höhle (Abb. oben)
(Fotos: Doris Ebner, privat)

Literatur

Albhöhlen: Moderner Mensch – Älteste Kunst, in: Archäologie in Deutschland 6 (2016), S. 20–39

Archäologisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.): *Eiszeit. Kunst und Kultur*, Ostfildern 2009 (Begleitband zur Großen Landesausstellung im Kunstgebäude Stuttgart 18.9.2009–10.01.2010)

Conard, Nicholas J./Kind, Claus-Joachim: *Als der Mensch die Kunst erfand. Eiszeithöhlen der Schwäbischen Alb*, Darmstadt 2017

Müller-Karpe, Hermann: *Das vorgeschichtliche Europa*, Baden-Baden 1968 (Kunst der Welt, Bd. 2), S. 44

www.archaeopark-vogelherd.de

www.urmu.de/de/Home

Denkmalrätsel

Viele unserer Leserinnen und Leser rätseln immer und immer wieder mit großem Erfolg. Das Denkmalrätsel in Heft 166 der Denkmalpflege Informationen konnte weitgehend gelöst werden. Wir bedanken uns sehr herzlich für die zahlreichen Briefe und E-Mails, die uns erreicht haben. Auch in diesem Heft haben wir wieder aus der laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände Aufnahmen auswählen können, zu denen wir fragen:

Wer kennt das Denkmal?

Kontaktieren Sie uns, wir freuen uns über jede Information!
 Bayerisches Landesamt für
 Denkmalpflege, Publikationswesen
 Hofgraben 4, 80539 München
 Tel.: 089 2114-341
 Astrid.Hansen@blfd.bayern.de

Alle bislang ungelöst gebliebenen Rätsel können unter www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php "Denkmalrätsel" eingesehen werden.

Auflösung des Denkmalrätsels in Heft 166, S. 55 und 56:

- 1 Benediktinerabtei Ottobeuren, Jacopo Amigoni (1675–1752), Deckenfresko
- 2 Grimma, Lkr. Leipzig, Haus Markt 15 (1572 erbaut)
- 3 Einsbach, Lkr. Dachau, Wallfahrtskirche Hl. Blut
- 5 Bad Neustadt, ehem. Karmelitenklosterkirche St. Petrus und Paulus, Blick auf den Hochaltar

Als Gewinner eines Buchpreises wurden ausgelost:

- Stefan Gerg, Reichersbeuern
- Stefan Pfannes, Maisach
- Johannes Schaber, Ottobeuren

Haben Sie viel Freude beim Rätseln, wir bedanken uns für Ihre Beteiligung und Mithilfe!

Astrid Hansen und
 Marion-Isabell Hoffmann



Denkmalrätsel



2



4



3



5

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv

AKTIVITÄTEN

Auftakt zum Europäischen Kulturerbejahr in der Königlichen Villa in Regensburg

Der Tag des offenen Denkmals ist in Regensburg immer schon ein Großereignis, da hier zahlreiche Denkmäler der Öffentlichkeit präsentiert werden, die Scharen von Besuchern, nicht nur aus Regensburg und seinem Umland, sondern auch von weiter weg, anziehen. Die Königliche Villa und der 2017 erstmals zu besichtigende Anatomieturm waren heuer natürlich die Hauptattraktionen, zumal sie zum Motto „Macht und Pracht“ nicht besser passen konnten!

Bei solch zahlreichem Publikum haben wir die Gelegenheit genutzt, um auf das kommende Europäische Kulturerbejahr 2018 hinzuweisen, denn bei vielen kulturellen Institutionen und erst recht in der breiten Öffentlichkeit ist das „European Cultural Heritage Year“ noch nicht angekommen.

Auf Initiative des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz (DNK) hat das Europäische Parlament im April 2017 den Beschluss für das Themenjahr ausgerufen, mit dem Ziel, die Gemeinsamkeiten, das uns alle Verbindende in Europa anhand der Denkmäler, die uns tagtäglich umgeben, zu vermitteln. Unter dem Motto SHARING HERITAGE sollen in erster Linie junge Menschen beteiligt und bei der Suche nach den gemeinsamen Wurzeln und den europäischen Bedeutungsebenen einzelner Denkmäler mitgenommen werden.

Die Landesarbeitsgemeinschaft Architektur und Schule e. V. hat mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst das Programm LOST TRACES erarbeitet. Schulen werden darin aufgefordert in Zusammenarbeit mit lokalen Organisationen, Projekte zu Bau- oder Bodendenkmälern und historischen Plätzen zu entwickeln. Dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege fällt dabei

eine wichtige Rolle als fachliche Anlaufstelle zu.

Eingebunden in diese Vorbereitungen ist auch die Jugendbauhütte, als wichtige Institution der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres in der Denkmalpflege ver-

die Jugendlichen eine außergewöhnliche Holzbank entworfen und diese am Tag des offenen Denkmals zusammengebaut und farblich gestaltet. Darauf kann man gemütlich sitzen und ein Denkmal betrachten – in diesem Fall die Königliche Villa. Schriftzüge bieten Kurzinformatio-



Jugendliche der Jugendbauhütte beim Bau der KulturErbeBank zusammen mit deren Leiter Stefan Aichner (vorne rechts) (Foto: BLfD, Silvia Codreanu-Windauer)

sucht sie bei Jugendlichen durch praktischen Einsatz in handwerklichen Betrieben oder auf archäologischen Grabungen Begeisterung für unser kulturelles Erbe und den Erhalt der Denkmäler zu wecken.

Heuer hat die Jugendbauhütte Regensburg was Besonderes auf dem Programm: die KulturErbeBank! Gemeinsam mit der Gruppe Architektur und Schule haben

nen zum Denkmal selbst und werben für das Europäische Kulturerbejahr 2018.

Von der Bank waren nicht nur ihre Erbauer, die Mädchen und Jungen der Jugendbauhütte, begeistert, sondern auch Kulturreferent Klemens Unger und auch die Regensburger Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer, die die Bank noch am selben Tag einweihte.



Einweihung der KulturErbeBank am Tag des offenen Denkmals im Villapark. Vorne die Regensburger Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer. Dahinter (v. l.) Lorenz Baibl, Amt für Archiv und Denkmalpflege, die Gruppe der Jugendbauhütte, Silvia Codreanu-Windauer, BLfD, sowie Klemens Unger und Stephanie Reiterer, Gruppe Architektur und Schule (Foto: Stadt Regensburg, Stefan Effenhauser)

Das ganze kommende Jahr wird die KulturErbeBank nun im Villapark stehen, als „eyecatcher“ und Werbeträger für das Kulturerbejahr 2018. Gleichzeitig ist sie ein Anreiz oder sogar Prototyp für andere Gruppen oder Organisationen, die sich im kommenden Jahr für den europäischen Gedanken engagieren oder vielleicht eine eigene KulturErbeBank bauen und publikumswirksam aufstellen wollen.

Silvia Codreanu-Windauer

Weitere Informationen unter:

www.architektur-und-schule.org
www.lost-traces.eu
<https://sharingheritage.de/>

Offene Türen im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Tag des offenen Denkmals 2017

Der zweite Sonntag im September ist jedes Jahr Tag des offenen Denkmals – im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) immer auch ein Tag der offenen Tür. Am 10. September 2017 konnten sich über 3000 Besucher in den Dienststellen München, Regensburg, Seehof und Thierhaupten ein Bild von der Arbeit des BLfD machen; es war ein erfolgreicher, gelungener Denkmaltag.

In der Alten Münze in München konnten die Besucher bei Führungen das Bildarchiv mit seinen historischen Beständen sowie die Restaurierungswerkstätten der Bau- und Bodendenkmalpflege kennenlernen. Ein Rundgang brachte ihnen die Geschichte der Alten Münze und deren Architektur näher, ein anderer die Kunst am Bau der 1950er und 1960er Jahre in der Münchener Altstadt. Vorträge boten tiefere Einblicke in die Arbeit des BLfD. Großen Anklang bei den Besuchern fanden die Publikationen und Informationsmaterialien. Ein besonderer Magnet war das Kinderprogramm: Am Sandkasten konnten kleine Nachwuchsarchäologen Funde ausgra-

ben, sie unter dem Mikroskop reinigen und zu Armbändern zusammenfassen. Die Aktion KulturSozial aus Regensburg bot mit „Archäologie in der Box“ ein Programm für ältere Kinder an. Die Ausstellung „100 Jahre, 100 Bilder – eine fotografische Zeitreise durch den Altmühl-Jura“ begeisterte viele Besucher.

Etwa 500 Besucher fanden den Weg in die Königliche Villa in Regensburg. Sie konnten an Führungen durch die Dienststelle in der Königlichen Villa und den Park teilnehmen. Erstmals bot sich auch die Gelegenheit, den am Rande des Parks stehenden Anatometurm kennenzulernen: Er ist einer der wenigen erhaltenen Stadtmauertürme Regensburgs und war erstmals am Tag des offenen Denkmals zugänglich. Im Villapark bot das Regensburger Stadtgartenamt verschiedene Rundgänge an; zudem präsentierte sich die Jugendbauhütte Regensburg. Gemeinsam errichteten Besucher und Mitglieder der Jugendbauhütte eine Denkmalbank, die nun den Villapark ziert. Sie wurde von Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfi-

scher und Kulturreferent Klemens Unger eingeweiht.

Ein umfangreiches Programm bot das BLfD auch in Schloss Seehof bei Bamberg an – fast 400 Besucher nutzten die Gelegenheit, die Dienststelle zu besuchen. Bei Führungen durch die Diensträume im Schloss erhielten sie umfassende Informationen zur Denkmalpflege im Allgemeinen. In der Restaurierungswerkstatt der Bodendenkmalpflege im Wachthaus konnten sich die Besucher dann über die Arbeit der Restauratoren informieren – über die verschiedenen Schritte, die sich an die Ausgrabung anschließen: den Eingang der Funde in der Werkstatt, die Sortierung, die Erstversorgung und die Maßnahmen zur Konservierung, insbesondere bei Funden mit organischen Bestandteilen. Objekte in verschiedenen Bearbeitungsschritten veranschaulichten die Arbeitsprozesse und den Zugewinn an Informationen für die Forschung. Im Außenbereich fand eine Mitmachaktion der Grabungstechniker statt, die – genau wie das Kinderprogramm – viele Besucher anzog. Abgerundet wurde das Programm

durch einen Infostand zum Ehrenamt in der Archäologie sowie eine Ausstellung zum Thema Gartenarchäologie.

In das Bauarchiv in der BLfD-Dienststelle im ehemaligen Kloster Thierhaupten waren am Tag des offenen Denkmals über 200 Besucher gekommen; sie konnten bei Führungen die historische Bau-

teilesammlung kennenlernen. Eine Ausstellung informierte über die energetische Ertüchtigung historischer Fenster.

Darüber hinaus waren Kolleginnen und Kollegen des BLfD an verschiedenen Orten in Bayern – z. B. in Freising, in Gunzenhausen, in Weißenburg und in Würzburg – aktiv.

Insgesamt war der Tag des offenen Denkmals in Bayern mit über 750 Denkmälern, die zur Besichtigung geöffnet waren, ein großer Erfolg.

Dorothee Ott

Käfer & Co. – Holzschutz in der Baudenkmalpflege

Tagung im Bauarchiv Thierhaupten

Im Bauarchiv Thierhaupten kamen in diesem Jahr Holzschutz-Sachverständige, Planer, Handwerker und Restauratoren sowie Behördenvertreter zusammen, um über aktuelle Fragestellungen von Holzschutz in der Baudenkmalpflege zu diskutieren.

Der Schutz konstruktiver Holz-Elemente stellt alle Beteiligten immer wieder vor Herausforderungen. Die historischen Konstruktionen sind manchmal von vorneherein nicht optimal gestaltet, oder mangelnder Bauunterhalt und Pflege haben den Zutritt von Feuchtigkeit, in der Regel die Ursache eines Befalls durch holzerstörende Pilze oder Insekten, begünstigt. Die Zeiten, in denen chemische Holzschutzmittel sehr großzügig sowohl bekämpfend als auch vorbeugend zum Einsatz kamen, gehören der Vergangenheit an. Die daraus resultierenden Probleme und Altlasten wurden in letzter Zeit ausgiebig diskutiert. Die Schädlinge jedoch sind geblieben.

Referenten aus den unterschiedlichsten Berufsgruppen berichteten an zwei Tagen von ihren Methoden und Erfahrungen und stellten sich den kritischen Fragen und Anmerkungen aus dem Fachpublikum.

Planung, Voruntersuchung und Normen

Der erste Veranstaltungstag stand im Zeichen von Planung, Voruntersuchung und Normen. Stephan Biebl leitete ein mit Möglichkeiten zur Diagnose von lebendem Holzschädlingsbefall im Rahmen der Voruntersuchung und ging der nicht immer ganz einfachen Frage nach, wie dieser

von einem nicht mehr aktiven Altbefall abgegrenzt werden kann.

In einem zweiten Beitrag stellte Andreas Hasenstab verschiedene technische Möglichkeiten zur zerstörungsarmen und zerstörungsfreien Untersuchung und Prüfung von historischen Holzbauwerken vor. Durch die regelmäßige Überprüfung werden Schäden durch holzerstörende Pilze und Insekten früh erkannt und die Ausdehnung des Befalls kann eingegrenzt werden. Hierzu stellte er Verfahren wie die Bohrwiderstandsmessung und das Ultraschallechoverfahren vor.

Im Anschluss berichtete Michael Pallaske vom Stand der Technik bei der Entwicklung von Produkten zu bekämpfendem chemischem Holzschutz. Bedingt durch die veränderte Bewertung durch die europäische Gesetzgebung hinsichtlich der Abgabe von Lösemitteln (VOC) an die Innenraumluft waren verschiedene Anpassungen erforderlich. Zugleich wurden Holzschutzmittel so modifiziert, dass sie durch die Verbesserung von Eindringtiefe und Verteilungsverhalten im geschädigten Holz gezielter und effizienter eingesetzt werden können.

Ralf Kilian stellte an verschiedenen Beispielen vor, wie durch die Schaffung von geeigneten Umgebungsbedingungen holzerstörenden Pilzen und Insekten die Lebensgrundlage entzogen werden kann. Anhand von Messungen und Simulationen des Gebäudeklimas konnten Schwachstellen wie Wärmebrücken erkannt und behoben werden.

Aus der Sicht eines Planers berichtete Gerd Wapler von Möglichkeiten zur Kontrolle des Bekämpfungserfolgs und der Wirksamkeit. Außerdem stellte er langfristige Monitoring-Verfahren vor, mit denen

im Rahmen der Nachsorge ein Wiederbefall frühzeitig erkannt werden kann.

Den Abschluss des ersten Veranstaltungstages bildeten zwei Vorträge, die sich mit dem Umgang mit im Bestand bereits vorhandenen Holzschutzmitteln und weiteren Schadstoffen befassten. Alfred Kratochwil erläuterte die notwendigen Maßnahmen zum Arbeitsschutz und dem Schutz der Umwelt, die auf Beteiligte zukommen. Besonders ging er auf den Umgang mit Asbest ein, der als Bestandteil von Bauprodukten wie Spachtelmassen und Fensterkitten auch Gewerke betrifft, die sich vorrangig mit dem Werkstoff Holz befassen. Maria Wimmer berichtet anschließend, wie im Freilichtmuseum Glentleiten heute mit Holzschutzmitteln umgegangen wird, die in den 1970er und 80er Jahren großzügig zum Einsatz kamen.

Verfahren zu bekämpfendem Holzschutz

Am zweiten Veranstaltungstag konnten verschiedene Verfahren zu bekämpfendem Holzschutz anhand von Beispielen aus der Praxis diskutiert werden. Stephan Biebl leitete den Tag ein mit einem Überblick über verschiedene Verfahren, die sich als anerkannte Regeln der Technik bewährt haben und Eingang in die Holzschutznorm DIN 68800 Teil 4 gefunden haben. Zudem gab er einen Überblick über speziellere Verfahren, die außerhalb der Norm zum Einsatz kommen können. Daran konnte Florian Scharmacher anknüpfen, der auf die Möglichkeiten und Grenzen des in der Norm geforderten baulichen Holzschutzes beim Bauen im Bestand und insbesondere am Denkmal einging.

Lutz Parisek berichtete aus seiner Praxis der Bekämpfung holzerstörender Organismen im Heißluftverfahren. Historische Aufnahmen belegen, dass diese Technik schon seit vielen Jahrzehnten im Einsatz ist, um den Befall etwa in Dachwerken zu bekämpfen. Wenn geeignete Randbedingungen geschaffen werden können, hat Heißluft den großen Vorteil, dass keine Rückstände im Bauwerk verbleiben.

Ein recht neues Verfahren stellte Judith Auer mit dem Einsatz von Schlupfwespen zur biologischen Bekämpfung von Nagekäfern vor. An lokal begrenzten Objekten in Kirchen und Museen wurde das Verfahren, bei dem die Schlupfwespen durch Eiablage in den Nagekäferlarven diese abtöten, in den vergangenen Jahren bereits erfolgreich eingesetzt.

Über die Erfahrungen mit Bordepots, die vorbeugend eingebracht und erst bei entsprechender Feuchtebelastung aktiv werden, berichtete Martin Illner. In Bereichen mit beginnendem Befall oder

dort, wo Regelverfahren nicht vollständig umgesetzt werden können, konnte er mit fungizid wirkenden Borsalzen gute Ergebnisse erzielen.

Außerhalb vorgegebener Verfahren bewegt sich Hannes Csernetzky bei der Hausschwammsanierung in der Erlanger Orangerie, in der bereits kurz nach Fertigstellung in Folge ungünstiger Konstruktionsdetails von ersten Schäden berichtet wurde. Regelmäßige Kontrollen und lokale Reparaturen bilden hier ein Konzept zur Vermeidung größerer Schäden.

Abschließend berichtet Florian Scharmacher noch von der wiederkehrenden Bauwerksprüfung von Kirchendächern, bei denen kritische Stellen wie Fußpunkte, wo enorme Kräfte übertragen werden und gleichzeitig Feuchteschäden auftreten können, regelmäßig in Augenschein genommen werden.

Es wurde deutlich, dass Holzschutz sehr individuell betrachtet werden muss. Sowohl die Vorbereitung als auch die Auswahl einer Methode zur Bekämpfung und

die Nachsorge müssen aufeinander abgestimmt werden, um effizient nachhaltige Ergebnisse zu erzielen, ohne die Kosten aus dem Auge zu verlieren. Chemische Holzschutzmittel haben, gezielt ausgewählt und eingesetzt, ihre Berechtigung neben verschiedenen anderen biologischen und physikalischen Methoden zur Bekämpfung von Käfer & Co. Sowohl die Teilnehmer als auch das Bauarchiv als Veranstalter konnten zahlreiche Denkanstöße und Anregungen für die zukünftige Arbeit aus der Tagung mitnehmen.

Die Vorträge der Tagung werden voraussichtlich 2018 publiziert. Informationen dazu sowie zu zukünftig stattfindenden Veranstaltungen des Bayerischen Fortbildungs- und Beratungszentrums in Thierhaupten erhalten Sie über den E-Mail-Verteiler (Anmeldung unter bauarchiv@blfd.bayern.de).

Susanne Nitschel

In jedem Sinne: Museen gestalten

19. Bayerischer Museumstag in Schwabach, 28.–30. Juni 2017

Die Landesstelle rief, und sehr viele kamen: Das rekordverdächtige Interesse von fast 450 angemeldeten Teilnehmern bewies, dass man für den 19. Bayerischen Museumstag mit „In jedem Sinne – Museen gestalten“ ein spannendes, die Kolleginnen und Kollegen aus den Museen berührendes Thema gewählt hatte.

Traditionsgemäß wurden am Anreisetag die gastgebende Stadt, das mittelfränkische Schwabach, und ihre musealen Angebote vorgestellt. Am zentralen Vortragstag begrüßten dann Oberbürgermeister Matthias Thürauf und Landesstellenleiterin Astrid Pellengahr die Gäste. Bernd Sibling, Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, unterstrich in seiner Eröffnungsrede den Bildungsauftrag der Museen im Kontext der Kulturpolitik des Freistaats. Museen müssten kontinuierlich auf ihr Publikum und den Wandel von Gewohnheiten eingehen, was insbesondere die Ausstellungsgestalter vor zahlreiche Herausforderungen stelle.

Den Impulsvortrag „Szenografie – oder warum Museum Gestaltung braucht“ hatte mit Uwe R. Brückner einer der führenden europäischen Ausstellungsgestalter übernommen. In seiner Präsentation stellte er die Szenografie und

damit die multisensorische, integrative und inhaltskonsistente Raumgestaltung als universales Gestaltungsprinzip vor. Der anwendungspraktische Vortragsteil befasste sich mit der Vielzahl der möglichen Gestaltungselemente, seien es Raum,



Mit allen Sinnen: Riechstation im HopfenErlebnisGut Spalt, Träger des Bayerischen Museumspreises 2017 (Foto: BLfD, Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, Helen Schleicher)



Frisch ausgezeichnet:
Staatssekretär Bernd Sibler,
Erster Bürgermeister Helmut
Haider/Vilsbiburg, der
Vilsbiburger Museumsleiter
Lambert Grasmann, Erster
Bürgermeister Udo Weingart/
Spalt, Landesstellenleiterin Dr.
Astrid Pellengahr, Sabrina Müller,
Leiterin des HopfenErlebnisGut,
Dr. Harald Benzing,
Versicherungskammer Bayern
und Dr. Ingo Krüger, Bayerische
Sparkassenstiftung (Foto:
BLfD, Landesstelle für die
nichtstaatlichen Museen in
Bayern, Gert Klaus)

Grafik, Licht, Ton, digitale Medien oder Film, und ihrem Potenzial, die Kernbotschaften der Objekte und die konzeptuellen Leitgedanken umzusetzen. Für die Rekontextualisierung der gezeigten Objekte und das damit verbundene Storytelling sollte versucht werden, möglichst alle Sinne anzusprechen.

Dann stand die Bekanntgabe der Preisträger der Förderpreise „Vermittlung im Museum“ sowie des Bayerischen Museumspreises 2017 auf dem Programm. Ingo Krüger, Geschäftsführender Vorstand der Bayerischen Sparkassenstiftung, vergab den Hauptpreis von € 10 000 an die Südseesammlung im schwäbischen Obergünzburg. Hier soll unter dem Titel „Sammlungsgeschichte(n) erleben“ mit Schülern ein Perspektivenwechsel vorgenommen werden: Das Museum erzählt bisher die Geschichte des Sammlers Kapitän Nauer – was aber berichten die Vorbesitzer der Objekte? Dadurch sollen sich die Museumsbesucher in die Rolle unterschiedlicher Akteure versetzen, die Deutung des Museums und Motive des Sammlers hinterfragen. Je € 5000 Projektmittel gehen an das Graphiteum Hauzenberg und das Christian Schad Museum Aschaffenburg.

Harald Benzing, Vorstandsmitglied der Versicherungskammer Bayern, vergab den von der Kulturstiftung seiner Organisation ausgelobten Museumspreis für hauptamtlich wissenschaftlich geleitete Museen, dotiert mit € 20 000, an das HopfenErlebnisGut Spalt. Das Museum, 2015 im spätmittelalterlichen Zehentstadel der Stadt eröffnet, vermittelt in einer alle Sinne ansprechenden Ausstellung die Bedeutung des Hopfenanbaus für die Region, die weltweite Verbreitung des Spalter Siegelhopfens, aber auch Informationen zum Brauwesen. Über die Auszeichnung für ehrenamtlich geleitete

Museen mit € 10 000 Preisgeld konnten sich die Vertreter des Heimatmuseums Vilsbiburg freuen. Grund für die Auszeichnung war vor allem die vorbildliche Sammlungs- und Forschungstätigkeit zum Hafnerwesen auf dem Kröning, einem Höhenzug nahe der Stadt.

Der Nachmittag gehörte einzelnen Aspekten der Ausstellungsgestaltung. Eva Gilch berichtete am Beispiel des neu konzipierten und eingerichteten Stadtmuseums Burghausen über ihre Erfahrungen bei der Zusammenarbeit mit Gestaltern – ein kreativer Prozess, der auch Problemen und Konfliktsituationen standhalten musste. Die Rolle von Licht innerhalb der Ausstellungsgestaltung zeigte Andrew Holmes, Spezialist für Architektur- und Ausstellungsbeleuchtung aus Stuttgart, mit eindrücklichen Beispielen auf. Mit der Wissensvermittlung im Museum und wie man mit dem Dreiklang aus Interessieren, Inszenieren und Informieren an die Museumsbesucher herantreten kann, befasste sich der Beitrag von Ruedi Baur, Grafikdesigner aus Basel, und der Soziologin Vera Baur Kockot. Der Museumsbesuch soll, unterstützt durch die vermittelnde Gestaltung, bei den Besuchern einen Prozess anstoßen, der sich über die Aufnahme des Gesehenen und seine Hinterfragung bis in ihr eigenes Handlungsfeld auswirkt.

Jens Döring, Hochschule für Gestaltung in Schwäbisch Gmünd, befasste sich in seinem Vortrag mit digitalen Medien im Ausstellungskontext, die zunehmend auch als „digitale Exponate“ verstanden werden. Mit unterschiedlichsten Hörbeispielen arbeitete der Audio-Designer Ramon de Marco aus Basel das große Potenzial heraus, das der Klang als unsichtbare Dimension der Raum- und Ausstellungsgestaltung besitzt.

Aktivstationen spielen seit einigen Jahren in Museen eine kaum noch wegzudenkende Rolle. Wie auch einfache, aber fantasievolle Elemente eine Ausstellung beleben können, führte Doris Hefner, tätig im Bereich der Kulturvermittlung, aus. Den Abschluss bildete ein Erfahrungsbericht von Friedrun Portele-Anyange und Brigitte Vogel-Janotta vom Deutschen Historischen Museum Berlin (DHM). Das DHM konzipiert seit 2015 Ausstellungen mit inklusiven Angeboten, bei denen mehrere Sinne möglichst niederschwellig angesprochen werden. „Inklusive Kommunikations-Stationen“ regen mit Angeboten zum Riechen, Hören, Fühlen, Sehen und Tasten an. Wichtig sei bei der Entwicklung inklusiver Angebote, Zielgruppen mit besonderen Bedürfnissen in den Konzeptions- und Produktionsprozess einzubeziehen.

Kein offizieller, aber ein wichtiger Punkt war es schließlich noch, Hannelore Kunz-Ott zu danken. Seit 1982 hat sie als Referentin der Landesstelle die Fortentwicklung der bayerischen Museumslandschaft wesentlich beeinflusst und vor allem die Belange der Museumspädagogik vorangetrieben. Sie wurde nun von versammelten Museumskolleginnen und -kollegen in den Ruhestand verabschiedet.

Am dritten Tagungstag rundeten Exkursionen zu mittelfränkischen Museen die Veranstaltung ab. Vier alternative Touren endeten mit einem Empfang des Bezirks Mittelfranken im Limesium in Ruffenhofen. Ein herzlicher Dank allen Beteiligten „vor Ort“, welche die aufwendige Organisation der Tagung und ihrer vielfältigen Programmpunkte so hilfreich unterstützten und erst ermöglichten!

Wolfgang Stäbler

UNESCO-Welterbe Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen

Welterbe-Informationstag am 1. Juli 2017 auf der Roseninsel – 6000 Jahre Geschichte unter Wasser

Etwa 900 Fundstellen von Pfahlbausiedlungen von der Jungsteinzeit bis in die Bronzezeit, das heißt von etwa 5000 bis 600 v. Chr., finden sich um die Alpen, in Seen und Mooren der Schweiz, Ostfrankreichs, Oberitaliens, Sloweniens, Österreichs und Süddeutschlands. Sie bestanden entweder aus einfachen Pfahlgründungen oder Schwellholzkonstruktionen, in Mooren und kleineren Seen aus gitterförmigen Unterzügen. In Südwestdeutschland sind bislang etwa 120 Fundstellen bekannt, von denen jedoch nur vier in Bayern liegen (Kempfenhausen, Pestenacker, Unfriedshausen und die Roseninsel). Früheste Siedlungen in diesem Bereich fanden sich in Oberschwaben in Mooren und Kleinseen, die bereits 4200 v. Chr. jungneolithische Familien beherbergten. Verhältnismäßig spät begannen sich dann im bayerischen Voralpenland in direkter Gewässernähe Menschen in Pfahlbauten niederzulassen. Genauer gesagt datieren die frühesten Pfahlbauten in Bayern erst in die Zeit zwischen 3746 und 3718 v. Chr. Sie lagen vor dem Nordostufer des Starnberger Sees bei Kempfenhausen. Ein wenig jünger sind die Siedlungen in der anmoorigen Talau des Loosbaches von Pestenacker und Unfriedshausen. Während für Unfriedshausen dendrochronologische Daten von 3813 bis 3517 v. Chr. vorliegen, scheint Pestenacker diese Siedlung abgelöst zu haben und mindestens von 3495 bis 3457 v. Chr. besiedelt gewesen zu sein. Von der Roseninsel liegen Befunde vor, die eine kontinuierliche Besiedlung von der Jungsteinzeit bis in das 9. Jahrhundert v. Chr. annehmen lassen. Doch hat die Roseninsel neben dieser langen Besiedlungsgeschichte noch ein viel bedeutenderes Alleinstellungsmerkmal. Bis heute sind die Befunde von eisenzeitlichen Palisaden und ebenerdigen Schwellrahmenkonstruktionen aus dem Uferbereich an der Nordostspitze der Insel einzigartig, auch außerhalb Bayerns. Die hölzernen Überreste konnten dem 6. bis 5. Jahrhundert v. Chr. zugewiesen werden und stellen somit die jüngsten Belege für prähistorische Seeufersiedlungen im gesamten zirkumalpinen Raum dar.

Am 1. Juli 2017 fand auf der Roseninsel zum zweiten Mal ein Welterbe-Inforna-



Starnberger See, Überfahrt zur Roseninsel (Foto: BLfD, Markus Gschwind)

tionstag statt. Ziel war es, die Anwohner und Gäste des Starnberger Sees auf dieses bedeutende Bodendenkmal aufmerksam zu machen und sie für den Schutz der empfindlichen Siedlungsreste zu sensibilisieren, die Teil des Welterbes „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ sind. Dank der guten Zusammenarbeit des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen sowie dem massiven ehrenamtlichen Engagement durch die Bayerische Gesellschaft für Unterwasserarchäologie e. V. (BGfU) wartete auf die Besucher ein vielseitiges Programm. Bei sonnigem Wetter setzten rund 450 Gäste mit der Fähre über, um sich an verschiedenen, über die Insel verteilten Stationen über das UNESCO-Welterbe, die Roseninsel und die Arbeit der Forschungstaucher zu informieren.

Über die Geschichte der Insel klärten gleich mehrere Stationen auf dem Rundweg auf. So wurde den Besuchern sowohl etwas zu den prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen als auch über die keltische Siedlung auf der Roseninsel

im Speziellen berichtet. Hier beeindruckte unter anderem die maßstabsgetreue Umzeichnung des Ende der 1980er Jahre im Flachwasserareal am Westufer der Roseninsel gefundenen, 13,46 m langen und 1,15 m breiten Einbaums, der dendrochronologisch um 900 v. Chr. datiert. Dieser Einbaum stellte eine der seltenen Gelegenheiten dar, ein solches Boot aus einem stratifizierten Kontext zu bergen. Auch konnten sich die Besucher Originalfunde von der Roseninsel zeigen und erklären lassen.

Ein besonderer Besuchermagnet waren die Live-Übertragungen, bei denen man Forschungstaucher der BGfU bei der archäologischen Dokumentation der hölzernen Befunde der einstigen Siedlung beobachten konnte. Zuvor konnten sich die Interessierten über die einzelnen Arbeitsschritte eines Forschungstauchers informieren und bekamen aus erster Hand Berichte durch die BGfU-Mitglieder geboten. Abgerundet wurde die Veranstaltung durch vier Vorträge zur Roseninsel und Unterwasserarchäologie, die über den Vormittag und Mittag im sogenannten Ca-

sino gehalten wurden. Schließlich fanden auch zwei geleitete Bootstouren zu den Pfahlbauresten im Flachwasserbereich um die Insel statt.

Vorrangiges Ziel aller Beteiligten war es, den Menschen nahe zu bringen, wie bedroht die letzten Reste dieser 3000 Jah-

re alten Siedlung sind. So wurde explizit auf den Einfluss der Menschen auf die empfindlichen Strukturen unmittelbar am Ufer der Insel hingewiesen und was für ein Informationsverlust mit jeder Störung, mag sie auch noch so klein erscheinen, einhergeht. Insgesamt waren

sich alle Mitwirkenden einig, dass es wieder ein gelungener und erfolgreicher Tag war, der eine Wiederholung in den kommenden Jahren verdient.

Elisabeth Krieger
und Markus Gschwind

Wissenschaftlicher Triathlon – Fachtagung, museale Präsentation und Begleitpublikation zum Hortfund von Oberding im Museum Erding

Die wissenschaftliche Auswertung des 2014 in Oberding, Lkr. Erding, im Rahmen einer bauvorgreifenden Ausgrabung geborgenen Spangenbarrenhortes – mit 796 Barren einer der größten Verwahrfunde der ausgehenden Frühbronzezeit (ca. 1750–1600 v. Chr.) Bayerns – ist ein Musterbeispiel für ein vertraglich geregeltes Kooperationsprojekt zwischen Fachbehörde, Kommune/Museum und Universität (s. hier Stephanie Gasteiger, S. 60f.): Aufgrund der nahtlosen Verzahnung sämtlicher Arbeitsschritte konnten die eng vernetzten Projektpartner und -mitarbeiter bereits nach – aus der archäologischen Warte heraus betrachtet – kürzester Zeit umfassende Ergebnisse präsentieren.

Und dies erfolgte nicht nur – wie sonst üblich – mittels eines in einem Fachorgan publizierten Zwischenberichtes, sondern in einer gelungenen Trias aus Fachtagung, Ausstellung und Begleitpublikation – ein Paradebeispiel für archäologisch-denkmalfachliche Wissensvermittlung an eine breite Öffentlichkeit!

So stand das mittlerweile zum vierten Mal stattfindende und damit schon beinahe traditionelle Archäologische Sommersymposium im Museum Erding (ASme), zu dem Museumsleiter Harald Krause am 22. Juni 2017 geladen hatte, in diesem Jahr voll und ganz im Zeichen des Spangenbarrenhortes. 145 archäologiebegeisterte Bürger und zahlreiche

Wissenschaftler folgten im bis auf den letzten Platz belegten Museumsfoyer gebannt den 13 Fachvorträgen, welche die Bandbreite archäologischer, restauratorischer und naturwissenschaftlicher Methoden, Fragestellungen und Aussagemöglichkeiten zu diesem außergewöhnlichen Fund eindrucksvoll beleuchteten und zu lebhaften Diskussionen anregten. Nach den einführenden Grußworten durch die Vertreter aller am Projekt beteiligten Hauptpartner (Museumsleiter Harald Krause und 3. Bürgermeister Hans Schmidmayer für die Stadt Erding, C. Sebastian Sommer für das BLfD und Carola Metzner-Nebelsick für die LMU München) wurde von Birgit Anzenberger



Symposiums-Referenten und Kooperationspartner im Projekt Oberding (v. l.: Dr. Andreas Lenz MdB, Oberbürgermeister Max Gotz, Björn Seewald, Prof. Dr. C. Sebastian Sommer, Britta Kopecky-Hermanns, Prof. Dr. Carola Metzner-Nebelsick, Harald Krause, Prof. Dr. Ernst Pernicka, Prof. Dr. Christoph Huth, Birgit Anzenberger, Dr. Jakob Leicht, Jörg Stolz, Prof. Dr. Wolf-Rüdiger Teege, Stephanie Gasteiger (Foto: AVE e. V., Rolf Böker)

und Thomas Stöckl zunächst die Entdeckungs-, Grabungs- und Bergungsgeschichte vorgestellt. Es folgten Vorträge zu den Möglichkeiten der Geoarchäologie sowohl im Feld als auch im Labor (Britta Kopecky-Hermanns, Harald Krause) und über die Freilegung, Restaurierung und Dokumentation der Spangenbarren in den Werkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) (Jörg Stolz), bevor Sabrina Kutscher die Ergebnisse ihrer Masterarbeit über den Spangenbarrenhort vorstellte.

Nach der Mittagspause referierte erneut Stolz über restauratorische und experimentalarchäologische Untersuchungen zur Herstellungstechnik der Oberdinger Barren, während Björn Seewald die technischen Möglichkeiten des Zentrallabors und der mobilen Röntgenfluoreszenzspektroskopie (XRF) zur Materialanalyse veranschaulichte. Mit Ernst Pernicka, Leiter des Curt-Engelhorn-Zentrums Archäometrie bei den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim, konnte für metallurgische Isotopenanalyse zur Herkunftsbestimmung an ausgewählten Barren einer der europaweit führenden Archäometriker gewonnen werden, der



Blick auf die neue Ausstellungsinstallation mit dem Hort von Oberding (Foto: BLfD, Christian Later)



Die neu erschienene Begleitpublikation zum Spangenbarrenhort (Foto: Museum Erding)

es sich auch nicht nehmen ließ, selbst über seine Ergebnisse zu berichten. Danach beschäftigte sich Sabrina Kutscher eingehend mit der mit dem Hortfund vergesellschafteten Gefäßkeramik, die neben lokalen Formen sowohl Bezüge nach Westen als auch in den niederösterreichischen Donaauraum zeigt. Archäo-

botanische Untersuchungen von Barbara Zach zu den Pflanzenresten aus der Depositionsgrube und die Analyse der ebenfalls dort gefundenen Tierknochen durch Silvia Eccher und Wolf-Rüdiger Teegen rundeten das abwechslungsreiche Tagungsprogramm ab, bevor Krause die zahlreichen Einzelergebnisse der bisherigen Vorträge zusammenfasste und einen Ausblick auf ihre museale Präsentation gab. Nach einer kurzen Pause referierte mit Christoph Huth von der Universität Freiburg einer der tiefsten Kenner der Materie in einem Abendvortrag über die Deutung und Bedeutung bronzezeitlicher Hortfunde als archäologische Quellengattung. Mit einem wohlverdienten Umtrunk konnte die gelungene Veranstaltung danach langsam ausklingen.

Ist die Organisation und Durchführung einer solchen Fachtagung allein schon eine gewaltige Aufgabe, hat es das Museum Erding geschafft, pünktlich

zum Symposium auch die erst 2013 eröffnete Dauerausstellung zur Archäologie umzustrukturieren, den Spangenbarrenhort als Neuerwerb in die Ausstellung zu integrieren und ihn damit museal als weiteres Highlight zu präsentieren. Das Archäologische Sommersymposium diente als würdiger Rahmen für die Wiedereröffnung der ergänzten Ausstellung. Museumsleiter Harald Krause bot bereits am nachfolgenden Sonntag mehrere Führungen für die interessierte Öffentlichkeit an. Wer den Fund im Original sehen möchte, kann dies ab sofort

MUSEUM ERDING
 Prielmayerstraße 1, 85435 Erding
 Di bis So von 13-17 Uhr
 Mo geschlossen

im Museum Erding tun. Doch Achtung: Schon im nächsten Jahr geht der Oberdinger Spangenbarrenhort auf Reisen, denn dann ist er von September 2018 bis Januar 2019 als Beitrag zum European Cultural Heritage Year in der Ausstellung „Bewegte Zeiten. Archäologie in Deutschland“ im Martin-Gropius-Bau in Berlin zu sehen.

Und da aller guten Dinge bekanntlich drei sind, war der 22. Juli 2017 auch der Tag einer das Thema dauerhaft vertiefenden Buchpräsentation. Denn unter dem Titel „Spangenbarrenhort Oberding. Gebündelt und vergraben – ein rätselhaftes Kupferdepot der Frühbronzezeit“, herausgegeben von der Stadt Erding als Band 2 der Erdinger Museumsschriften, liegen nun alle bisherigen Ergebnisse zu diesem Fund in gedruckter Form vor. Sabrina Kutscher und Harald Krause

zeichnen für die Konzeption, die Zusammenstellung der Beiträge und deren redaktionelle Bearbeitung verantwortlich und man muss ihnen für diese zusätzliche Arbeit gebührend Respekt zollen, denn der über 250 Seiten starke, reich bebilderte Band geht inhaltlich weit über die Ansprüche einer musealen Begleitpublikation zu einer Ausstellung hinaus: Er vereint sämtliche auf dem Symposium gehaltenen Vorträge in Schriftform, ergänzt durch zahlreiche weitere Fachbeiträge rund um die laufende Auswertung des Spangenbarrenhortes und neun sogenannte Exkurse, in denen archäologische und naturwissenschaftliche Begrifflichkeiten und Methoden in kurzen Fensterbeiträgen allgemein verständlich erläutert werden. Damit wird das beeindruckende Buch auch für ein interessiertes Laienpublikum zur gut lesbaren und

mit einem Preis von 25 Euro erschwinglichen Lektüre, die bis zum Erscheinen der wissenschaftlichen Abschlusspublikation eine solide Arbeitsbasis für eine Beschäftigung mit dem Oberdinger Spangenbarrenhort darstellt – sowohl für die archäologische Fachwelt als auch für die lokale Heimatforschung.

Die in Erding spürbare Begeisterung und die durchwegs positive Resonanz auf diesen wissenschaftlichen Triathlon im Museum Erding zeigt einmal mehr den hohen Stellenwert, den Archäologie und Denkmalpflege in der Gesellschaft besitzen kann und lässt auf mehr solcher Leuchtturmprojekte hoffen.

Christian Later

Bezugsmöglichkeit siehe S. 99

Bayerischer Denkmalpflegepreis 2018 ausgelobt

Ab Mitte Oktober können sich Bauherren bei der Bayerischen Ingenieurkammer-Bau für den Bayerischen Denkmalpflegepreis 2018 bewerben. Die deutschlandweit einzigartige Auszeichnung wird an Bauherren vergeben, die sich in vorbildlicher Weise für den Erhalt eines denkmalgeschützten Bauwerks eingesetzt haben. Der Preis wird seit 2008 alle zwei Jahre von der Bayerischen Ingenieurkammer-Bau und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) in den Kategorien Private und Öffentliche Bauwerke in Gold, Silber und Bronze verliehen. Die Kategorie Private Bauwerke ist zudem mit einem Preisgeld von € 10 000 für die Bauherren dotiert.

„Nahezu alle Bereiche der Denkmalpflege – von der Bestandsaufnahme über die Standsicherheit bis zu bauphysikalischen Betrachtungen – betreffen originäre Aufgabenfelder der im Bauwesen tätigen Ingenieure. Deswegen liegt bei der Prämierung ein besonderes Augenmerk auf den Leistungen der beteiligten Ingenieure“, erklärt Prof. Dr. Norbert Gebbeken, Präsident der Bayerischen Ingenieurkammer-Bau. Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil, Generalkonservator des BLfD, sagt: „Der Bayerische

Denkmalpflegepreis 2018 würdigt auch die besondere Leistung der Ingenieure, das Denkmal authentisch zu erhalten. Sie setzen ihre Fachkenntnis ein, um die baulichen Zeugnisse unserer Heimat zu bewahren.“

Die Bewerbungsfrist läuft bis zum 4. Mai 2018. Die eingereichten Bauwerke müssen in der Bayerischen Denkmalliste eingetragen sein oder die Voraussetzungen dazu erfüllen. Die Instandsetzungsarbeiten dürfen nicht vor dem 1. Januar 2011 begonnen haben und müssen spätestens am 30. April 2018 abgeschlossen sein. Die Gewinner des Bayerischen Denkmalpflegepreises werden im September 2018 in einem Festakt gekürt. Um die herausragenden Leistungen der Bauherren und beteiligten Planer öffentlich sichtbar zu machen, wird an den Sieger-Objekten eine Ehrentafel angebracht.

Beim Erhalt von Baudenkmalern gilt es, denkmalpflegerische, bauliche und wirtschaftliche Interessen zu einem tragfähigen Konzept zu vereinen, das die Nutzung und damit den Erhalt vieler Bauwerke erst möglich macht. Die Bayerische Ingenieurkammer-Bau und das BLfD sind der Überzeugung, dass dies nur durch ein offenes und konstruktives



Miteinander von Bauherr, Denkmalpfleger, Ingenieur, Architekt, Restaurator und ausführenden Handwerkern gelingen kann.

Sämtliche zur Teilnahme notwendigen Unterlagen sind bis 4. Mai 2018 einzureichen bei: Bayerische Ingenieurkammer-Bau, Stichwort: „Bayerischer Denkmalpflegepreis 2018“, Schloßschmidstraße 3, 80639 München.

Es gilt das Datum des Poststempels. Bitte beachten Sie bei persönlicher Abgabe, dass die Unterlagen am 4. Mai 2018 nur bis 14.00 Uhr in der Kammer-Geschäftsstelle abgegeben werden können.

Mehr Informationen finden Sie unter: www.bayerischer-denkmalpflegepreis.de.

Laura Krass

Bernd Vollmar hat seinen Job ganz gut gemacht

Der Leiter der Praktischen Denkmalpflege im Ruhestand

„Ich hätte Sie ja nicht genommen, aber Mader wollte das so“ – so empfing Michael Petzet, der langjährige Generalkonservator, Bernd Vollmar im Oktober 1983 bei ihrer ersten Begegnung sechs Wochen nach dessen Festeinstellung. Mader, resp. Dr.-Ing. Gerd Th. Mader, war damals Lei-

ter der Abteilung A: Praktische Denkmalpflege, heute noch ergänzt um den Zusatz Bau- und Kunstdenkmäler. Und dieser Herr Mader hatte Vollmar wenige Wochen zuvor auf dessen, heute würde man sagen, Initiativbewerbung hin einfach mal zu einem Gespräch, besser gesagt zu einem

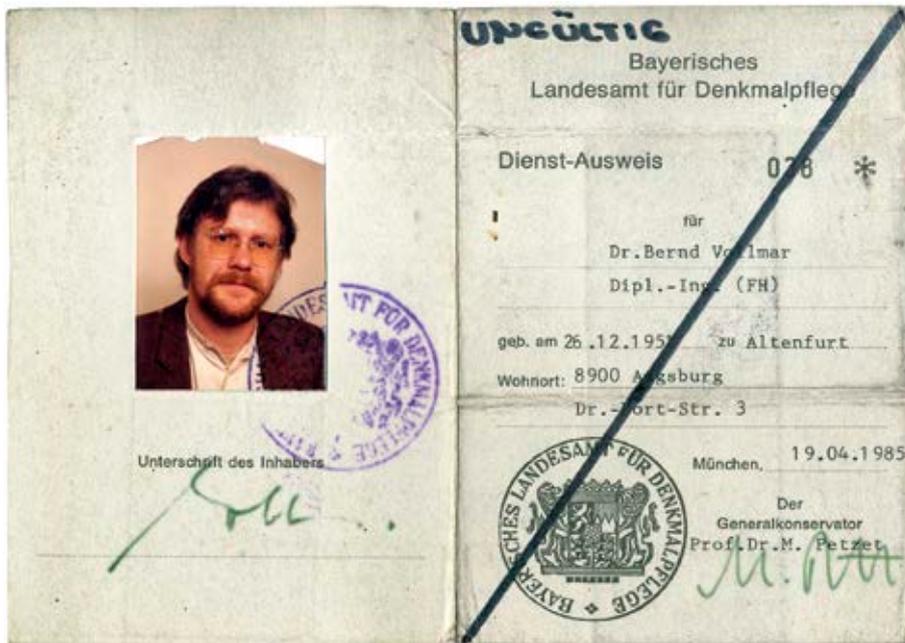
Tag mit Lokalterminen auf Baustellen, eingeladen. Man traf sich in der Dienststelle Schloss Seehof bei Bamberg und war dann – wie es Maders Art war – bis weit nach Mitternacht herumgereist. Auf der letzten, stockdunklen Baustelle, dem Templerhaus in Amorbach, hatte Vollmar auch gleich erstmals Kontakt mit der „Bodendenkmalpflege“ – zumindest mit einer Vertiefung im Boden: Er fiel nämlich beim spärlichen Taschenlampenlicht in einen zwei Meter tiefen Drainageschacht. Danach hörte er erst Mal zwei Monate lang nichts, nahm sich ein Herz und rief Mader an, der verblüfft ins Telefon rief: „Ja hat Ihnen denn niemand gesagt, dass ich Sie nehme?“ Na ja, ein Abteilungsleiter hatte schon damals viel zu tun! 14 Tage später, am 15. August 1983, fing Vollmar als Gebietsreferent an. So konnte das im letzten Jahrhundert ablaufen – oder anders ausgedrückt: Ein guter Trainer erkennt eben sofort die Qualitäten eines Jungfußballers.

Und weiter im 20. Jahrhundert: Es gab damals – auch anders als heute – noch eine Einarbeitungszeit für Referenten. Da wurden die Neuen doch tatsächlich sechs Monate lang auf ihre spätere Tätigkeit hin eingearbeitet. Auch die anderen Abteilungen sollte man zumindest kennenlernen, aber Tilman Breuer, der die Abteilung Denkmalinventarisierung leitete, erteilte Dispens, als er hörte, dass Vollmar Schüler seines Weggefährten Prof. Dr. Bernhard Rupprecht war: „Sie kommen aus dem gleichen Stall, dann brauchen Sie nicht unbedingt zu mir zu kommen.“ – Letztes Jahrhundert eben, dabei kommt uns, die damals auch schon lebten, die Zeit gar nicht so gemütlich und „altmodisch“ vor!

Landeskonservator Bernd Vollmar hat nun Ende Mai das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) altersbedingt verlassen. 1951 in Nürnberg geboren, hat er nach mehreren Jahren Gymnasium,



Bernd Vollmar (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmter)



einer Lehre als Bauzeichner und dem Erreichen der Fachhochschulreife Architektur an der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule in Nürnberg studiert und den Dipl.-Ing. (FH) erworben. Beim anschließenden Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Neueren Geschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg von 1973 bis 1982 wurde er mit einer Dissertation zur Architekturtheorie der Zeit um 1700 promoviert. Schon während des Studiums war er mehrere Jahre lang als Werkstudent beim Amt für Denkmalpflege / Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Nürnberg tätig, erwarb sich praktische Kenntnisse als Mitarbeiter in einem Architekturbüro und hielt sich zu einem Studienaufenthalt in Rom auf. Das Berufsziel Denkmalpflege war damit praktisch schon vorprogrammiert.

Vollmar begann seine Einarbeitungszeit im BLfD 1983 im Landkreis Donau-Ries und in der Stadt Nördlingen – zumindest letztere sollte ihn noch lange beschäftigen. Dann aber ging es zur Sache: Es kamen die Städte und Landkreise Augsburg, Dillingen und Günzburg sowie Aichach-Friedberg dazu – allerdings nur der Profanbau. Die getrennte Zuständigkeit für Profan- und Sakralbau, die sich Architekten und Kunsthistoriker brav teilten – auch das eine Eigenheit des 20. Jahrhunderts –, bedurfte um 1990 erst einer internen Strukturreform. Sie brachte naturgemäß andere Gebietseinteilungen.

Vollmar betreute fortan etwa die Stadt Landsberg am Lech und Großprojekte wie das Kloster Thierhaupten, das einer Gesamtinstandsetzung unterzogen und unter anderem zum Bayerischen Bauarchiv ausgebaut wurde, und dann beschäftigte ihn von 1985 bis 1998 ein Kleinod des Historismus, das Kurhaustheater in Augsburg-Göggingen.

Seit den späten 1980er Jahren war die Praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege in die Bereiche Süd- und Nordbayern aufgeteilt – und Vollmar löste 1996 Peter Pause als Abteilungsleiter der beiden nördlichen bayerischen Regierungsbezirke Ober- und Unterfranken mit Dienstsitz in Schloss Seehof ab. Die Städte Augsburg und Nördlingen behielt er weiterhin als Spielwiese zugeteilt, quasi um den Praxisbezug nicht zu verlieren und natürlich auch aus Personalmangel. Ungewöhnlich für einen Mann der Praxis verfasste er zur gleichen Zeit, zusammen mit Georg Paula, die Denkmaltopographie der Stadt Nördlingen, die 1998 herauskam. Als dann im Rahmen der Neuorganisation des BLfD unter Generalkonservator Egon J. Greipl und nach dem Ausscheiden des Bereichsleiters der südlichen Regierungsbezirke, Giulio Marano, die Abteilungsleitung 2002 wieder bayernweit agierte, wurde Vollmar diese Aufgabe anvertraut. Und er wurde zudem, wie der Abteilungsleiter der Bodendenkmalpflege, C. Sebastian Sommer, zum Stellvertreter des Generalkonservators ernannt.

Was ihn während seiner ganzen Dienstzeit beschäftigte, war die Bürgerhauskultur, der er sich vor allem in seiner Nördlingen-Publikation und einigen Aufsätzen besonders widmete. Er untersuchte Konstruktion und Ausstattung der Häuser und entwickelte eine Typologie, die noch immer nicht die angemessene Resonanz in der Fachwelt gefunden hat. Ein großes Thema, das unter anderem auch in einem Arbeitsheft des Amtes bearbeitet wurde, war die Wiederherstellung und Restaurierung von Synagogen wie Hainsfarth und Binswangen. Vor allem an dem Riesenprojekt Gesamtinstandsetzung der Stadtpfarrkirche St. Georg in Nördlingen kam die Natursteinproblematik des Rieser Trass, auch Suevit genannt, auf das Tapet. Es blieb keine andere Wahl, als das bröselnde mittelalterliche Baumaterial an den Fassaden Quader für Quader nach dem Vorbild des 19. Jahrhunderts durch umweltresistenten Sandstein zu ersetzen.

Natürlich, sagt Vollmar, gibt es immer Partner, mit denen man nicht so gut kann, seien es Denkmaleigentümer, Architekten oder Handwerker, aber wenn es um die Sache geht, müssen persönliche Animositäten zurückstehen. Der Auftrag der Denkmalfachbehörde, das historische bauliche Erbe zu vertreten und die Objekte mit bestmöglichen Ergebnissen zu erhalten, zu nutzen und instand zu setzen, standen bei Vollmar im Vordergrund. Dabei ist er der Überzeugung, dass denkmalfachliche Zielsetzungen aber nur mit einer gewissen Neigung zu pragmatischen Lösungen realisiert werden können. Er sah sich da als Teamplayer, um ein modisches Wort aufzugreifen. Denkmalpflege sei eben keine Einzelleistung: Viele müssen zusammenarbeiten. Die Restaurierungswerkstätten mit ihren speziellen Fachkenntnissen hat er dabei ebenso hoch geschätzt wie die Zusammenarbeit mit den Archäologen oder mit Architekten, Ingenieuren, Handwerkern und freien Restauratoren. Mit Unteren Denkmalschutzbehörden, Heimatpflegern oder Bürgerinitiativen, ferner in Arbeitsgruppen mit Berufsverbänden hat er in seiner Amtszeit ein Netzwerk aufgebaut: vertrauensbildende Maßnahmen und kollektive Dienstleistung nicht zuletzt für die Denkmaleigentümer, um dem Ruf des Denkmalpflegers als „Gerichtsvollzieher“ entgegenzuarbeiten.

Vollmar versuchte immer, Respekt für Personen und Verständnis für Auf-

fassungen aufzubringen. Dies galt vor allem auch für die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen im Amt. Bisweilen, gestand er, empfand er diese durchaus als etwas anstrengend, was sicher und nicht selten auch von ihm ausging, denn bequem war er nicht immer. Aber dafür, sagt er, wurde er auch nicht bezahlt. Vollmar war bei seinen Kollegen ein wenig gefürchtet wegen seiner Kenntnisse und Vorlieben für Begriffsschärfe. Baukonstruktionen, allen voran Dachwerke und historische Ausstattungen wie Türen, Fenster oder Stuckdecken, galt sein besonderes Interesse. Genaue Datierung und exakte Bezeichnung (Rofen und Sparren, Pfetten und Rähm, Spiralband und Schippenband – manchem läuft es da vielleicht kalt über den Rücken) dienen der Einordnung und Bewertung der Denkmäler, sind Basiswissen des Denkmalpflegers, betont er. In regelmäßig abgehaltenen sogenannten Jungreferentenrunden hat Vollmar als Abteilungsleiter versucht, die Kompetenz seiner Mitarbeiter und damit der eigenen Fachbehörde zu vertiefen. In Fortbildungsveranstaltungen wurden Standards erarbeitet und formuliert. Die Kompetenz der Mitarbeiter sei die Voraussetzung für das hohe Niveau der denkmalpflegerischen Arbeit gewesen, wie es in den letzten 30, 40 Jahren im BLfD geherrscht hat – in allen Bereichen, in der Denkmal- und Bauforschung, den Restaurierungswerkstätten, der Bodendenkmalpflege, den Methoden und Vorgehensweisen allgemein und in der Chronistenpflicht, die mit Publikationen auf unterschiedlichen Ebenen vorbildhaft in der ganzen Bundesrepublik gewirkt hat. Selbst Arbeitshefte aus den 1980er und 90er Jahren gelten noch heute als Grundlagenliteratur. Dass man wieder umfassend detaillierte Objektberichte in den Jahrbüchern veröffentlichte, mit denen Bayern seit Gründung der Jahrbücher im frühen 20. Jahrhundert eine Vorreiterrolle innehatte und mit denen eine nicht zu ersetzende Quelle unter anderem der Kriegsschädenbeseitigung vorliegt, würde er sich wünschen. Auch dass man vermehrt die Fahne wissenschaftlicher, kunst- und architekturhistorischer Publikationen hochhält, wie es für die Archäologen ganz selbstverständlich ist, bringt er in Erinnerung. Keine andere Institution kann die Erfahrungen der Denkmalpflege, deren praktische

Forschungsergebnisse und fachübergreifenden Erkenntnisse auf dem Gebiet der Denkmalerforschung vorweisen.

Denkmalvermittlung – auf allen Ebenen – gehört heute mehr denn je zu den Hauptaufgaben der staatlichen Denkmalpflege. Dazu bedarf es einer umfassenden Kenntnis des Denkmalbestandes, der Denkmalkunde im Sinne eines Tilmann Breuer, und der Fähigkeit, sich in die Situation der Partner, namentlich der Denkmaleigentümer, hineinzusetzen. Die Erstbegegnung mit den Eigentümern und Architekten hat Vollmar für den weiteren Verlauf der Instandsetzungsmaßnahme oft als entscheidend erlebt. Fronten, sagt er, müssen geklärt werden, das Ziel und die Vorgehensweise dargelegt und Fördermöglichkeiten aufgezeigt – aber auch andere Vorstellungen abgewogen und gegebenenfalls Kompromisse geschlossen werden. Nur: Falsche Hoffnungen dürften nicht geweckt werden. Ein Schmusekurs ist in der Regel nicht zielführend. Vollmar wurde von den Kollegen im Amt und bei den externen Partnern geschätzt, weil er immer eine Lösung parat hatte, die – wie er zugesteht – auch mal ein Irrweg sein konnte. Sie entstammte aber immer dem Versuch, einen bayernweit einheitlichen Maßstab umzusetzen.

Trotz des Arbeitspensums eines Abteilungsleiters hat Vollmar unermüdlich publiziert und seine Erfahrungen in gut sechs Dutzend Aufsätzen weitergegeben. Neben der erwähnten großen Denkmaltopographie Nördlingen waren es schwerpunktmäßig architekturhistorische und restauratorische Beiträge zu Baudenkmalern, zu Bauern-, Gast-, Pfarr- und Bürgerhäusern, Schlössern, Synagogen, Brücken und Brunnen, zu ganzen Ortsbildern und regionaler Baukultur – natürlich auch zum erwähnten Gögginger Kurhaus. Auch Themen aus seiner Frühzeit, Andrea Palladio oder Elias Holl, griff er wieder auf. Sein Interesse für Nachkriegsbauten und moderne Architektur, also für „nachwachsende“ Denkmäler, wurde früh unter anderem von Michael Petzet angespornt. Vollmar hat diesem Thema über ein Dutzend Aufsätze gewidmet. Sein Faible für Kaufhäuser, z. B. für den Kaufhof am Münchner Marienplatz, wird allerdings nicht von jedem geteilt. Auch nahm er in den letzten Jahren vermehrt Probleme in den Fokus, welche sich mit denkmalpflegerisch angemessenen Lösungen bei modernen Baumaterialien

wie Beton („Die Erotik der Fuge“) oder mit energetischen Anpassungen von Baudenkmalern auseinandersetzen.

Um noch einmal auf das letzte Jahrhundert zurückzukommen: Alles war ja auch nicht gut im Amt – z. B. die Materialfrage: Zur Grundausrüstung, erinnert sich Vollmar, gehörte anfangs ein Bleistift, ein zweiter wurde ihm von Erna Forster, der damaligen Chefsekretärin und „Materialwartin“, verwehrt, da er doch nur mit einem schreiben könne. Und für einen neuen müsse er schon den Stummel mitbringen. Oder die Zimmerfrage: Aus Platzmangel brachte man ihn zunächst im heutigen Zimmer des Generalkonservators unter – in den 1980er Jahren der Großraum der Bauforscher. Er saß anfangs also zwischen mumifizierten Ratten und Katzen aus den Fehlböden, geschmiedeten barocken Nägeln und historischen Bauteilen, die die Kollegen aus Abbruchschutt gerettet hatten. Jahrelang teilte er auch ein Zimmer mit Kollegen von der Steuersachbearbeitung, die ihre Kundenberatung durchführten, während der Gebietsreferent mit Architekten oder den Kollegen von den Unteren Denkmalschutzbehörden telefonierte. Als er, damals Pfeifenraucher, mit dem Kollegen Markus Weis ein Zimmer teilte, breitete dieser eines Tages seine Sammlung von Tabakspfeifen auf dem Tisch aus und hielt von da an kräftig dagegen – bis 2003 ein Rauchverbot am Arbeitsplatz in den Entwurf der neuen Geschäftsordnung des BLfD aufgenommen wurde: als einer der ersten bayerischen Behörden! Seiner Vorbildwirkung verpflichtet, legte Vollmar den „Tobaksbeutel“ umgehend beiseite und ist seitdem rauchfrei.

Und Michael Petzet? Er hat auf Vollmars Abschiedsfest im Mai 2017 auch ein paar Worte gesprochen und geschlossen: „[...] er hat sich dann doch noch ganz gut entwickelt.“

„Ente gud, alles gud“, würde der Frangge vielleicht sagen. Bernd Vollmar aber ist noch lange nicht am Ende angelangt: Immer noch fit wie der berühmte Turnschuh mit täglich mindestens 10 000 Schritten Training, schreibt er nun über all das, was er während der Dienstzeit nicht geschafft hat, bedient einen Lehrauftrag, hält Vorträge und ein Kolloquium in Usbekistan ab. Und er wird das alles wohl auch ganz gut machen.

Karlheinz Hemmeter

Restaurator Rupert Karbacher in Rente

Ein Fachmann für Fassungen der Zeit Ignaz Günthers verlässt die Amtswerkstätten

„Herr, wen Du liebhabst, den lässtest Du fallen in dieses Land“, ruft der Pater und spätere Stiftsprobst Eberwin begeistert aus, als er vom Untersberg aus das erste Mal über das Berchtesgadener Land blickt – jedenfalls in Ludwig Ganghofers Roman „Die Martinsklause“. Und in dieses schöne Land hinein, in dem zuerst die bayerischen Könige, dann Gelehrte und Kurgäste des Soleheilbads Bad Reichenhall, Bergsteiger, Künstler und immer mehr Geldadel die Sommerfrische verbrachten, wurde Rupert Karbacher 1952 als jüngster von drei Söhnen von Max und Hildegard Karbacher geboren. Sein Vater leitete bis 1975 die Berufsfachschule für Holzschnitzerei und Schreinerei in Berchtesgaden, wo Rupert nach dem Abitur am neusprachlichen Gymnasium in

Berchtesgaden das Zeichnen lernte. Dem Vorbild des Vaters nacheifernd, studierten alle drei Söhne an der Akademie der bildenden Künste in München. Rupert begann 1972 in der Kunsterziehungsklasse Prof. Horst Sauerbruchs, wechselte aber schon bald in die Malklasse von Prof. Rudi Tröger, legte 1979 das erste Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab und schied nach 12 Semestern als Meisterschüler Trögers aus.

Überzeugt, für den Lehrberuf nicht geschaffen zu sein, widmete sich Karbacher der Malerei und richtete sich im Lehel in München ein Atelier ein, musste seinen Lebensunterhalt aber als Briefträger oder Ausfahrer in einer Bäckerei bestreiten. Das Schicksal führte ihn dann nach Niedersachsen, wo er ein Baudenk-

mal, ein Bauernhaus des 19. Jahrhunderts, und dessen Garten stilgerecht renovierte. Schon damals ging er dabei gezielt vor und orientierte sich an vergleichbaren Anwesen in dem nahe gelegenen Cloppenburg Freilichtmuseum. Nebenher malte er zwar noch weiter, wunderbare, farblich sensible Bilder, schließlich brachten ihn jedoch die Arbeit und die Leidenschaft für das neue Metier ganz von der Malerei ab.

Wieder zurück in Bayern bewarb sich Karbacher zunächst als Praktikant in den Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD), absolvierte dann aber auf Anraten von Karl-Ludwig Dasser, dem Leiter der Restaurierungsabteilung, ein Praktikum im Kirchenmalerbetrieb Alfred Binapfl in Friedberg. Im Januar 1986 trat er ein 3 1/2-jähriges Praktikum in den Werkstätten des BLfD an, die damals während der großen Sanierung der Alten Münze, dem Stammsitz des Landesamtes, unweit davon im sogenannten Antikhaus in der Neuturmstraße ausgelagert waren. In diese Jahre fielen auch noch der Umzug der Werkstätten nach Gauting und die Rückkehr in die neuen Räume im BLfD. Fritz Buchenrieder stand damals dem Fachbereich Skulpturen vor, für den sich Karbacher entschied. Von ihm wurde er in die Methodik der Untersuchung von Skulpturen eingeführt. Im April 1990 erhielt Karbacher eine Festanstellung. Der „Künstlerrestaurator“ der Nachkriegszeit war 1986 längst passé, handwerkliche Fähigkeiten der Kirchenmaler und die künstlerisch-wissenschaftliche Ausbildung der Diplomrestauratoren, die an Universitäten studierten, waren gefragt. Auch an der Technischen Universität München sollte 1996 ein Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft eingerichtet werden, für den Dipl.-Restaurator Erwin Emmerling berufen wurde. Zuvor hatte dieser als Nachfolger von Karl Werner Bachmann und Fritz Buchenrieder jahrelang die Leitung der Fachbereiche Gemälde und Skulptur am BLfD inne. Rupert Karbacher entwickelte sich im Laufe der Jahre zum anerkannten Fachmann auf dem Gebiet der Skulpturenfassung. Im



Rupert Karbacher (Foto: BLfD)

Gegensatz zu den Künstlerrestauratoren vergangener Jahrzehnte, von denen restaurierte Stücke immer wieder in die Werkstätten kamen, versuchte er den Kunstwerken bei seiner Arbeit nicht seinen Stil aufzudrücken, sondern diese zu verstehen und sich ihnen mit Respekt unterzuordnen. Durch seine Ausbildung an der Kunstakademie hatte er sich einen anderen, wie er meint umfassenderen, Blick auf die Kunstwerke angeeignet als manche seiner Kollegen.

In zehn Jahren Werkstattarbeit und bei unzähligen Ortsterminen erarbeitete sich Karbacher die Fähigkeit, die zeitliche Einordnung späterer Eingriffe sicher zu erfassen. Dabei blieb er ein bescheiden auftretender Fachmann des BLfD und ein hartnäckiger Kritiker bei Ortsterminen. Die von ihm betreuten Objekte belaufen sich auf viele Hunderte, und seine Fachartikel, vor allem zur Fassmalerei der Güntherzeit, gehören zur Grundlagenliteratur.

Großartige Kunstwerke sind in den dreißig Jahren Amtszugehörigkeit durch seine Hände gegangen. Zu vielen entwickelte er eine persönliche Beziehung. Einmalig und sensationell war der Fund eines Pectorales aus der Mitte des 14. Jahrhunderts in Schmetterlingsform, das ehemals eine unbekannt Persönlichkeit in einem Lederetui um den Hals trug. Diese einzigartige Goldschmiedearbeit fand sich in einem Sepulcrum, einem Hohlraum für Reliquien, im Hinterkopf eines Kruzifixus von 1380 aus dem Regensburger Schottenkloster. Die Untersuchung und Restaurierung der Salmendorfer Pietà, einer beeindruckenden monumentalen Holzfigur des frühen 14. Jahrhunderts, führte ihn auch zu den vergleichbaren Vesperbildern in Coburg, Naumburg, Erfurt und Straubing. So mancher Kollege verstand den ursprünglichen Sinn der Skulptur nicht, die in der Zeit der Mystik die „compassio“, das Mitleid der Gläubigen, erregen sollte, und wandte sich von der schmerzhaften Expressivität des Vesperbildes ab.

Ignaz Günthers Werke begleiteten Karbacher von Anfang bis Ende seiner Tätigkeit. Als Praktikant durfte er für Fritz Buchenrieder, der auch ein großer Verehrer Günthers war, zwei Glieder der versilberten Kette der Leonhardsfigur aus der Jakobskapelle in Weyarn ergänzen und retuschieren. In Aufkirchen bei



Haar-Salmdorf, Lkr. München, Filialkirche Mariä Himmelfahrt, Pietà, um 1340 (Foto: BLfD)

Erding entdeckte er einen Christus im Kerker, den er mit Unterstützung von Dr. Peter Volk Ignaz Günther zuschreiben konnte. Bei der schier endlosen Freilegungsarbeit der ursprünglichen Fassung des Altmannsteiner Kruzifixus hat er entscheidende Dinge über die Rokokofassung gelernt und großen Respekt vor dem Können der Künstler dieser Zeit entwickelt. Auf das Ergebnis der Restaurierung, das er vor zwei Jahren noch einmal kritisch in Augenschein nehmen konnte, ist er heute noch stolz. Günther, so erklärt Karbacher, habe bereits mit seiner differenzierten Schnitzweise unterschiedliche Stoffe, das menschliche Fleisch oder auch die unterschiedlichen Oberflächen wie z. B. von getriebenem oder gegossenem Metall imitiert. Die Zusammenarbeit Günthers mit einem „Künstler-Fassmaler“ wie z. B. Augustin Demmel zeitigte beglückend raffinierte Ergebnisse. Die Restaurierung durch Handwerker war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Stand der Dinge, das Wissen über den mehrschichtigen Aufbau von Fassungen jedoch kümmerlich.

Die Untersuchung der Eiselfinger Pietà im Zusammenhang mit der Ausstellung „Leib und Seele“, die von Dezember 2014 bis April 2015 in der Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung in München gezeigt wurde, ergab das bedauerliche Ergebnis, dass deren wunderschöne Fassung von Demmel wohl bereits vor 1950 wegen mangelnder Sachkenntnis ruiniert worden war. Und auch Karbachers letzte Arbeit war ein kleines Tabernakel-Kruzifix, das er Günther zuschreibt: ein Holzkruzifix aus der Wallfahrtskirche Mariae Himmelfahrt in München-Ramersdorf, versilbert und teilvergoldet, das einen Silberguss imitiert.

Neben diesem großen Schatz, dem Erwerb von Erkenntnis, stößt man bei Restaurierungsarbeiten auch schon mal auf allen sofort einsehbare „Schätze“: z. B. die Originalnachricht, die Ignaz Günther in einem Hohlraum der Schutzengelgruppe im Münchner Bürgersaal mit einem Nagel befestigt hatte. Nachdem Karbacher, Martin Mach und Christian Gruber den Zettel entdeckt hatten, versammelte sich die ganze Werkstatt des BLfD bei

dessen schwieriger Bergung durch eine kleine Öffnung im Rücken der Skulptur – eine wahre Sensation. Schatzsucher ist man jedoch als Restaurator nicht, die Wirklichkeit, Karbachers Wirklichkeit, waren Liebe zum Kunstwerk, Ausdauer,

Geduld, unendliche Sorgfalt und ein wacher Geist.

Viel Freude machte ihm die Arbeit mit den Menschen vor Ort und den vielen Praktikanten und Volontären. Im Ruhestand kann Rupert Karbacher sein Wissen

innerhalb des BLfD-Teams in die Arbeit des internationalen Projektes „Auf den Spuren der Familie Straub“ einbringen.

Karlheinz Hemmeter
und Bernd Symank

Zum Abschied von Dr. Hannelore Kunz-Ott

Im Juli endete die Dienstzeit von Hannelore Kunz-Ott an der Landesstelle und damit eine Zeitspanne fachlichen Engagements für die Museumslandschaft Bayerns, die bereits mit der Anstellung bei der damaligen „Abteilung nichtstaatliche Museen“ am Bayerischen Nationalmuseum im Jahr 1982 ihren Anfang nahm. Im Herbst 1980 hatte Kunz-Ott ihre professionelle Laufbahn mit freiberuflicher Tätigkeit in Dillingen begonnen: Die Stadt übertrug ihr die Aufgabe, in enger Abstimmung mit der Abteilung nichtstaatliche Museen, das dortige Stadt- und Hochstiftsmuseum neu zu konzipieren. Die damalige Leiterin der Abteilung nichtstaatliche Museen hob rückblickend besonders „ihr liebenswürdiges, höfliches Wesen, ihre fundierten fachlichen Kenntnisse, ihr bestimmtes Auftreten und ihre gewandten Vorträge“ hervor, als sie beim Staatsministerium um Anstellung der jungen Kollegin ansuchte. Zum April 1982 konnte Kunz-Ott als wissenschaftliche Angestellte ihren Dienst bei der späteren Landesstelle aufnehmen.

Obgleich Kunz-Ott als Gebietsreferentin mit einer entsprechend breiten Palette von Aufgabenbereichen betraut war, lässt sich bereits in den ersten Jahren ihrer Dienstzeit in Publikationen ein persönlicher Schwerpunkt der fachlichen Arbeit erkennen, der über die Jahrzehnte hohe Bedeutung behalten sollte: Es sind dies das Interesse und der starke persönliche Einsatz für alle Aspekte der Vermittlung. Ihre Mitarbeit an der Wanderausstellung „Wir haben Euch etwas zu sagen – Bildnerisches Gestalten mit geistig Behinderten“ in den Jahren 1983/85 in enger Zusammenarbeit mit der Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V. erscheint aus heutiger Sicht wie der Auftakt zu zahlreichen weiteren Initiativen und Erfolgen, welche die Kollegin im dienstlichen Alltag wie auch in der Gremienarbeit für die Belange der Museumspädagogik bewirken konnte. Die



Hannelore Kunz-Ott (Foto: BLfD)

genannte Wanderausstellung beschäftigte sich mit einem dezidiert „inklusive“ Thema, viele Jahre bevor dieser Aspekt in der Museumswelt verstärkte Beachtung fand. Zudem darf an dieser Stelle auch daran erinnert werden, dass Kunz-Ott über mehrere Jahre Seminare in „Museums- und Ausstellungswesen“ am Lehrstuhl Kunstgeschichte der LMU hielt.

Sorgfältiges Lektorat und verantwortungsvolle Redaktion oblagen Kunz-Ott bei einer ganzen Reihe von Publikationen der Landesstelle, neben der Verantwortung für Leistungen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesstelle selbst. Ihre eigene publizistische Tätigkeit konzentrierte die Kollegin schließlich ganz auf den Bereich der Vermittlung. Die wachsende Bedeutung dieses Arbeitsfeldes war von den Verantwortlichen erkannt und konsequenterweise durch die Schaffung eines eigenen „Referats für Museumspädagogik und Öffentlichkeitsarbeit“ im Jahr 1995 und durch die Umwandlung in ein Referat

„Museumspädagogik und Museumsdidaktik“ 1997 im Geschäftsverteilungsplan verankert worden.

Der persönliche Einsatz Kunz-Otts für die Belange der Museumspädagogik auf verschiedenen Ebenen ist ablesbar in intensiver Gremienarbeit in verantwortungsvollen Positionen: in den Jahren 1996 bis 2000 Vorsitzende des Landesarbeitskreises Museumspädagogik Bayern, von 2003 bis 2008 Vorsitzende des Bundesverbandes Museumspädagogik e. V.

Als die Landesstelle 2005 den Auftrag erhalten hatte, in den historischen Kellerräumen unter dem 2004 eröffneten „Infopoint Museen und Schlösser in Bayern“ eine permanente Präsentation zur Geschichte des Alten Hofes als der Residenz der Wittelsbacher zu entwickeln, übernahm Kunz-Ott die Federführung in diesem Projekt und führte es mit einem engagierten Team aus Wissenschaftlerinnen, Gestaltern und Medientechnikern zum Erfolg. Kunz-Ott hat zahlreiche, auch überregionale museumspädagogische Projekte angestoßen oder in der Umsetzung durch Rat und fachliche Unterstützung gefördert. Darunter fallen unter anderem das 1999 in Gang gesetzte europäische Projekt „Alle Wege führen nach Rom“ des internationalen Museumsrates ICOM/Komitee für Bildung und kulturelle Aktivitäten CECA, oder im Jahr 2000 die Teilnahme am Projekt „ZeitRäume“ in Kooperation mit dem Landesarbeitskreis Museumspädagogik Bayern e. V. und dem Museumspädagogischen Zentrum München. Gerade in jüngerer Vergangenheit bewirkten die von der Landesstelle geförderten Zertifikatskurse Museumspädagogik, die auf eine Initiative oberpfälzischer Museen zurückgehen und seither von anderen Bezirken sukzessive adaptiert wurden, eine verstärkte Professionalisierung in diesem Bereich.

Das letzte Jahrzehnt ihres Wirkens markieren einige wichtige Publikatio-

nen, die Kunz-Ott als Herausgeberin oder Mitherausgeberin ins Werk setzte, alle mit dem Rang von Handbüchern – so zu beurteilen nach Inhalt und zuletzt auch entsprechend im Titel des Bandes enthalten. 2005: „Museum und Schule. Wege zu einer erfolgreichen Partnerschaft“; 2009: „Kulturelle Bildung im Museum. Aneignungsprozesse – Vermittlungsformen – Praxisbeispiele“; 2012: „Mit den Ohren sehen. Audioguides und Hörstationen in Museen und Ausstellungen“ und schließlich 2016: „Handbuch Museumspädagogik. Kulturelle Bildung im Museum“.

Als vor wenigen Jahren die „Volontärakademie Bayern“ als Fortbildungsangebot der Landesstelle aus der Taufe geh-

ben wurde, übernahm Kunz-Ott auch hier die Federführung bei Programmerstellung und Organisation. Nicht unerwähnt bleiben dürfen natürlich die Leistungen der Kollegin in Beratung und Betreuung der Museen in Schwaben seit 2006 – im vergangenen Jahr beispielsweise hat sie mehr als 40 Projekte betreut.

Kunz-Ott darf man eine geschmeidige Kommunikatorin nennen, eine versierte Netzwerkerin. Das geduldige, konstruktive Moderieren und Zusammenführen unterschiedlicher Positionen hin zu einem gemeinsam getragenen Ergebnis steht dabei immer im Mittelpunkt ihrer Bemühungen. Wenn die Kollegin nun ihre aktive Dienstzeit beendet, so warten

in Kaufbeuren weiterhin Funktionen im Bereich Kunst und Kultur auf sie: Nach langjährigem Engagement in der 1996 gegründeten, privaten Trägerstiftung des Kunsthouses Kaufbeuren ist sie seit geraumer Zeit als Vorstandsmitglied der Kaufbeurer Kulturstiftung engagiert.

An Aufgaben der Kulturvermittlung und anderen Möglichkeiten, sich in das kulturelle Leben in vielfältiger Weise einzubringen, wird es sicherlich nicht fehlen: Deshalb wünschen ihre Kolleginnen und Kollegen Hannelore Kunz-Ott weiterhin viel Freude und Erfüllung als „Agentin der Kultur“.

Georg Waldemer

Franziska Happel – neue Assistentin in der Abteilung Z, Denkmalerfassung und Denkmalforschung

Am 1. Juni 2017 gab es einen Wechsel im Vorzimmer von Walter Irlinger: Franziska Happel folgt der langjährigen Abteilungsassistentin Sieglinde Stieglmaier, die nach über vierzig Jahren Amtszugehörigkeit in Rente ging, nach.

Die neue Kollegin bringt ein interessantes Spektrum an Berufserfahrung mit. Happel ist in München geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen und hat hier an der Ludwig-Maximilians-Universität Neuere deutsche Literatur, Mediävistik und Psychologie studiert und das Studium mit dem Magister Artium (M. A.) abgeschlossen. Anschließend war sie bei einer Berliner Agentur mit der Pressearbeit für Kinofilme beschäftigt. Zurück in München, folgten Stationen in verschiedenen Arbeitsbereichen als Sekretärin. Beim Max-Planck-Institut für Physik arbeitete sie für einen Direktor als Fremdsprachenassistentin, beim Europäischen Patentamt war sie als Management-Assistentin für mehrere Direktoren zuständig. Dem Wechsel ins Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) ging eine Anstellung bei der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen voraus, wo Happel als Sekretärin der Abteilungsleitung im Restaurierungszentrum tätig war.

So bringt sie eine breite Basis für die neuen Aufgaben in der Abteilung Z des

BLfD, die ja ihrerseits eine gewisse Heterogenität der Referate und Sachgebiete aufweist, mit. Neben der administrativen und organisatorischen Unterstützung der Abteilungsleitung steht sie auch als Ansprechpartnerin für die Kolleginnen und



Franziska Happel (Foto: BLfD, Doris Ebner)

Kollegen der ganzen Abteilung jederzeit zur Verfügung. „Gerne habe ich mich für diese Position beworben, da ich die Arbeit des BLfD für sehr wichtig halte. Es ist schön, eine Arbeit auszuführen, die offensichtlich sinnvoll ist. Die Erhaltung der historischen Denkmäler und Kulturgüter ist nachhaltig wichtig und interessant zugleich“, sagt Happel.

Nach wenigen Wochen am neuen Platz hat sie schon positive erste Eindrücke gewonnen. „Die Zusammenarbeit im Team ist freundlich und konstruktiv. Auch die Zusammenarbeit mit der Abteilungsleitung ist spannend, weil das Arbeitsgebiet sehr vielseitig und breit gefächert ist. Daher ist meine Arbeit abwechslungsreich und kommunikativ. Ich arbeite sehr gerne als Sekretärin, da ich meine Kolleginnen und Kollegen gerne unterstütze und das Organisatorische und Administrative mir liegt. Ich schätze eine strukturierte Arbeitsweise und fühle mich als Schnittstelle im Sekretariat mit vielen Kollegen und Arbeitsbereichen am rechten Platz.“ Sie freue sich darauf, nach und nach die Strukturen, Arbeitsabläufe und Traditionen sowie die Kolleginnen und Kollegen besser kennenzulernen.

Besonders gut hat ihr bisher der erste Betriebsausflug gefallen, der die Teilnehmer am 6. Juli bei heißen Temperaturen

nach Neumarkt in der Oberpfalz führte. Dies war eine gute Gelegenheit, mit den neuen Kolleginnen und Kollegen zusammenzusein. Der gelungene Ausflug markiert eine schöne Erinnerung der Anfangszeit im BLfD.

Was macht die Germanistin in ihrer Freizeit? Keine Überraschung: „In meiner Freizeit lese ich gerne Romane.“ Auch die Berliner Episode hat Nachwirkungen: „Ich gehe oft ins Kino.“ Und ein Vorteil von München: „Ich treffe mich gern mit

meiner Familie und meinen Freunden“ – und nach dem gelungenen Betriebsausflug darf man vielleicht bald hinzufügen: „und mit meinen Kollegen“.

Doris Ebner

Judith Sandmeier – neue Referentin im Referat Z II, Siedlungs- und Kulturlandschaftsdokumentation

Seit Mai 2016 verstärkt Judith Sandmeier M. A. als Referentin das Team der städtebaulichen Denkmalpflege im Referat Z II Siedlungs- und Kulturlandschaftsdokumentation in der Dienststelle Bamberg in Schloss Seehof. Sie wuchs an einem der zentralen Geschichtsorte in Bayern auf, in Unterwittelsbach, am Fuße des Burgbergs der Stammburg der Wittelsbacher, wengleich die Zeitläufte und die Gebietsreform diesen altbairischen Nucleus heute ironischerweise nach Schwaben verschoben haben. Wir wissen aber nicht, ob diese Kindheitsverortung etwas mit ihrem Interesse an Kunstgeschichte und Geschichte allgemein zu tun hat, jedenfalls zog es sie nach dem Abitur 2006 am Deutschherren-Gymnasium Aichach zum Studium der „Europäischen Kunst- und Kulturwissenschaft (European Studies)“ an die Universität Passau.

Schon in dieser Zeit entwickelte sie ein Faible für stadtbauhistorische und stadtebaulich-denkmalflegerische Fragestellungen, weswegen sie folgerichtig nach dem Bachelorabschluss 2010 an die Universität Bamberg in den Masterstudiengang „Denkmalfpflege/Heritage Conservation“ überwechselte. Während des Studiums sammelte sie konsequent auch Praxiserfahrung durch Praktika in den Unteren Denkmalschutzbehörden Aichach-Friedberg und Görlitz, in einem Planungsbüro in Australien und schließlich auch im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) in München. Ihre Masterarbeit verfasste Sandmeier zum Thema: „Malerischer Städtebau? Die fränkischen Heil- und Pflegenanstalten Kutzenberg und Lohr am Main im Kontext der Reformideen von Krankenhaus- und Städtebau um 1900“, womit sie ein bisher weitgehend unbearbeitetes Themenfeld des Städtebaus der vorvergangenen Jahr-



Judith Sandmeier (Foto: BLfD, Helmut Voss)

hundertwende aufschlug und insbesondere die auch heute noch wichtige Frage bearbeitete, wie man damals versuchte, ein bauliches und stadtebauliches Umfeld zu schaffen, das positiv auf den Heilungsprozess wirken sollte. Nach ihrer Masterarbeit hatte sich die Möglichkeit ergeben, als wissenschaftliche Hilfskraft an der Retrodigitalisierung und der Eingabe von denkmalflegerischen Erhebungsbögen in das Fachinformationssystem des BLfD mitzuwirken, ein stadtebaulich-denkmalflegerisches Instrument, mit dem sie auch schon im Studium in Berührung gekommen war. Im Oktober 2013 erhielt Sandmeier die Gelegenheit, ihre bisherigen Erfahrungen im Bereich der stadtebaulichen Denkmalpflege auch tatsächlich in der Praxis umzusetzen und zwar als wissenschaftliche Referentin im Landesamt für Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Münster. Für eine Bayerin, die noch dazu die Berge liebt und diese auch bei jeder sich bietenden Gelegenheit wandernd aufsucht, schon

eine Umstellung. Wegen ihrer fachlichen Kompetenz und ihrer menschlichen Art fand sie sich in Westfalen aber gut zurecht, wengleich ihr dort das wichtigste Getränk ihrer Heimat kaum in der nötigen Qualität geboten werden konnte. Eine fachliche Anerkennung war es auch, dass ihr zusätzlich zu ihren Aufgaben auch die Führung der Geschäftsstelle der Vereinigung der Landesdenkmalfleger (VDL) angeboten wurde, die sie seit Juli 2014 innehatte und die sie auch nach dem Wechsel des Vorsitzenden der VDL, Markus Harzenetter, von Münster nach Wiesbaden behielt. Dennoch schielte Sandmeier immer mit einem Auge nach Bayern. Die Chance zur Rückkehr ergab sich, als das von Generalkonservator Mathias Pfeil geförderte „Kommunale Denkmalkonzept (KDK)“ eine personelle Ausweitung der bisher mit 1,5 Referenten besetzten stadtebaulichen Denkmalpflege in unserem Haus nahelegte. Seit etwas mehr als einem Jahr ist sie nun ganz entscheidend an der konzeptionellen Entwicklung und an der praktischen Erprobung des KDK beteiligt. In Kürze soll sie die Regierungsbezirke Mittelfranken und Oberpfalz in allen Fragen der stadtebaulichen Denkmalpflege übernehmen. Trotz dieser vielfältigen Aufgabenstellungen treibt sie nebenher ihr Dissertationsprojekt zu den Anfängen der stadtebaulichen Denkmalpflege in Bayern weiter.

Judith Sandmeier fühlt sich in Franken wohl, die Stadt Bamberg und ihre kulturellen und kulinarischen Eigenheiten sind ihr seit dem Studium vertraut. So ganz lassen sie die Wittelsbacher aber nicht los, nachdem sie Kindheit und Jugend in der Rupprechtstraße verbracht hat, lebt sie jetzt in der Herzog-Max-Straße.

Red.

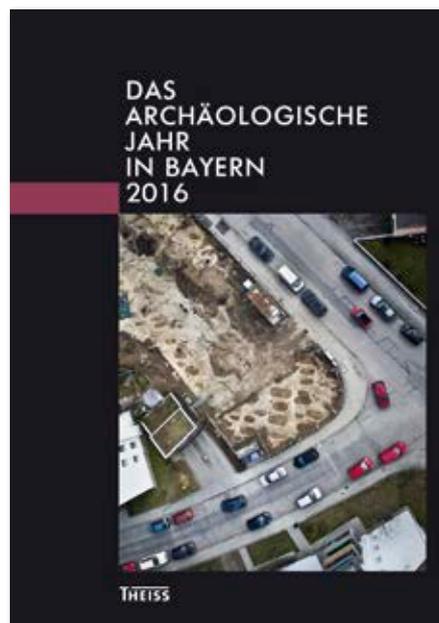
Sonne über Burgweinting – Spurensuche im „Distelfeld“

Das Archäologische Jahr in Bayern 2016

Die aufschlussreichsten archäologischen Ausgrabungen im Freistaat stellt das BLfD alljährlich im „Archäologischen Jahr in Bayern“ vor, mit herausgegeben von der Gesellschaft für Archäologie in Bayern. Jüngst ist der Band für das Jahr 2016 erschienen. In 66 Beiträgen von über 100 Autoren werden darin auf 200 Seiten die wichtigsten Projekte präsentiert. Eine Bibliografie listet die 2016 erschienene Literatur zu archäologischen Themen in Bayern auf.

Wie gewohnt, beginnt das Buch mit Beiträgen zu den ältesten Zeiten. Diesmal stellt Martin Nadler anlässlich der Ausgrabung einer frühlatènezeitlichen Siedlung im Gredinger „Distelfeld“ auch die noch viel ältere, an geologischen Strukturen ablesbare Landschaftsgeschichte der Gegend mit vor. – Die Bandkeramik ist unter anderem vertreten in Mörlbach mit einem Haus mit der Spezialität einer sog. Y-Pfostenstellung, in Kürnach durch eine Siedlung, die mit Schlitzgruben umsäumt war. In Altdorf wurde in einer Münchshöfener Grube ein ganzes „Lager“ an Hirschknochen vorgefunden. Im Dürnbucher Forst im Lkr. Kelheim konnte trotz Waldbestand eine Chamer Kreisgrabenanlage mit obertägig erhaltenen (!) Wällen prospektiert werden. Im schwäbischen Jengen überraschten die sehr einheitlich ausgestatteten frühbronzezeitlichen Frauengräber mit Horkheimer Nadeln, in Kersbach ein Lindenbastgefäß in einem Brunnen, das wahrscheinlich zum Wasserschöpfen gedient hatte. Eine sehr großflächige Ausgrabung in Augsburg-Göggingen ermöglichte es, ein Gräberfeld der Mittelbronzezeit mit sehr vielfältigen Bestattungsformen nahezu komplett zu erfassen. Der Fund einer goldenen Bronzescheibe überstrahlte die Grabung in Regensburg-Burgweinting.

Das Phänomen Klimawandel scheint schon in der Eisenzeit aufgetreten zu sein; so werden jedenfalls Hinweise in einer Grabung im unterfränkischen Euerfeld interpretiert. In Leinach hat in der Frühlatènezeit ein Handwerker abgesägte Geweihsprossen eines großen Hirsches deponiert. Brachiale Kräfte walteten in Inning am Ammersee, wo man Waffen



völlig deformierte, ehe man sie in mittelatènezeitliche Gräber beigab – dabei handelte es sich um Stücke sorgfältigster Schmiedekunst! Unvermutet kam in Wartenberg die – leider letzte – Ecke einer Viereckschanze in einem Baugebiet zutage, ebenso unvermutet bei Sankt Afra am Lech eine spätlatènezeitliche Großsiedlung.

Die Römerzeit ist durch Töpfereien und Ziegeleien in Prittriching und Fessenheim vertreten, ebenso durch Straßenstücke in Nördlingen, des Weiteren

durch Grabfunde in Regensburg. Staunen ruft ein spätrömisches Kastell in Aying hervor, dessen Grundriss in der Prospektion in seltener Deutlichkeit zutage tritt, dessen Ausbau aber offenbar nicht zustande kam. An der Grenze des Imperiums konnte unter günstigen Umständen in Pförring ein spätkaiserzeitliches Kammergrab geborgen werden, jenseits der Grenze in Pielenhofen eine germanische Siedlung.

Mitten in München-Pasing an einer belebten Straßenkreuzung kamen Reihengräber zum Vorschein, darunter auch ein Pferdegrab und das eines Schwertträgers. Krieger im Miniatur-Format wurden auf einer Pressblech-Riemenzunge aus Rain entdeckt. Siedlungen in Pilling und Ergolding, Buntmetallwerkstätten in Hirschaid, Montantätigkeit in Amberg-Eglsee, eine unvermutete romanische Vorgängerkirche in Mainroth bilden gleichsam Mosaiksteine des Mittelalters in Bayern. Einen nicht vorhersehbaren Großeinsatz der Archäologen verlangte die Mainverlegung bei Ebing zur Sicherung des Schienenwegs der Deutschen Bahn: Wie ein Puzzle im überdimensionalen Maßstab wirken zahllose Steinquader, die vermutlich von einer im Mittelalter eingestürzten Brücke stammen. – Leichter zu handhaben waren mittelalterliche Lederfunde aus Deggendorf. Denkmalpflegerisch betreut wurden ferner Siedlungsreste unter anderem in Eichstätt, eine Burg bei Waldaschaff, die gotische Kirche St. Elisabeth in Passau und Bodenfunde an weiteren Orten.

Innerstädtische Grabungen gab es etwa in Würzburg, Augsburg, Aschaffenburg, Schweinfurt und Bamberg. Der Salzhandelsroute „Gulden Straß“ im Bayerischen Wald ist hingegen im digitalen Geländemodell nachzugehen.

Ein Massengrab in Landshut verlangte archivalische Recherchen und legt einen Zusammenhang mit einer Typhusepidemie im 18. Jahrhundert nahe.

Verschiedene Methoden der Prospektion und Denkmalsicherung wurden angewendet etwa in Kreuzholzen, Ergoldsbach und Mirskofen (Geophysik) sowie im Kastell Ruffenhofen (gezielte Minimalbohrungen); in Aying wurde ein Erdstall mit aufwendiger Auskleidung gesichert. Anthropologen kümmerten sich bereits bei der Ausgrabung um die Sicherung der Skelette in Forchheim

und Landsberg am Lech. Nicht zuletzt werden zwei Projekte beschrieben, bei denen engagierte Ehrenamtliche besonders beteiligt waren, so an einem mesolithischen Fundplatz auf der Tiefenthaler Höhe und bei der Erfassung mittelalterlicher Niederungsburgen in Niederbayern. Schlussendlich wurde auf der Burgruine Hilgartsberg ein archäologischer Dokumentationsraum eingerichtet, der dort besichtigt werden kann.

Die archäologische Spurensuche, die bodendenkmalpflegerischen Bemühungen des Jahres 2016 in Bayern waren

wieder einmal arbeitsreich und intensiv; oft bewegen sich die Denkmalpfleger tatsächlich wie in einem „Distelfeld“. Die Erträge, von denen in diesem Buch nur ein Bruchteil dargestellt werden kann, zeigen aber, wie lohnend diese Bemühungen sind und dass den Engagierten gelegentlich auch einmal eine goldene Sonne von Burgweinting aufgeht.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeit siehe S. 99

Robert Koch: Die Ausgrabungen in der Burg Wittelsbach 1978–1981. Befunde und Funde

Materialhefte zur bayerischen Archäologie, Band 105

1977 wurde an eines der renommiertesten Bodendenkmäler Bayerns der Spaten angelegt: Vor genau 40 Jahren richteten sich die Blicke der Öffentlichkeit auf die Stammburg der Wittelsbacher in Vorbereitung der 800. Wiederkehr der 1180 erfolgten Belehnung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach mit dem Herzogtum Bayern.

Wenige Kilometer östlich von Aichach liegen im heutigen Schwaben oberhalb des Flüsschens Paar im Dorf Oberwittelsbach die Überreste der Burg auf einem nach Nordwesten gerichteten Geländesporn unauffällig versteckt im Boden.

Ein großer, geschichtsträchtiger Familienname ist hier mit den Überresten einer Burg verbunden, die sich heute nicht mehr so imposant darstellt wie das ruhmvolle Geschlecht, dem sie den Namen gegeben hat. Dies wurde vor 40 Jahren gerade bei der Burg Wittelsbach, bei der nicht einmal mehr Teile als Ruine aufrecht stehen, schmerzlich als Defizit empfunden. Eine Ausgrabung sollte abhelfen, um dem Ort und dem, was er verkörpert und wofür er steht, näher zu kommen. Die Ergebnisse sollten in der großen Wittelsbacher-Ausstellung 1980 präsentiert werden.

Robert Koch leitete ab 1979 diese Ausgrabungen und führte sie bis Ende 1981 zum Abschluss. Die Hoffnung, möglichst präsentierbare Bausubstanz der

Burg zutage zu fördern und ihr Aussehen rekonstruieren zu können, hat sich nicht im vollen Maße erfüllt. Zu stark war sie zerstört worden. Aus den Befunden ließ sich kein detailliertes Bild der Burg mehr gewinnen. Schon bald wurde aber erkannt, dass der wissenschaftliche Gewinn der Grabungen eher darin liegt, dass von dem durch seine Zerstörung 1208 fest datierten Platz ein sehr großer Keramikkomplex geborgen werden konnte. Für die Keramikdatierung und -typologie bildet dieser heute einen unersetzlichen festen Bezugspunkt.

Robert Koch legt diesen wichtigen Bestand auf 126 Tafeln nun vollständig vor. Die Grabungszeichnungen werden im Maßstab 1 : 50 wiedergegeben und füllen 18 Beilagen.

Mit einem eigenen Beitrag hinterfragt Jochen Haberstroh das historische Umfeld. Indem er den Blick auch auf den gegenüberliegenden Klingenberg richtet, gelingt es ihm, den Vorgang der Eroberung der Burg Wittelsbach 1208 überzeugend nachzuvollziehen.

Das Sachgebiet Geophysik des BLfD hat bereits 2013 durch Radar-Messungen auf dem Gelände der Burg Wittelsbach festgestellt, dass noch erhebliche, schützenswerte Denkmalsubstanz im Boden steckt. 2017 wurden ergänzende Messungen auf dem Klingenberg durchgeführt, die ungeahnte Befunde belegen und die

Thesen von Jochen Haberstroh stützen können. Beide Messungen werden in dem Band dargestellt und erläutert.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeit siehe S. 99

Thomas Richter: Subsistenz und Landschaftsnutzung im Mesolithikum Altbayerns

Materialhefte zur bayerischen Archäologie, Band 106

In dem neu erschienenen Materialheft 106 wendet sich der Autor Thomas Richter einer Epoche zu, über die in Bayern sonst relativ wenig geforscht und publiziert wird: die Mittelsteinzeit in Altbayern.

Das Mesolithikum, die Mittelsteinzeit, liegt uns ferner und ist fundärmer als die nachfolgenden Epochen. Wir sprechen von einem Zeitraum ungefähr 9000 bis 5300 v. Chr. Keramik und Metall waren noch nicht in Gebrauch; Funde aus Holz, Knochen oder Geweih sind nur verschwindend gering überliefert. Bestattungen kennen wir so gut wie gar nicht. Von den Wohnstätten haben wir keinerlei Gebäudereste, sondern allenfalls noch Feuerstellen auf einem Lagerplatz. Solche geben sich nur durch die Hinterlassenschaft von Silexartefakten zu erkennen, die unter günstigen Umständen von kundigen Augen entdeckt werden können. In Südbayern kennt man nur wenige derartige Fundstellen.

Entsprechend der schmalen Befundlage sind besondere Arbeitsmethoden erforderlich, um das Mesolithikum zu erforschen. Ausgrabungen beschränken sich oft auf wenige Quadratmeter und sind mit ganz besonderer Sorgfalt durchzuführen. An manchen Fundstellen erübrigt sich sogar eine Ausgrabung, hier muss man mit Fundinventaren aus Absammlungen arbeiten. Deren Auswertung ist sehr stark auf Methoden der Statistik angewiesen.

Thomas Richter hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, Tausende von Sileces zu begutachten, alle ihre Merkmale

zu registrieren und sie dann statistisch auszuwerten.

In seiner Dissertation legt er nun vier bisher unpublizierte Fundstellen aus Südbayern vor (Essing und Reutern in Niederbayern, die Krautinsel im Chiemsee und Leeder bei Landsberg am Lech) und zieht seine Schlüsse vor allem aus der Untersuchung der Silexfunde und dem Vergleich mit anderen Fundstellen. In erster Linie wurden die Silices nach Formen und Zuordnung bestimmt und vermessen; ihre Herkunft wird nach geologischer Analyse der Steinmaterialien ausfindig gemacht (hierzu gibt es einen Beitrag der Geologin Jeanne Affolter). Aus diesen wenigen Parametern, nachdem bestimmt, gemessen, gezählt, verglichen und gerechnet wurde, lässt sich am Ende doch erstaunlich viel über das Leben der damaligen Menschen ableiten.

Die mesolithischen Menschen waren in einem größeren Terrain in Gruppen von Lagerplatz zu Lagerplatz unterwegs, dem Jagdwild auf den Fersen. Offenbar gab es Hauptlager und daneben Jagd- und Außenlager; die Aufenthaltsdauer wird mit einigen Wochen oder Monaten veranschlagt. Bevorzugt wurden Plätze nah am Wasser, in leicht erhöhter Position und ohne zu dichten Wald. Da die Menschen hauptsächlich von Jagd und Fischfang lebten, brauchten sie adäquate Waffen wie Wurfspere, Stoßlanzen, Pfeil und Bogen. Für die steinernen Mikrolithen, Spitzen, Klingen, Kratzer, Stichel, Retuschen usw. wurden die jeweils erreichbaren Rohsteine

mitgenommen und dann zugerichtet. Stücke aus weit entfernt anstehendem Gestein werden als Geschenke oder Tauschobjekte anderer Gruppen interpretiert. Die sogenannten Schweifgebiete und die Wanderbewegungen lassen sich mit Blick auf die mitgeführten Rohstoffe ansatzweise nachvollziehen.

Die Bevölkerungsdichte war außerordentlich gering: Auf 1000 km² bewegte sich die durchschnittliche Einwohnerzahl im einstelligen Bereich.

Es ist erstaunlich, dass die Menschen unter jenen Bedingungen überhaupt überlebt haben. Dabei war das Leben – auch über die rein faktische, hohe Mobilität hinaus – alles andere als ein Stillstand. Es zeichnen sich Entwicklungen ab: Die Verweildauer am Lagerplatz nahm im Spätmesolithikum zu, die Jagdwaffen änderten sich, Haselnüsse trugen wesentlich zur Ernährung bei, die Bevölkerung vermehrte sich langsam. Der Mensch passte sich den Veränderungen seiner Umwelt an und begann allmählich, selbst verändernd in das Ökosystem einzugreifen. Während Mammut, Höhlenbär, Wollnashorn und andere Tiere ausgestorben sind, konnte der Mensch sich behaupten.

Ein denkwürdiges Kapitel aus dieser frühen Urzeit in Bayern ist in dem neuen Band nun nachzulesen.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeit siehe S. 99

Methoden und Techniken in der Wandmalereirestaurierung

Band 17 der Schriftenreihe des BLfD erschienen

Die seit 1988 alle zwei Jahre im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) stattfindenden sogenannten Werkstattgespräche haben sich 2016 dem Thema „Retrospektive und Perspektive – Methoden und Techniken in der Wandmalereirestaurierung“ gewidmet. Diese

internationale Tagung, die im Münchner Literaturhaus stattfand und außerordentlich gut besucht war, gliederte sich in einen retrospektiven und perspektiven Teil – nun liegen die Vorträge als Tagungsband in der Schriftenreihe des BLfD als Band 17 vor.

Jan Menath, der die Tagung im Wesentlichen konzipierte, führt auch in den Tagungsband ein. Aufmerksam macht er hier auf das Dilemma, dass es „bei Fragen zu Putz- und Anstrichtechniken offensichtlich immer weniger ‚Wagnisse‘ gibt. Verantwortende Berater und aus-

führende Restauratoren berufen sich leider“, so Menath, „[...] fast nur noch auf naturwissenschaftliche Untersuchungen und DIN-Normen.“ Sinn und Zweck der Tagung bestand also darin, zu einem Wissenstransfer zu gelangen und darüber hinaus die Forderung nach grenzüberschreitenden und somit gemeinsamen Richtlinien weiter zu diskutieren.

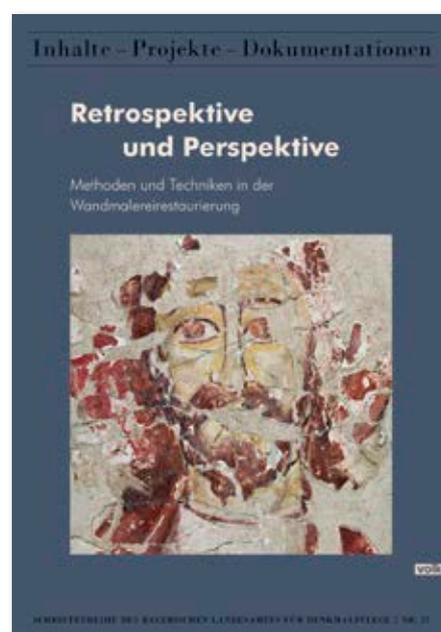
Dem Blick in die Zukunft ging ein Blick in die Geschichte voraus: Der frühere Landeskonservator Bernd Vollmar beschreibt in seinem Aufsatz die Restaurierungswerkstätten des BLfD unter dem Aspekt „Restaurator contra Künstlerrestaurator“. Die hier beschriebene und analysierte Verwissenschaftlichung des Restaurierungswesens ist auch Thema von Katrin Janis, Bayerische Schlösserverwaltung, sowie Bernd Euler-Rolle, Bundesdenkmalamt Wien. Alle drei Beiträge machen deutlich, wie entscheidend es ist, seitens der staatlichen Denkmalpflege über eigene Werkstätten, z. B. zur Qualitätskontrolle, aber auch zu Dokumentations- und Forschungszwecken, zu verfügen.

Die Ausbildung zum Restaurator und damit auch einen Teil der Forschung übernehmen inzwischen die Universitäten – Ivo Hammer, unter anderem ehemaliger Hochschullehrer an der HAWK in Hildesheim, resümiert diese Geschichte der Ausbildung und der Praxis im Bereich der Konservierung von Wandmalerei und Architekturoberfläche. Den Übergang von der Retrospektive zur Perspektive meistert Thomas Danzl in seinem Aufsatz zu einem ewigen Dilemma der Denkmalpflege, der Freilegung am Beispiel von Schloss Parz in Oberösterreich.

In medias res gehen die Beiträge von Matthias Staschull zur Vergabe nach öffentlichem Teilnehmerwettbewerb und Horst Schuh mit der Frage, ob das Klima in historischen Kirchen ein Wunschkonzert sei. Am Beispiel Pompei stellt Stefano Vanacore Innovation und Tradition der dortigen Wandrestaurierungen vor, Alberto Felici ist mit einem Beispiel aus Santa Maria Novella in Florenz vertreten.

Die, wenn man so will, ganz „normalen“ aber vielleicht umso schwierigeren Themen in der Wandmalereirestaurierung bzw. Behandlung von Wandoberflächen in der Denkmalpflege sind z. B. die Beseitigung eventueller Brandschäden, Georg Wechsler und Thomas Lut-

gen, Substruktionsschäden, Peter Turek, oder Salzminderungsmaßnahmen. Sven Oehmig erläutert eine entsprechend minimalinvasive Maßnahme am Mirakelzyklus der Wallfahrtskirche in Weiheinden und erläutert zudem eine statische Sicherung einer stuckierten Flachdecke. Wie eng heute Praxis und Theorie, das heißt wissenschaftliche Forschung an Universitäten und Werkstätten miteinander verzahnt sind, macht der Beitrag von Ursula und Rainer Drewello deutlich, der sich mit materialtechnischen Anforderungen zur Konsolidierung hydrophober



historischer Feinputze befasst. Anlass bzw. Gegenstand der Untersuchung war ein Teilabsturz eines Deckenfreskos in St. Michael in Fehheim, das 1704 von Johann Schuster (1668–1724) geschaffen wurde. Eberhard Wendler erläutert „Reaktive Behandlungsmethoden zur Umwandlung von Gips“, einem besonders wichtigen Thema bei der Restaurierung von Kalksteinoberflächen.

Maria Rosa Lanfranchi berichtet in italienischer Sprache von der Restaurierung der großartigen Wandmalereien in der Cappella Maggiore in Santa Croce, Florenz, sowie Lidia Font Pagès von den Wandmalereien und deren anschließender Präsentation in der Cappella di San Miquel di Pedralbes in Spanien. Welche Möglichkeiten die „digitale Welt“ etwa bei der Rekonstruktion zerstörter aber in Fundstücken noch bekannter Fresken

bereithält, erläutert Michaela Frick, Bundesdenkmalamt Wien, in ihrem Beitrag anhand eines Beispiels aus St. Nikolaus in Ganz. Zur modernen Denkmalpflege gehört, wenn auch manchmal nur mühsam durchzusetzen, das Monitoring. Markus Santner, ebenfalls Bundesdenkmalamt Wien, erläutert einen entsprechenden Leitfaden sowie dessen Umsetzung in die restauratorische Praxis – aus Berlin berichten York Rieffel und Maria Brand von der „Inspektion und Wartung öffentlicher Denkmäler“.

Die Wandmalereirestaurierung, die sich nicht nur den großen und berühmten Werken zu widmen hat, sondern auch den gefassten Architekturoberflächen ist bei ihrem „Gegenstand“ längst auch in der Moderne angekommen. Entsprechend hält der Band noch eine ganz besondere Restaurierungsgeschichte für den Leser bereit: das Wandgemälde „Tuttomondo“ von Keith Haring (1958–90) in Pisa. Die Abbildungen zeigen den Entstehungsprozess dieses etwa 180 m² großen, 1989 entstandenen Wandgemäldes, dessen Restaurierung 2011 abgeschlossen wurde. Antonio Rava berichtet von dessen Besonderheiten.

Das breite Spektrum an Themen bildet den „Stand der Dinge“ ab und somit dürfte der Tagungsband noch lange ein Nachschlagewerk für all diejenigen sein, die sich beruflich oder auch sonst mit dem Thema Wandmalerei bzw. Architekturfassung beschäftigen wollen und müssen.

Astrid Hansen

Bezugsmöglichkeit siehe S. 99

Literaturhinweise

Bei der Redaktion eingegangen

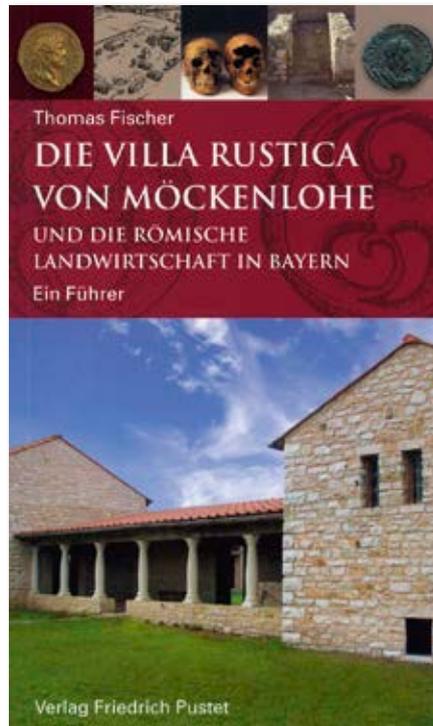
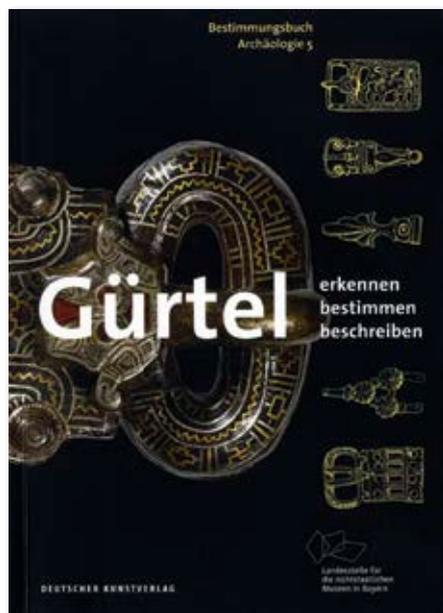
Denkmalpflege – Theorie und Praxis

LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur (Hrsg.): *Denkmalpflege und die Moderne 1960+*. 7. Westfälischer Tag für Denkmalpflege. 19.–20. Mai 2016 in Marl, Steinfurt 2017 (17. Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen) [Tecklenborg Verlag, ISBN 978-3-944327-51-8, 127 S., zahlr. Abb., € 12,50]

Architektur und Kunstgeschichte

Notter, Florian: *Aufbruch und Umbruch. Freising in Fotografien der Jahre 1900–1920*, München 2017 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-260-5, 200 S., mit zahlr. hochwertigen Abb., € 24,90)

Hoser, Paul: *Geschichte des Bezirks Schwaben von der Nachkriegszeit bis 2003* (Schriftenreihe der Bezirksheimatpflege Schwaben zur Geschichte und Kultur, Band 10), Augsburg 2017 (Wißner Verlag, ISBN 978-3-95786-100-9, 808 S., 52 Abb., teils in Farbe, € 39,80)



Bünz, Enno/Kühne, Hartmut/Wiegand, Peter (Hrsg.): *Johann Tetzel und der Ablass. Begleitband zur Ausstellung »Tetzel – Ablass – Fegefeuer« in Mönchenkloster und Nikolaikirche Jüterbog*, Berlin 2017 (Lukas Verlag, ISBN 978-3-86732-262-1, 432 S., 204 Abb., € 29,80)

Lavesstiftung (Hrsg.): *Aufbruch. Architektur in Niedersachsen 1960 bis 1980*, Berlin 2017 (Jovis Verlag, ISBN 978-3-86859-471-3, 200 S., ca. 300 Abb., € 38,-)

Landesstelle für die nicht- staatlichen Museen in Bayern

Heynowski, Ronald: *Gürtel erkennen, bestimmen, beschreiben*, München 2017 (Bestimmungsbuch Archäologie 5) [Deutscher Kunstverlag, ISBN 978-3-422-07434-7, 259 S., zahlr. Abb., € 19,90]

Archäologie

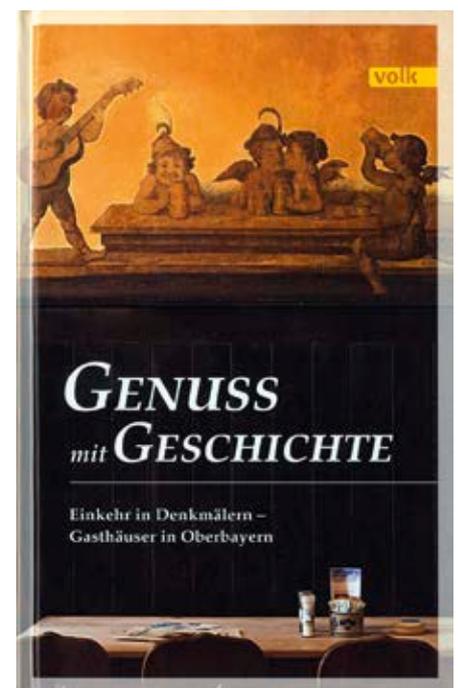
Fischer, Thomas: *Die Villa rustica von Möckenlohe und die römische Landwirtschaft in Bayern*, Regensburg 2017 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2865-0, 152 S., zahlr. Abb., € 14,95)

Fischer, Thomas/Riedmeier-Fischer, Erika: *Der römische Limes in Bayern. Geschichte und Schauplätze entlang des UNESCO-Welterbes*, 2. Auflage, Regensburg 2017 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2906-0, 230 S., zahlr. Abb., € 26,95)

Sonstiges

Rosenzweig, Werner: *Unbekannter Steigerwald. Von Karpfen, Klöstern und Kellerbier*, München 2017 (Volk Verlag München, ISBN 978-3-86222-242-1, 256 S., zahlr. Abb., € 19,90)

Bay. Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst/Bay. Staatsministerium für Wirtschaft, Infrastruktur, Verkehr und Technologie/Bay. Landesamt für Denkmalpflege/Bay. Landesverein für Heimatpflege e. V./Bay. Hotel- und Gaststättenverband e. V. (Hrsg.): *Genuss mit Geschichte. Einkehr in Denkmälern – Gaststätten in Oberbayern*, München 2017 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-186-8, 210 S., zahlr. Abb., € 19,90)



Bezugsmöglichkeiten der vorgestellten Publikationen

Koch, Robert: *Die Ausgrabungen in der Burg Wittelsbach 1978–1981. Befunde und Funde*. Mit Beiträgen von Jochen Haberstroh, Jörg W. E. Faßbinder, Marion Scheiblecker, Florian Becker, Nadine Gebhardt und Roland Linck. Materialhefte zur bayerischen Archäologie, Bd. 105, 2017 (Verlag Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz; Tel. 09473-205, Fax 09473-8357, E-Mail: Druckerei@oberpfalzverlag-lassleben.de, ISBN 3-7847-5405-5, 348 S. einschl. 126 Tafeln, 30 Abb., 18 Beilagen, € 65,-; erhältlich im Buchhandel oder beim Verlag)

Richter, Thomas: *Subsistenz und Landshaftsnutzung im Mesolithikum Altbayerns*. Mit einem Beitrag von Jeanne Affolter. Materialhefte zur bayerischen Archäologie,

Bd. 106, 2017 (Verlag Michael Laßleben, Lange Gasse 19, 93183 Kallmünz; Tel. 09473 205, Fax 09473 8357, E-Mail: Druckerei@oberpfalzverlag-lassleben.de, ISBN 3-7847-5406-2, 274 S. einschl. 9 Tafeln, 7 Farbtafeln, 106 Abb., € 39,-)

Das archäologische Jahr in Bayern 2016, hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und der Gesellschaft für Archäologie in Bayern, Darmstadt 2017 (Konrad Theiss Verlag GmbH, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Hindenburgstraße 40, 64295 Darmstadt, Tel. 06151 3308-127, Fax 06151 3308-208, www.theiss.de, E-Mail: service@wbg-wissenverbindet.de, ISBN 978-3-8062-3604-0, 200 S., 306 meist farbige Abb., € 29,-)

Stadt Erding (Hrsg.): *Spangenbarrenhort Oberding. Gebündelt und vergraben – ein rätselhaftes Kupferdepot der Frühbronzezeit*. Mit Beiträgen von Birgit Anzenberger u. a., Erding 2017 (Museum Erding – Schriften, Bd. 2), 252 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-9817606-5-1; € 25,-; zu beziehen bei: Museum Erding, Prielmayerstr. 1, 85435 Erding oder museum@erding.de)

Pfeil, Mathias (Hrsg.): *Retrospektive und Perspektive. Methoden und Techniken in der Wandmalerei restaurierung*, München 2017 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-248-3, 264 S., zahlr. farbige Abb., € 24,90)

Externe Autorinnen und Autoren dieses Hefts

Constanze Bayer
Barthel & Maus
Infanteriestraße 11a
80797 München

Franz Xaver Bechtold
Theodor-Körner-Str. 3a
97072 Würzburg

Dr. Gerald Dobler
Steinmühlweg 16
83512 Wasserburg

Alexandra Fritsch
Fritsch Knodt Klug und Partner mbB
Architekten
Untere Kreuzgasse 33
90403 Nürnberg

Manfred Gehrke und Annette Reindel
c/o Zeitreise Gilching e. V.
Brucker Straße 11
82205 Gilching

Dr. Mathias Hensch
Schauhütte Archäologie
Schönwind 2
92259 Neukirchen bei Sulzbach-Rosenberg

Eberhard Holter
Melbergasse 3
90518 Altdorf bei Nürnberg

Dr. Christian Kayser
Barthel & Maus
Infanteriestraße 11a
80797 München

Laura Krauss
Bayerische Ingenieurekammer-Bau
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Schloßschmidstraße 3
80639 München

ARGE Jutta Minor und Cornelia Patterson
Krottental 21
91301 Forchheim

Markus Naumann
Elisabeth-Selbert-Straße 51
87437 Kempten

Nils Ostermeier M.A.
Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche
Archäologie
Institut für Altertumswissenschaften
Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Residenzplatz 2, Tor A
97070 Würzburg

Elke Reese
Leopoldstraße 199
80807 München

Philipp Schinkel
Rhönstraße 20
97080 Würzburg

Rechtliches

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen Beiträge stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des Amtes oder des Verlages dar.

Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung.

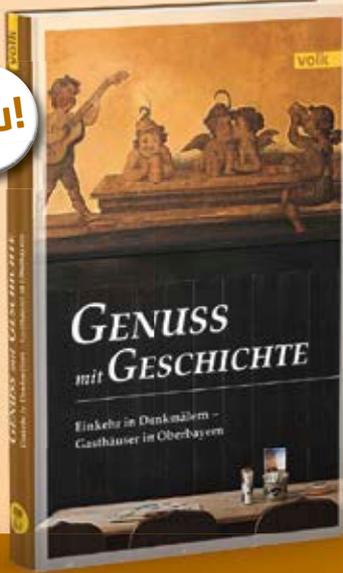
Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.



Bayerisches Landesamt
für Denkmalpflege u.a. (Hrsg.)
Genuss mit Geschichte
Einkehren im Denkmal –
Gasthäuser in Oberbayern
Hardcover mit Leseband,
216 Seiten,
19,90Euro
ISBN 978-3-86222-186-8



Neu!



Zu Gast im Denkmal

Die Existenz gewerblicher Gasthöfe in Oberbayern wird erstmals im 13. Jahrhundert schriftlich belegt. Im Laufe der Zeit erhielten sie einen gewissen Stellenwert in der bayerischen Lebensart; sie werden Orte des geselligen Beisammenseins. Zur Prinzregentenzeit erreichte die bayerische Wirtshauskultur ihren Höhepunkt. Restaurants, Bierpaläste, Weinlokale sowie einfache Gasthäuser blühten.

Heute gibt es sie immer noch, die Gasthöfe aus jener Zeit – Sie zeichnen sich durch die Originalität ihrer Gaststuben aus und sind lebendige Vertreter einer in Jahrhunderten gewachsenen Wirtshauskultur.

www.volkverlag.de

volk.verlag

Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege

Band 68/69 (2014/2015)



Neu im
Deutschen
Kunstverlag

592 Seiten mit 800
meist farbigen Abb.,
21 x 29,7 cm,
Leinen mit
Schutzumschlag

€ 39,90 [D]
€ 41,10 [A]

ISBN:
978-3-422-07411-8

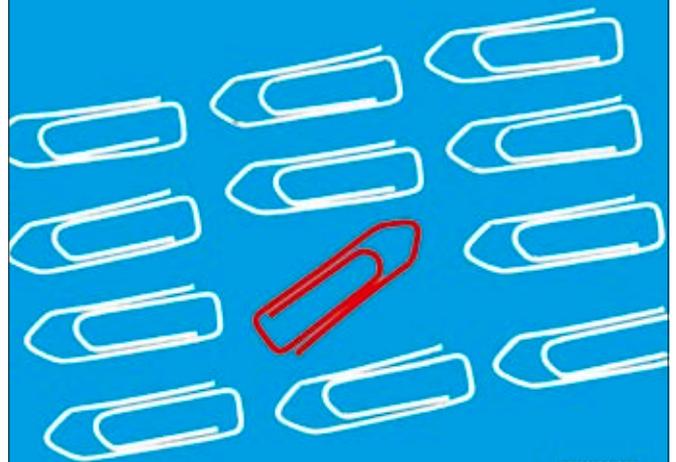


www.deutscherkunstverlag.de

HIGH-TECH-DRUCK

KEM

... perfekte **DRUCKTECHNIK**
und individueller **SERVICE**
für anspruchsvolle **KUNDEN**
mit einzigartigen **ERWARTUNGEN.**



Kastner & Callway Medien
www.kastner-callway.de

